



Patricia
Cornwell

**Die Dämonen
ruhen nicht**

Ein Kay-Scarpetta-Roman

GOLDMANN

Buch

Ein Serienkiller verbreitet Angst und Schrecken in Baton Rouge, Louisiana: Zehn Frauen hat er bereits verschleppt und zu Tode gequält. Das Rätselhafte daran: Die Opfer sehen aus wie Kay Scarpetta. Nachdem sie als Gerichtsmedizinerin von Virginia entlassen wurde, hofft Scarpetta, in Florida den Tod ihres Geliebten Benton Wesley und Jean-Baptiste Chandonnes Mordanschlag auf sie verarbeiten zu können. Doch dann kehren die Schreckensgestalten aus der Vergangenheit zurück: Chan-donne, der unter anderem wegen dieses Anschlags auf seine Hinrichtung wartet, schreibt ihr einen Brief aus dem Todestrakt des Gefängnisses. Er verspricht ihr wichtige Informationen zum Serienkiller in Louisiana — aber er stellt dafür eine schreckliche Bedingung: Scarpetta selbst soll ihm die Todesspritze geben. Ihre

Nichte Lucy und der Cop Pete Marino versuchen Scarpetta beizustehen. Die drei ahnen nicht, dass hinter den Kulissen ein Mann die Fäden zieht, mit dem absolut niemand gerechnet hat...

Autorin

Patricia Cornwell arbeitete als Gerichtsreporterin und Computerspezialistin in der forensischen Medizin, bevor sie für ihre Thriller um Kay Scarpetta in den USA, in Großbritannien und Frankreich mit hohen literarischen Auszeichnungen bedacht wurde. Die Autorin lebt in Richmond, Virginia, und Malibu.

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell finden Sie im Internet:

www.patriciacornwell.com

Von Patricia Cornwell außerdem im Goldmann Verlag erschienen:

Die Kay-Scarpetta-Romane: Ein Fall für Kay Scarpetta (Mord am Sonntagmorgen).

Roman (44138) Ein Mord für Kay Scarpetta.
 Roman (44230) Die Tote ohne Namen. Roman (43536) Trübe Wasser sind kalt. Roman (43537) Der Keim des Verderbens. Roman (43902) Brandherd. Roman (43903) Blinder Passagier. Roman (43904) Das letzte Revier. Roman (43905) Das fünfte Paar. Roman (45807) Ein Fall für Kay Scarpetta / Ein Mord für Kay Scarpetta. Zwei Romane in einem Band (13134) Trübe Wasser sind kalt / Der Keim des Verderbens. Zwei Romane in einem Band (13376)

Kay-Scarpetta-Kochbücher Kay Scarpetta bittet zu Tisch (44541) Zum Sterben gut. Kay Scarpettas Lieblingsgerichte (45301)

Serie um Judy Hammer und Andy Brazil: Die Hornisse. Roman (43901) Kreuz des Südens. Roman (45435) Insel der Rebellen. Roman (45434, Februar 2006)

Außerdem lieferbar: Wer war Jack the Ripper? Porträt eines Killers (45806)

Patricia Cornwell

**Die Dämonen ruhen
nicht**

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen von Karin Dufner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2003 unter
dem Titel »Blow Fly« Bei G. P. Putnam's
Sons, New York

Verlagsgruppe Random House FSC-
DEU-0100

Das Fsc-zertifizierte Papier München Super
für Taschenbücher aus dem Goldmann Ver-
lag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage Taschenbuchausgabe September
2006 Wilhelm Goldmann Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House

Copyright © der Originalausgabe 2003 by
Cornwell Enterprises Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2004

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: photonica/Carlos Secchin SH
Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-45436-0

ISBN-13: 978-3-442-45436-5

www.goldmann-verlag.de

*Für Dr. Louis Cataldie, amtlicher
Leichenbeschauer für den Bezirk Baton
Rouge Ost, einen ausgesprochen fähigen,
rechtschaffenen, gütigen und
wahrheitsliebenden Mann. Du hast die Welt
lebenswerter gemacht.*

*Nun liegen sie beide gemeinsam im Staube,
und Maden bedecken sie.*

HIOB 21:26

1

Dr. Kay Scarpetta hält das winzige Glasröhrchen dicht an die Kerze, um die Made zu beleuchten, die in einem giftigen Äthanolbad treibt. Schon der erste Blick sagt ihr, in welchem Stadium der Metamorphose sich der cremefarbene Leichnam, kaum größer als ein Reiskorn, befunden hat, bevor man ihn zur Aufbewahrung in diesem Reagenzglas mit schwarzem Schraubdeckelverschluss versenkte. Hätte die Larve überlebt, sie hätte sich in eine blaue *Calliphora erythrocephala*, eine Schmeißfliege, verwandelt und ihre Eier in Mund und Augen eines toten Menschen oder in den schwärenden Wunden eines noch lebenden abgelegt.

»Vielen Dank«, sagt Scarpetta und lässt den Blick den Tisch entlang über die vierzehn Polizisten und

Spurensicherungsexperten des Abschlussjahrgangs 2003 an der National Forensic Academy schweifen. Er bleibt an Nic Robillards Unschuldsmiene hängen. »Ich weiß nicht, wer dieses Ding an einem Ort aufgesammelt hat, den man bei Tisch besser nicht erwähnt, um es in Gedanken an mich zu konservieren ... aber ...«

Ausdruckslose Gesichter und Achselzucken.

»... ich muss gestehen, dass ich heute zum ersten Mal im Leben eine Made geschenkt bekomme.«

Niemand bekennt sich schuldig, doch wenn Scarpetta an einem nie gezweifelt hat, dann ist es die Fähigkeit eines Polizisten, zu bluffen und, wenn nötig, sogar unverfroren zu lügen. Und da sie das Zucken um Nic Robillards Mundwinkel bemerkt hat, noch ehe sonst jemand wusste, dass sie eine Made als

Tischgenossin haben, hat sie einen ganz bestimmten Verdacht.

Das Kerzenlicht streicht über das Röhrchen zwischen Scarpettas Fingerspitzen; ihre Nägel sind ordentlich gefeilt, kurz und eckig, ihre Hand ist ruhig und schmal, aber kräftig, denn schließlich hat sie es jahrelang mit widerständigen Leichen zu tun gehabt und sich durch starrsinniges Gewebe und Knochen gearbeitet.

Zu Nicks Pech lachen ihre Kommilitonen nicht, und die junge Frau fühlt die Peinlichkeit wie einen kalten Hauch heraufkriechen. Obwohl sie die anderen Polizisten nach zehn Wochen eigentlich als Kollegen und Freunde betrachten sollte, ist sie immer noch *Nic the Hick*, die Provinzlerin aus Zachary Louisiana, einem Nest von zwölftausend Einwohnern, wo Mord bis vor kurzem als nahezu unbekannte Gräueltat galt. In Zachary

konnten mitunter Jahre vergehen, ohne dass jemand umgebracht wurde.

Die meisten der übrigen Lehrgangsteilnehmer sind durch ihre Arbeit in diversen Mordkommissionen so zynisch geworden, dass sie Tötungsdelikte inzwischen in verschiedene Kategorien einteilen: echter Mord, minderschwerer Mord und, wirklich und wahrhaftig, »Stadterneuerung«. Bei Nic hingegen gibt es keine verharmlosenden Bezeichnungen. Mord ist und bleibt Mord. In ihren acht Berufsjahren hat sie es erst mit zweien zu tun gehabt, beides Mal Schießereien im häuslichen Umfeld. Deshalb hat sie Höllenqualen ausgestanden, als ein Dozent am ersten Lehrgangstag von einem Polizisten nach dem anderen wissen wollte, wie viele Morde seine Abteilung durchschnittlich pro Jahr bearbeite. Keinen, erwiderte Nic. Die nächste Frage des Dozenten galt der Anzahl der Kollegen in den jeweiligen Abteilungen. Fünfunddreißig, sagte Nic.

Also weniger, als wir in der achten Klasse waren, lautete der Kommentar eines ihrer neuen Mitstudenten. Vom ersten Tag des Lehrgangs an, der angeblich die größte Chance ihres Lebens ist, hat Nic verzweifelt versucht dazuzugehören; doch irgendwann hat sie sich damit abgefunden, dass sie - nach Polizistenweltsicht betrachtet - eben zu denen gehört und nicht zu uns.

Durch ihren ziemlich albernem Streich mit der Made hat sie, wie sie nun bedauernd feststellt, offenbar gegen irgendeine Regel verstoßen (auch wenn sie nicht ganz weiß, gegen welche). Anscheinend gehört es sich nicht, dass sie der legendären Pathologin Dr. Kay Scarpetta ein Geschenk macht - sei es nun witzig oder ernst gemeint.

Nics Gesicht wird heiß, und sie spürt den Schweiß in ihren Achselhöhlen, als sie die Reaktion ihres Idols beobachtet und nicht in der Lage ist, sie zu deuten; vermutlich liegt

das daran, dass Nic vor lauter Unsicherheit und Verlegenheit nicht mehr klar urteilen kann.

»Ich werde sie >Maddie< nennen, obwohl wir das Geschlecht noch nicht eindeutig bestimmen können«, beschließt Scarpetta. Die zuckende Kerzenflamme spiegelt sich in den Gläsern ihrer von einem Metallrahmen eingefassten Brille. »Doch der Name passt, wie ich finde, zu einer Made.« Ein Deckenventilator peitscht die Flamme in ihrer Glaskuppel auf, als Scarpetta das Röhrchen hochhält. »Wer kann mir sagen, in welcher Häutungsphase Maddie ist? In welchem Lebensstadium befand sie sich, als jemand« - wieder lässt sie den Blick über die Gesichter am Tisch schweifen, bis er erneut an Nic hängen bleibt - »sie in dieses Fläschchen mit Äthanol steckte? Übrigens vermute ich, dass Maddie Flüssigkeit eingeatmet hat und ertrunken ist. Maden brauchen ebenso Luft wie wir.«

»Welches Arschloch ersäuft denn eine Made?«, höhnt einer der Polizisten.

»Also wirklich. Stell dir vor, du müsstest Alkohol einatmen.«

»Was redest du da, Joey? Das machst du doch schon den ganzen Abend.«

Eine von böartigen Sticheleien geprägte Stimmung braut sich zusammen wie ein Sturm in der Ferne, und Nic weiß nicht, wie sie sich dem entziehen soll. Also lehnt sie sich zurück, verschränkt die Arme vor der Brust und bemüht sich, einen möglichst unbeteiligten Eindruck zu machen. Dabei fallen ihr unerwartet die abgedroschenen Verhaltensregeln ihres Vaters bei Gewitter ein: *Also, Nic, wenn es blitzt, stell dich nicht allein irgendwo hin, und glaube bloß nicht, du wärst in Sicherheit, wenn du dich zwischen Bäumen versteckst. Such dir den nächstbesten Graben und duck dich so tief wie*

möglich hinein. Im Augenblick hat Nic keine andere Möglichkeit, als sich hinter ihrem Schweigen zu verschanzen.

»Doc, wir haben die letzte Prüfung doch schon hinter uns.«

»Wer hat denn zu unserer Party Hausaufgaben mitgebracht?«

»Richtig, wir haben jetzt Feierabend.«

»Feierabend, ich verstehe«, entgegnet Scarpetta nachdenklich. »Wenn Sie also Feierabend haben und die Leiche einer vermissten Person gefunden wird, würden Sie nicht reagieren. Meinen Sie das damit?«

»Ich müsste warten, bis ich den Bourbon abgebaut habe«, erwidert ein Polizist, dessen rasierter Schädel glänzt wie gewachst.

»Das ist ein Argument«, antwortet sie. Die Polizisten lachen, alle bis auf Nic.

»Es kann passieren.« Scarpetta stellt das Röhrchen neben ihr Weinglas. »Jeden Moment kann ein Anruf kommen. Vielleicht entpuppt er sich als der schlimmste Einsatz in unserem Berufsleben, und trotzdem sind wir ein bisschen beschwipst von ein paar Drinks nach Feierabend, krank oder mitten in einem Streit mit unserem Lebenspartner, einem Freund oder einem unserer Kinder.«

Sie schiebt das halb gegessene Tunfischfilet weg und verschränkt die Hände auf dem karierten Tischtuch.

»Aber unsere Fälle warten nicht«, fügt sie hinzu.

»Wirklich nicht? Kann man sich nicht manchmal auch Zeit lassen?«, fragt ein Detective aus Chicago, den seine

Kommilitonen wegen eines auf den linken Unterarm tätowierten Ankers Popeye nennen. »Zum Beispiel, wenn Knochen in einem Brunnen liegen oder in einem Keller vergraben sind. Oder bei einer Leiche unter einer Betonplatte. Die verschwindet schließlich nicht einfach.«

»Die Toten sind ungeduldig«, entgegnet Scarpetta.

2

Die Nacht auf dem Bayou erinnert Jay Talley an eine Cajun-Band: Ochsenfrösche spielen Bass, Frösche zupfen jaulende Elektrogitarren, und die Zikaden und Grillen bearbeiten Waschbretter und singende Sägen.

Er leuchtet mit der Taschenlampe einen Punkt dicht neben dem dunklen Stamm einer arthritisch gekrümmten alten Zypresse an. Die Augen eines Alligators blitzen auf und verschwinden im schwarzen Wasser. Die Moskitos mit ihrem Unheil verkündenden leisen Summen lassen den Lichtstrahl vibrieren, als das Bay-Stealth-Boot mit abgestelltem Außenbordmotor dahintreibt. Jay thront auf dem Kapitänssitz und betrachtet genüsslich die Frau im Fischtank dicht vor seinen Füßen. Als er sich vor ein paar Jahren nach

einem Boot umgeschaut hat, hat ihm dieser Bay-Stealth am meisten zugesagt. Der im Deck eingelassene Fischtank ist geräumig genug für mindestens sechzig Kilo Eis und Fisch - oder für eine Frau mit dem Körperbau, auf den er steht.

Ihre vor Angst weit aufgerissenen Augen schimmern in der Dunkelheit. Bei Tageslicht sind sie blau, wunderschön tiefblau. Sie kneift sie schmerzhaft zusammen, als Jay zärtlich den Strahl der Taschenlampe über sie gleiten lässt, vom erwachsenen, hübschen Gesicht bis hinunter zu den rot lackierten Zehennägeln. Sie ist blond, vermutlich zwischen Anfang und Mitte vierzig, sieht jedoch jünger aus und hat eine zierliche, aber wohl gerundete Figur. Der Fischtank aus Fiberglas ist mit orangefarbenen Bootskissen ausgepolstert, die schmutzig und voller alter Blutflecken sind. Rücksichtsvoll, ja sogar zärtlich hat Jay ihr Handgelenke und Knöchel nur locker gefesselt, so-dass ihr das gelbe

Nylonseil nicht das Blut abschnürt. Er hat ihr erklärt, das Seil werde ihre zarte Haut nicht aufschürfen, solange sie sich nicht sträubt.

»Es ist sowieso zwecklos, dass du dich wehrst«, meinte er mit einer Baritonstimme, die ausgezeichnet zu seiner dunklen Schönheit passt. »Und knebeln werde ich dich auch nicht. Denn Schreien bringt dir genauso wenig, verstanden?«

Als sie nickte, musste er lachen, denn es sah aus wie ein *Nein*, obwohl sie natürlich *Ja* meinte. Doch er hat Verständnis dafür, dass bei Menschen in *Todesangst* — ein Wort, das ihm stets absolut unzulänglich erschienen ist - die Gedanken und Handlungen durcheinander geraten. Wahrscheinlich hatte Samuel Johnson, als er sich im achtzehnten Jahrhundert mit den vielen Ausgaben seines »Wörterbuchs der englischen Sprache« abmühte, keinerlei Vorstellung davon, was ein

menschliches Wesen empfindet, wenn er oder sie Grauen oder den Tod *erwartet*. Diese *Erwartung* führt zu panischen Signalen in jedem Neuron und jeder Körperzelle, die weit über bloße Angst hinausgehen. Aber selbst Jay, der mehrere Sprachen fließend beherrscht, kennt kein besseres Wort, um die Leiden seiner Opfer zu beschreiben.

Die kalte Hand des Grauens.

Nein.

Er mustert die Frau. Sie ist ein Lamm. Es gibt im Leben nur zwei Sorten von Menschen: Wölfe und Lämmer.

Jays Entschlossenheit, die Gefühle seiner Lämmer bis in die letzte Nuance auszuloten, ist zu einer gnadenlosen, an Besessenheit grenzenden Mission geworden. Das Hormon Epinephrin - Adrenalin - ist der Stoff, der

einen ganz normalen Menschen in ein niederes Lebewesen verwandelt, das nicht mehr Verstand und Logik besitzt als ein gefangener Frosch. Abgesehen von der physiologischen Reaktion, die Kriminologen, Psychologen und andere so genannte Experten als Kampf-oder-Flucht-Reflex bezeichnen, muss man zusätzlich noch die früheren Erfahrungen und die Phantasiebegabung des Lamms in Betracht ziehen. Je mehr Gewalt das Lamm zum Beispiel durch Bücher, Fernsehen, Filme oder Nachrichtensendungen ausgesetzt war, desto besser kann es sich den Albtraum ausmalen, der ihm vielleicht bevorsteht.

Aber das Wort. *Das vollkommen treffende Wort.* Es will ihm heute Nacht wieder nicht einfallen.

Er kauert sich aufs Deck und lauscht dem raschen, flachen Atmen des Lamms. Die Frau zittert, als das *Erdbeben des Grauens*

(in Ermangelung des treffenden Wortes) jedes ihrer Moleküle packt und unerträgliche Verheerung unter ihnen anrichtet. Er greift hinunter in den Fischtank und berührt ihre Hand. Sie ist kalt wie der Tod. Dann presst er zwei Finger an die Seite ihres Halses, tastet nach der Karotidarterie und fühlt ihr mithilfe des Leuchtzeigers seiner Uhr den Puls.

»Etwa hundertachtzig«, teilt er ihr mit.
»Bekomm keinen Herzinfarkt. So einen Fall hatte ich auch schon mal.«

Sie starrt ihn aus Augen, größer als der Vollmond, an. Ihre Unterlippe zittert.

»Das meine ich ernst. Bekomm keinen Herzinfarkt.« Er macht keinen Witz. Es ist ein Befehl.

»Hol tief Luft.«

Sie tut es. Ihre Brust zittert.

»Besser?«

»Ja. Bitte ...«

»Woran liegt es nur, dass ihr kleinen Lämmer immer so scheißhöflich seid?«

Ihr schmutziges, magentafarbenes Baumwollhemd ist schon vor Tagen aufgerissen. Er klappt die zerfetzten Hälften auf, legt ihre vollen Brüste frei, die im Dämmerlicht beben und schimmern, und fährt ihre Rundungen entlang, hinunter zu ihrem zuckenden Brustkorb und der Mulde ihres flachen Unterleibs bis zum offenen Reißverschluss ihrer Jeans.

»Es tut mir Leid«, flüstert sie, während eine Träne über ihr mit Schmutz beschmiertes Gesicht läuft.

»Jetzt fängst du schon wieder an.« Er lässt sich auf seinem Kapitänsthron nieder. »Glaubst du im Ernst, dass du mich durch Höflichkeit von meinen Plänen abbringst?« Seine schwelende Wut kocht hoch. »Weißt du, was Höflichkeit für mich bedeutet?« Er erwartet eine Antwort.

Sie versucht, ihre Lippen anzufeuchten. Ihre Zunge ist trocken wie Papier. An ihrem Hals pocht sichtbar der Puls, als wäre ein winziger Vogel dort gefangen.

»Nein.« Sie stößt das Wort hervor, Tränen fließen in ihre Ohren und ihr Haar.

»Schwäche«, sagt er.

Ein paar Frösche stimmen ein Lied an. Jay betrachtet die nackte Haut seiner Gefangenen, blass und glänzend vom Insektenschutzmittel, ein kleiner Akt der Menschlichkeit seinerseits; Grund dafür ist sein Ekel vor

roten Schwellungen. Die Moskitos umschwirren sie zwar wie eine graue Wirbelwolke, landen aber nicht.

Erneut steht er von seinem Platz auf und gibt ihr einen Schluck Wasser aus einer Flasche. Der Großteil rinnt ihr das Kinn hinunter. Sie sexuell zu berühren interessiert ihn nicht. Drei Nächte bringt er sie nun schon auf sein Boot, weil er sich in Ruhe mit ihr unterhalten und auf ihre nackte Haut starren will, in der Hoffnung, dass sich ihr Körper irgendwann in den von Kay Scarpetta verwandelt. Dann jedoch wird er wütend, weil das nicht geht, wütend, weil Scarpetta niemals höflich wäre, und wütend, weil Scarpetta nicht schwach ist. Ein Teil von ihm fürchtet, rasend vor Wut, er könnte ein Versager sein, denn Scarpetta ist eine Wölfin, während er immer nur Lämmer fängt und das vollkommen treffende Wort, das WORT, einfach nicht finden kann.

Ihm wird klar, dass ihm dieses Lamm im Fischtank ebenso wenig das WORT liefern wird wie all die anderen.

»Mir wird langweilig«, teilt er dem Lamm mit. »Ich frage dich noch einmal. Letzte Chance: Wie lautet das Wort?«

Sie schluckt heftig, und ihre Stimme erinnert ihn an eine gebrochene Achse, als sie versucht, ihre Zunge zu bewegen und zu sprechen. Er hört, wie sie ihr am Gaumen klebt.

»Ich verstehe nicht. Tut mir Leid .«

»Scheiß auf die Höflichkeit, kapiert? Wie oft muss ich es dir noch sagen?«

Der winzige Vogel in ihrem Hals flattert panisch, und ihre Tränen fließen schneller.

»Wie lautet das Wort? *Beschreib mir, wie du dich fühlst.* Und antworte jetzt bloß nicht, du hättest Angst. Schließlich bist du Lehrerin, verdammt. Du musst doch einen Wortschatz von mehr als fünf Wörtern haben.«

»Ich fühle ... ich fühle Resignation«, schluchzt sie.

»Was?«

»Sie werden mich nicht freilassen«, erwidert sie. »Das weiß ich jetzt.«

3

Scarpettas hintergründiger Humor erinnert Nic an Wetterleuchten, das nicht grellt und knackt und protzt wie ein echter Blitz, sondern ruhig und flackernd schimmert. Wie ihre Mutter früher sagte, heiße das, dass Gott Fotos mache.

Er fotografiert alles, was du tust, Nic, also solltest du dich gut benehmen, denn eines Tages kommt das Jüngste Gericht, und dann werden die Fotos herumgereicht, damit alle sie sich anschauen können.

Als Nic in die Highschool kam, glaubte sie schon längst nicht mehr an diesen Unsinn. Doch ihr »stiller Teilhaber«, wie sie ihr Gewissen nennt, wird vermutlich nie aufhören, sie zu warnen, dass ihre Sünden irgendwann ans Licht kommen werden. Und

Nic ist überzeugt, eine ganze Menge Sünden auf sich geladen zu haben.

»Ermittlungsbeamtin Robillard?«, hört sie Scarpetta sagen.

Nic schrickt beim Klang ihres Namens zusammen, und ihre Aufmerksamkeit kehrt wieder in den gemütlichen, dunklen Speisesaal und zu den Kollegen darin zurück.

»Erzählen Sie uns, was Sie tun würden, wenn um zwei Uhr nachts Ihr Telefon läutet. Sie hätten zwar schon ein paar Drinks intus, würden aber am Tatort eines wirklich grausigen Mordes gebraucht«, erläutert Scarpetta. »Ich muss dem vorausschicken, dass im Falle eines wirklich grausigen Mordes niemand außen vor bleiben will; auch wenn wir es nur ungern zugeben, entspricht das der Wahrheit.«

»Ich trinke nicht oft«, erwidert Nic und bereut ihre Antwort sofort, als ihre Kommilitonen aufstöhnen.

»Mein Gott, Mädchen, wo kommst du denn her, aus der Sonntagsschule?«

»Ich wollte bloß sagen, dass ich es nur selten kann, weil ich einen fünfjährigen Sohn habe.« Nics Stimme erstirbt, und sie würde am liebsten zu weinen anfangen. So lange ist sie noch nie von ihm getrennt gewesen.

Am Tisch entsteht Schweigen. Verlegenheit und Beklommenheit dämpfen die ausgelassene Stimmung.

»Hey, Nic«, meint Popeye, »hast du ein Foto von ihm dabei? Er heißt Buddy«, erklärt er Scarpetta. »Sie sollten sein Foto sehen. Ein richtiger kleiner harter Junge auf einem Pony.«

Nic hat keine Lust, das inzwischen abgegriffene Foto im Brieftaschenformat herumzugeben. Die Schrift auf der Rückseite ist verblasst und verschmiert, weil sie es so oft herausholt, um es zu betrachten. Sie wünscht sich, Popeye würde das Thema wechseln oder sie wieder wie üblich anschweigen.

»Wie viele von Ihnen haben Kinder?«, fragt Scarpetta in die Runde.

Etwa ein Dutzend Hände heben sich.

»Zu den schmerzlichen Aspekten unseres Berufs - möglicherweise ist es sogar das Schlimmste an diesem Job, oder besser: unserer Mission - gehören die Auswirkungen auf die Menschen, die wir lieben«, fährt sie fort, »so sehr wir auch versuchen, sie zu schützen.«

Kein Wetterleuchten mehr. Nur eine seidig schwarze Dunkelheit, kühl und angenehm, denkt Nic, während sie Scarpetta

beobachtet. *Sie ist sanft. Hinter einer Fassade aus Leidenschaft, Furchtlosigkeit und gnadenloser Kompetenz ist sie sanft und gütig.*

»In unserem Beruf können Beziehungen zu Opfern werden. Das geschieht häufig«, spricht Scarpetta weiter. Wie immer versucht sie zu belehren, da es ihr leichter fällt, Inhalte mitzuteilen als ihre Gefühle. Im Abstandhalten ist sie Meisterin.

»Haben Sie Kinder, Doc?« Reba, eine Spurensicherungsexpertin aus San Francisco, ist schon beim vierten Whiskey Sour. Ihre Sprache klingt bereits schleppend, und sie hat kein Taktgefühl mehr.

Scarpetta zögert. »Ich habe eine Nichte.«

»Ach ja, jetzt fällt's mir wieder ein. Lucy. Sie ist oft in den Nachrichten. Oder vielmehr, *war...*«

Dumme, betrunkene Ziege, ereifert sich Nic in Gedanken.

»Ja, Lucy ist meine Nichte«, erwidert Scarpetta.

»FBI. Computergenie.« Reba lässt nicht locker. »Und was kam dann? Lassen Sie mich überlegen. Irgendwas mit Helikoptern und dem ATF ...«

ATF — die Behörde für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen, du besoffene Gans. In Nics Kopf blitzt und donnert es.

»... weiß nicht mehr genau. War da nicht ein großes Feuer, bei dem jemand umgekommen ist? Was macht sie denn jetzt?« Reba leert ihren Whiskey Sour und hält Ausschau nach der Kellnerin.

»Das ist schon lange her.« Scarpetta beantwortet ihre Frage nicht, und Nic

bemerkt an ihr eine Erschöpfung und Traurigkeit, die so unabänderlich verwachsen ist wie die gekrümmten Stümpfe der Zypressen in den Sümpfen und Bayous ihrer Heimat im Süden von Louisiana.

»Ist das nicht ein Witz? Ich hatte ganz vergessen, dass sie Ihre Nichte ist. Inzwischen hat sie es doch weit gebracht -oder hatte es, vorübergehend«, redet Reba rücksichtslos weiter und schiebt ihr kurzes dunkles Haar aus den blutunterlaufenen Augen. »Sie hat Ärger gehabt, richtig?«

Blöde Tussi, halt's Maul!

Ein Blitzstrahl durchschneidet den schwarzen Vorhang der Nacht, und kurz kann Nic auf der anderen Seite weißes Tageslicht erkennen. So hat ihr Vater es immer erklärt. *Siehst du, Nic*, meinte er, wenn sie während tobender Gewitter aus dem Fenster schauten und der Blitz unvermittelt und

ohne Vorwarnung zickzackförmig den Himmel durchschnitt wie eine gleißende Klinge: *Es gibt immer ein Morgen, verstehst du? Du musst ganz schnell hinschauen, Nic. Auf der anderen Seite ist Morgen. Das grelle weiße Licht. Und sieh, wie schnell es heilt. Gott heilt genauso schnell.*

»Reba, geh zurück ins Hotel«, weist Nic sie in demselben strengen, beherrschten Tonfall an, den sie auch benützt, wenn Buddy einen Trotzanfall hat. »Du hattest für heute genug Whiskey.«

»Ach, Entschuldigung, Miss Oberstreberin.« Reba redet, als hätte sie Gummibänder im Mund.

Nic spürt Scarpettas Blick auf sich und wünscht, sie könnte ihr signalisieren, dass sie auf ihrer Seite steht oder sich zumindest für Rebas unmögliches Benehmen entschuldigen will.

Lucy, die Nichte, schwebt wie ein Hologramm im Raum, und Scarpettas kaum wahrnehmbare, aber sehr emotionale Reaktion löst in Nic eine heftige Eifersucht aus, von der sie gar nichts geahnt hat. Sie fühlt sich der Nichte ihres Idols, der Superpolizistin, deren Welt und Talente im Vergleich zu denen von Nick unermesslich sind, unterlegen. Ihr Herz schmerzt wie ein erstarrtes Gelenk, das endlich wieder bewegt werden kann, so wie damals, als ihre Mutter ihr jedes Mal, wenn die Schiene abgenommen wurde, vorsichtig den gebrochenen Arm gerade bog.

Schmerz ist etwas Gutes, Kind. Wenn du nichts spüren würdest, wäre dein kleines Ärmchen tot und würde abfallen. Und das möchtest du doch nicht, oder?

Nein, Mama. Tut mir Leid, dass mir das passiert ist.

Aber das ist doch albern, Nicci. Schließlich hast du dir ja nicht mit Absicht wehgetan!

Ich habe Papa nicht gehorcht. Ich bin in den Wald gelaufen, und dort bin ich gestolpert .

Wir machen alle Fehler, wenn wir Angst haben, Kind. Vielleicht war es sogar das Beste, dass du hingefallen bist. So hast du nämlich auf dem Boden gelegen, als es überall geblitzt und gedonnert hat.

4

In Nics Erinnerungen an ihre Kindheit im tiefen Süden wimmelt es von Gewittern.

Offenbar hatte der Himmel damals allwöchentlich schreckliche Wutanfälle, donnerte wie rasend und versuchte gleichzeitig, jedes Lebewesen auf der Erde entweder zu ertränken oder durch einen Stromstoß niederzustrecken. Immer wenn Donnerwolken hässlich und gefährlich grollend am Himmel drohten, hielt ihr Vater ihr Vorträge über Schutzmaßnahmen, während ihre hübsche blonde Mutter an der Fliegentür stand und Nick bedeutete, sie solle einfach ins Haus laufen, sich an einen warmen, trockenen Ort flüchten und in ihren Armen verstecken.

Papa knipste dann immer die Lichter aus, und so saßen sie zu dritt in der Dunkelheit, erzählten sich Geschichten aus der Bibel und wetteiferten, wie viele Verse und Psalmen jeder auswendig aufsagen konnte. Eine wortwörtliche Wiedergabe war fünfundzwanzig Cent wert, aber ihr Vater rückte das Geld erst heraus, wenn das Gewitter vorbei war, denn Vierteldollars bestehen aus Metall, und Metall zieht den Blitz an.

Du sollst nicht begehren.

Nics Aufregung kannte keine Grenzen, als sie erfuhr, dass Dr. Kay Scarpetta zu den Gastdozenten der Academy gehören würde. Sie sollte in der zehnten und letzten Woche des Lehrgangs ein Seminar zum Thema »Feststellung von Todesursachen« abhalten. Nic hatte das Gefühl, dass die ersten neun Wochen überhaupt nicht vergehen wollten. Dann traf Scarpetta in Knoxville ein, und Nics erste Begegnung mit ihr fand zu ihrer

großen Verlegenheit ausgerechnet in der Damentoilette statt, wo Nic soeben die Spülung betätigt hatte und, den Reißverschluss der Hose ihrer marineblauen Ausgehuniform zuziehend, aus einer Kabine kam.

Scarpetta wusch sich gerade die Hände, und Nic erinnerte sich an ihre Überraschung, als sie zum ersten Mal ein Foto von ihr gesehen und festgestellt hatte, dass sie gar kein dunkler, spanischer Typ war. Das war vor etwa acht Jahren gewesen, als Nic Scarpetta nur dem Namen nach gekannt und deshalb keinen Grund zu der Annahme gehabt hatte, diese könnte eine blauäugige Blondine sein, deren Vorfahren aus Norditalien stammen. Einige von ihnen waren Bauern an der österreichischen Grenze und dem Aussehen nach nicht von Deutschen zu unterscheiden.

»Hallo, ich bin Dr. Scarpetta«, sagte ihr Idol, als wäre zwischen der spülenden Toilette und Nic nicht der geringste

Zusammenhang erkennbar. »Lassen Sie mich raten: Sie sind bestimmt Nicole Robillard.«

Nic verschlug es die Sprache, und sie wurde feuerrot im Gesicht. »Woher ...«

Noch ehe sie den Rest ihrer Frage hervorstammeln konnte, erklärte Scarpetta: »Ich habe mir Kopien von allen Anmeldungen einschließlich der Fotos kommen lassen.«

»Wirklich?« Nic war nicht nur überrascht, dass Scarpetta ihre Anmeldungen hatte sehen wollen, sondern konnte sich auch nicht vorstellen, dass sie Zeit und Interesse dafür aufbrachte. »Dann kennen Sie wahrscheinlich auch meine Sozialversicherungsnummer«, versuchte sie es mit einem Witz.

»Nein, an die erinnere ich mich nicht«, erwiderte Scarpetta und trocknete ihre

Hände mit einem Papierhandtuch ab. »Aber sonst weiß ich genug.«

5

»Zweites Häutungsstadium.« Nic demonstriert ihr Wissen, indem sie die längst vergessene Frage zu Maddie, der Made, beantwortet.

Die Polizisten am Tisch wechseln entnervte Blicke. Nic hat das Talent, ihre Kollegen gegen sich aufzubringen, und hat diese Gabe in den vergangenen zweieinhalb Monaten immer wieder bewiesen. In mancherlei Hinsicht erinnert sie Scarpetta an Lucy, die die ersten einundzwanzig Jahre ihres jungen Lebens damit verbracht hat, die Mitmenschen nie begangener Fehler zu beschuldigen und sich bis zum Exhibitionismus mit ihren eigenen Fähigkeiten zu brüsten.

»Sehr gut, Nic«, lobt Scarpetta.

»Wer hat denn diese Klugscheißerin eingeladen?« Reba, die sich standhaft weigert, ins Holiday Inn zurückzukehren, hat

Spaß am Stänkern, wenn sie sich nicht gerade ihrem Essen widmet.

»Wahrscheinlich hat Nic zu wenig getrunken, leidet jetzt an Delirium tremens und sieht überall Maden herumkriechen«, meint der Detective mit dem wie poliert glänzenden Schädel.

Die Blicke, die er Nic zuwirft, sind ziemlich eindeutig. Obwohl sie die Lehrgangsstreberin ist, steht er auf sie.

»Und du hältst ein Stadium vermutlich für eine Sportstätte.« Eigentlich möchte Nic witzig sein, aber sie kann ihre ernste Stimmung nicht abschütteln. »Siehst du die kleine Made, die ich Dr. Scarpetta geschenkt habe.?«

»Aha! Endlich ein Geständnis!«

»Sie befindet sich im zweiten Entwicklungsstadium.« Nic weiß, dass sie jetzt besser aufhören sollte. »Hat sich nach dem Schlüpfen schon einmal gehäutet.«

»Ach ja? Woher weißt du das? Warst du Augenzeugin? Hast du tatsächlich gesehen, wie die kleine Maddie ihr Häutchen abgestreift hat?«, entgegnet der Detective mit dem rasierten Schädel und zwinkert ihr zu.

»Nic hat ein Zelt auf der Leichenfarm und schläft da draußen bei ihren kleinen Krabbelbelfreunden«, merkt jemand an.

»Das würde ich tun, wenn es nötig wäre.«

Niemand widerspricht ihr. Nic ist bekannt für ihre Ausflüge zu dem einen knappen Hektar großen bewaldeten Gebiet, wo ein

Labor der University of Texas steht. Dort wird der Verwesungsprozess anhand gespendeter menschlicher Leichen untersucht, um den vielen wichtigen, mit dem Tod zusammenhängenden Faktoren auf den Grund zu kommen, von denen der Todeszeitpunkt nicht der Geringfügigste ist. Man witzelt, Nic besuche die Leichenfarm, wie andere Leute im Altersheim bei der Verwandtschaft vorbeischaun.

»Ich wette, Nic kennt jede Made, jede Fliege, jeden Käfer und jeden Bussard da draußen persönlich.«

Die Witze und widerwärtigen Scherze gehen weiter, bis Reba mit einem lauten Klappern die Gabel fallen lässt. »Nicht, während ich ein halb durchgebratenes Steak esse!«

»Der Spinat gibt dem Ganzen einen hübschen grünen Touch, Mädchen.«

»Schade, dass kein Reis dabei ist...«

»Hey, es ist noch nicht zu spät! Bedienung! Bringen Sie dieser Dame eine hübsche Schüssel Reis. Mit Sauce.«

»Und was sind das für kleine schwarze Punkte, die wie Maddies Augen aussehen?« Scarpetta hält das Röhrchen wieder ans Kerzenlicht, in der Hoffnung, dass ihre Schüler sich beruhigen, bevor sie noch alle des Restaurants verwiesen werden.

»Augen«, meint der Polizist mit dem rasierten Schädel. »Es sind doch Augen, oder?«

Reba beginnt auf ihrem Platz hin und her zu schwanken.

»Nein, das ist nicht richtig«, entgegnet Scarpetta. »Los, ich habe Ihnen doch vorhin schon einen Tipp gegeben.«

»Für mich sehen sie aus wie Augen. Wie die schwarzen Schweinsäuglein von Magilla.«

In den vergangenen zehn Wochen ist Sergeant Magil aus Houston wegen seines behaarten, muskelbepackten Körpers zu dem Spitznamen »Magilla der Gorilla« gekommen.

»Hey!«, protestiert er. »Fragt mal meine Freundin, ob ich Augen wie eine Made habe. Sie blickt mir nämlich tief hinein« - er zeigt darauf - »und fällt dann in Ohnmacht.«

»Genau das ist es ja, Magilla. Wenn ich dir in die Augen schauen würde, würde ich auch umkippen.«

»Es müssen Augen sein. Woher zum Teufel weiß die Made sonst, wo sie hinwill?«

»Es sind Tracheen«, antwortet Nic. »Die kleinen schwarzen Punkte, meine ich. Wie winzige Schnorchel, damit die Made atmen kann.«

»Schnorchel?«

»Moment mal. Geben Sie mir mal das Ding rüber, Dr. Scar- petta. Ich will sehen, ob Maddie auch eine Taucherbrille und Flossen hat.«

Eine dünne Ermittlerin aus Michigan muss so lachen, dass sie den Kopf auf die Tischplatte stützt.

»Wenn wir das nächste Mal einen Aufgeschlitzten finden, brauchen wir nur nach den kleinen Schnorcheln Ausschau zu halten ...«

Aus dem Gelächter werden Lachkrämpfe. Magilla rutscht von seinem Stuhl und legt

sich rücklings auf den Boden. »Oh, Mist, ich muss gleich kotzen!«, kreischt er.

»Schnorchel!«

Scarpetta gibt auf und lehnt sich wortlos zurück. Sie hat die Situation nicht mehr im Griff.

»Nic, ich wusste gar nicht, dass du Kampftaucherin bei der Navy bist!«

So geht es weiter, bis der Geschäftsführer des Ye Olde Steak House, lautlos in der Tür erscheint - offenbar will er auf diese Weise mitteilen, dass die Feier in seinem Hinterzimmer die übrigen Gäste stört.

»Okay, Jungs und Mädchen«, sagt Scarpetta in einem leicht drohenden Ton. »Es reicht.«

Die Heiterkeit verfliegt in überschallartiger Geschwindigkeit. Es ist Schluss mit den Madenwitzen, und Scarpetta bekommt weitere Geschenke: einen Space-Kugelschreiber, der angeblich »bei Regen, Schneestürmen und auch, wenn man ihn aus Versehen bei einer Autopsie in die Bruthöhle fallen lässt«, weiterschreibt. Eine Mini-Maglite, »um auch an schwer erreichbaren Stellen etwas zu sehen«. Und eine dunkelblaue Baseballkappe, bestickt mit so viel Goldlitze, dass es für einen General genügen würde.

»General Dr. Scarpetta. Salutiert!«

Alle stoßen an, während sie gespannt auf Scarpettas Reaktion warten. Wieder fliegen lästerliche Kommentare durch die Luft wie Schrotkugeln. Magilla schenkt Scarpetta Wein aus einem Vier-Liter-Pappkarton mit Druckhebel nach. Sie vermutet, dass der billige Chardonnay aus Trauben aus den niedrigsten Lagen gemacht ist, wo das

Wasser nicht richtig abfließen kann. Wenn sie Glück hat, ist der Jahrgang vier Monate alt. Morgen wird sie einen Kater haben. Da ist sie ganz sicher.

6

Früh am nächsten Morgen empfiehlt der Mann vom Sicherheitsdienst des Kennedy Airports in New York Lucy Farinelli, ihre überdimensionierte Breitling-Uhr aus Edeltahl abzunehmen, das Kleingeld aus den Taschen zu kramen und alles auf ein Tablett zu legen.

Es ist keine Empfehlung mehr, sondern ein Befehl, als man sie auffordert, Turnschuhe, Jacke und Gürtel abzulegen und diese mitsamt ihrem Aktenkoffer auf dem Fließband zu deponieren, das die Sachen durch den Röntgenapparat transportieren wird. Außer einem Mobiltelefon, einer Haarbürste und einem Lippenstift wird nichts auf dem Bildschirm zu sehen sein. Die Mitarbeiterinnen von British Air in ihren dunklen Blazern und den marineblauen Kleidern mit

rotweißen Karos sind zwar ziemlich freundlich, aber die Flughafenpolizei wirkt nervöser als sonst. Obwohl der türrahmenförmige Metalldetektor nicht anspringt, als Lucy auf Sportsocken und in rutschenden Jeans hindurchschreitet, wird sie noch mit dem Handscanner überprüft, sodass die Drahtbügel ihres BH ein Piepsen auslösen.

»Arme hochhalten«, fordert die kräftig gebaute Sicherheitsbeamten sie auf.

Als Lucy lächelnd die Arme ausbreitet wie am Kreuz, wird sie von der Frau rasch abgetastet. Ihre Hände huschen unter Lucys Achseln und Brüste und gleiten ihre Schenkel hinauf bis zum Schritt - natürlich verläuft alles sehr professionell. Andere Fluggäste passieren unbehelligt, und insbesondere die Männer finden den Anblick der attraktiven jungen Frau mit den ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen sehr spannend. Doch Lucy kümmert das nicht. Sie hat schon zu

viel erlebt, um Energie auf ihr Schamgefühl zu verwenden, und ist versucht, ihre Bluse aufzuknöpfen, den Bügel-BH vorzuzeigen und der Beamtin zu versichern, dass keine Batterie und auch kein winziger - sehr winziger - Sprengmechanismus daran befestigt sind.

»Es liegt an meinem Büstenhalter«, meint sie lässig zu ihr, die um einiges aufgeregter wirkt als ihr Opfer. »Verdammt, ich vergesse jedes Mal, einen BH ohne Drahtbügel anzuziehen, vielleicht einen Sport-BH oder gar keinen. Tut mir Leid, dass ich Ihnen Umstände mache, Officer Washington.« Sie hat den Namen auf ihrem Schildchen bereits gelesen. »Danke, dass Sie Ihre Arbeit so ernst nehmen. In was für einer Welt leben wir nur? Offenbar haben wir wieder Terrorwarnung, Alarmstufe orange.«

Lucy lässt die verdatterte Beamtin stehen, klaubt ihre Uhr und das Kleingeld vom

Tablett und sammelt Aktenkoffer, Jacke und Gürtel ein. Dann setzt sie sich abseits auf den kalten, harten Boden, zieht die Turnschuhe an, spart sich aber das Zuziehen. Anschließend steht sie auf, immer noch die Höflichkeit selbst, für den Fall, dass die Polizisten oder Mitarbeiter von British Airways sie beobachten. Aus der Gesäßtasche ihrer Jeans holt sie Ticket und Pass, beide ausgestellt auf einen ihrer vielen falschen Namen. Mit schlappenden Schnürsenkeln geht sie unbeirrt den gewundenen, mit einem Teppich belegten Flugsteig 10 entlang und duckt sich durch die kleine Tür der Concorde, Flug 01. Eine Flugbegleiterin der British Air kontrolliert lächelnd Lucys Bordkarte.

»Sitz 1C.« Sie zeigt auf die erste Reihe, den Gangplatz am Spant, als ob Lucy noch nie in einer Concorde gereist wäre.

Das letzte Mal ist es unter einem anderen Namen gewesen. Lucy trug eine Brille und

grüne Kontaktlinsen und hatte, entsprechend ihrem Passfoto, leicht auswaschbares, schrillblaues Haar mit violetten Strähnchen. Als Beruf gab sie »Musikerin« an. Obwohl ihre nicht existierende Techno-Band Yellow Hell unmöglich jemand kennen konnte, erntete sie von vielen Leuten ein »Oh ja, hab ich schon gehört! Cool!«

Lucy verlässt sich auf die erschreckend schlechte Beobachtungsgabe der allgemeinen Bevölkerung. Sie zählt darauf, dass es niemand wagt, seine Unwissenheit zuzugeben, und dass die meisten Menschen deshalb dreiste Lügen als ihnen vertraute Wahrheiten schlucken. Gleichzeitig ist sie überzeugt davon, dass ihre Gegner alles um sich herum bemerken, und ist deshalb wie sie ständig auf der Hut.

Als der Zollbeamte besonders gründlich ihren Pass musterte, wusste sie sein Verhalten zu deuten und konnte daraus ableiten,

dass zurzeit eine ausgesprochen angespannte Sicherheitslage herrscht. Interpol hat über das Internet in etwa 182 Ländern eine rote Meldung, also einen dringenden Fahndungsauftrag, verbreitet. Gesucht wird ein flüchtiger Verbrecher namens Rocco Caggiano, der in Italien und Frankreich mehrere Morde begangen haben soll. Rocco ahnt nicht, dass Lucy selbst die Information an die Zentralstelle von Interpol in Washington geschickt hat. Ihr glaubhafter Hinweis wurde gründlich überprüft, bevor man ihn durch den Cyberspace an die Interpol-Zentrale in Lyon, Frankreich, weiterleitete, von wo aus man die rote Meldung an die Gesetzeshüter auf der ganzen Welt herausgab. Die gesamte Prozedur hat nur wenige Stunden in Anspruch genommen.

Rocco kennt Lucy nicht, obwohl er weiß, wer sie ist. Sie hingegen ist bestens über ihn im Bilde, auch wenn sie ihn ebenfalls nie persönlich getroffen hat. Als sie sich nun

setzt, den Sicherheitsgurt anlegt und die Concorde ihre Triebwerke von Rolls-Royce anlässt, kann sie es kaum erwarten, Rocco Caggiano zu sehen. Ihre Ungeduld hat den Grund in einer schwelenden Wut, die sich bis zu ihrer Ankunft in Osteuropa in Nervosität und Furcht verwandelt haben wird.

7

»Ich hoffe stark, dass Sie sich nicht so miserabel fühlen wie ich«, meint Nic zu Scarpetta.

Sie sitzen im Salon von Scarpettas Suite im Marriott und warten auf den Zimmerservice. Obwohl es erst neun Uhr morgens ist, hat Nic sich schon zwei Mal nach Scarpettas Befinden erkundigt. Dass sie solche Banalitäten überhaupt von sich gibt, liegt zum großen Teil daran, dass sie sich geschmeichelt fühlt und ihr Glück kaum fassen kann, dass die Frau, die sie so sehr bewundert, sie zum Frühstück eingeladen hat.

Warum ich? Diese Frage rollt in Nics Kopf herum wie eine Bingokugel. *Vielleicht aus Mitleid.*

»Es ist mir schon mal besser gegangen«, erwidert Scarpetta schmunzelnd.

»Popeye und sein Wein. Aber er hatte schon schlimmeres Gift auf Lager als das von gestern.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es etwas noch Schlimmeres gibt«, erwidert Scarpetta, als es an der Tür klopft. »Bis auf echtes Gift natürlich. Moment, bitte.«

Sie steht vom Sofa auf. Der Zimmerservice ist da und rollt ein Tischchen herein. Scarpetta unterschreibt die Rechnung und gibt ein Trinkgeld in bar. Nic fällt auf, wie großzügig sie ist.

»Popeyes Zimmer - Nummer eins-null-sechs - ist die Partyzone«, erklärt Nic. »Man kann einfach abends mit einem Sixpack reinspazieren und das Bier in der Badewanne deponieren. Ab zwanzig Uhr macht er

eigentlich nichts anderes mehr, als Zehn-Kilo-Beutel mit Eiswürfeln heranzuschaffen. Gut, dass er im Parterre wohnt. Ich war einmal dabei.«»Nur einmal in zehn Wochen?« Scarpetta mustert sie forschend.

Wenn Nic wieder in Louisiana ist, wird sie es mit den vermutlich grausigsten Mordfällen ihres bisherigen Lebens zu tun bekommen. Bis jetzt hat sie kein Wort darüber verloren, und Scarpetta macht sich Sorgen um sie.

»Als ich an der Johns Hopkins Universität Medizin studiert habe«, beginnt Scarpetta, während sie Kaffee einschenkt, »war ich eine von drei Frauen in meinem Jahrgang. Falls es dort irgendwann mal eine Badewanne voller Bier gegeben haben sollte, habe ich nie davon erfahren. Wie trinken Sie Ihren Kaffee?«

»Mit viel Sahne und Zucker. Aber Sie brauchen mich nicht zu bedienen, während ich nur rumsitze.« Nic springt von ihrem Ohrensessel auf.

»Behalten Sie ruhig Platz.« Scarpetta stellt Nics Kaffee auf den Tisch. »Es gibt Croissants und ziemlich ungenießbar aussehende Bagels. Greifen Sie zu.«

»Als Sie Medizin studiert haben, waren Sie wenigstens nicht aus einem Provinznest und keine ...« Beinahe hätte Nic *Landpomeranze* gesagt. »Miami ist schließlich etwas ganz anderes als ein Dorf in Louisiana. Alle anderen Teilnehmer dieses Lehrgangs kommen aus der Großstadt.«

Sie blickt auf Scarpettas Kaffeetasse und beobachtet, wie diese sie ohne das leiseste Zittern an die Lippen führt. Scarpetta trinkt ihren Kaffee schwarz und scheint keinen Appetit zu haben.

»Als mein Vorgesetzter sagte, unserer Dienststelle sei ein voll finanzierter Platz an der Academy angeboten worden, und mich fragte, ob ich Interesse hätte, war ich fassungslos«, spricht Nic weiter, obwohl sie befürchtet, sie könnte zu viel über sich selbst reden. »Ich konnte es kaum glauben und musste Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mich knapp drei Monate von zu Hause loszueisen. Dann kam ich hier in Knoxville an und stellte fest, dass ich Reba als Zimmergenossin hatte. Ich kann nicht behaupten, dass das ein Zuckerschlecken war, doch ich will nicht hier sitzen und jammern ...« Nervös greift Nic nach ihrer Tasse, stellt sie weg, nimmt sie dann wieder und ballt ihre Serviette auf dem Schoß zu einem Knäuel zusammen. »... insbesondere nicht in Ihrer Gegenwart.«

»Warum ausgerechnet nicht bei mir?«

»Offen gestanden habe ich gehofft, ich könnte einen guten Eindruck auf Sie machen ...«

»Das haben Sie auch.«

»... und Sie wirken nicht wie jemand, der viel für Jammerlappen übrig hat.« Nic hebt den Kopf und sieht Scarpetta an. »Schließlich sind die Leute zu Ihnen auch nicht immer nett.«

Scarpetta lacht auf. »Das ist noch stark untertrieben.«

»Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt. Die Leute sind neidisch auf Sie, und Sie mussten viele Kämpfe ausfechten. Ich meinte damit nur, dass Sie sich nie beklagen.«

»Da sollten Sie mal Rose fragen.« Scarpetta ist ziemlich amüsiert.

Nics Kopf ist wie leer gefegt, als ob sie eigentlich wissen müsste, wer Rose ist, es jedoch vergessen hat.

»Meine Sekretärin«, erklärt Scarpetta und trinkt einen Schluck Kaffee.

Verlegenes Schweigen. »Was ist aus den anderen beiden geworden?«, fragt Nic nach einer Weile.

Scarpetta versteht nicht.

»Den beiden anderen Frauen in Ihrem Studienjahrgang.«

»Eine hat das Handtuch geworfen. Ich glaube, die andere hat geheiratet und ihren Beruf nie ausgeübt.«

»Ich wüsste gern, wie sie heute zu ihrer Entscheidung stehen. Wahrscheinlich bereuen sie es.«

»Bestimmt machen sie sich über mich dieselben Gedanken«, erwidert Scarpetta. »Und sicher glauben sie, dass ich meine Entscheidung auch bereue.« Nic öffnet ungläubig den Mund. »Sie?«

»Man muss für alles Opfer bringen. Normalerweise kommt man erst dahinter, wenn man erreicht, was man sich im Leben immer gewünscht hat, und zu seinem Entsetzen feststellen muss, dass man dafür Hass anstelle von Beifall erntet.«

»Ich glaube nicht, dass ich gehasst werde. Vielleicht werde ich häufig aufgezo- gen ... aber nicht zu Hause«, entgegnet Nic rasch. »Nur weil ich bei einer kleinen Polizeidienststelle arbeite und nicht in Los Angeles, bin ich noch lange nicht dumm.« Als sie sich für ihr Thema zu erwärmen beginnt, wird ihre Stimme lauter. »Ich bin kein hinterwäldlerischer, zurückgebliebener Schlammkriecher ...«

»Schlammkriecher.« Scarpetta runzelt die Stirn. »Ich glaube, dieses Wort kenne ich noch nicht.«

»Das ist eine Art Flusskrebs.«

»Hat jemand in Ihrem Kurs Sie als Flusskrebs bezeichnet?«

Wider Willen muss Nic grinsen. »Ach, zum Teufel. Die meisten haben wahrscheinlich noch nie im Leben einen Flusskrebs gesehen und wissen gar nicht, was das ist.«

»Aha.«

»Aber ich verstehe, was die anderen meinen, so halbwegs zumindest«, sagt Nic. »In Zachary gibt es nur zwei weibliche Streifenpolizisten. Ich bin die einzige Frau bei der Kriminalpolizei, und das liegt nicht etwa daran, dass der Polizeichef frauenfeindlich wäre. Wir haben sogar eine Bürgermeisterin.

Doch wenn ich im Pausenraum bin, um mir einen Kaffee zu holen oder etwas zu essen, bin ich meistens die einzige Frau. Offen gestanden mache ich mir nur selten Gedanken deswegen. Aber hier in der Academy ist es mir oft im Kopf herumgegangen ... Anscheinend gebe ich mir zu viel Mühe, zu beweisen, dass ich keine Hinterwäldlerin bin. Und damit falle ich allen auf die Nerven ... Tja, ich weiß, dass Sie weg müssen«, unterbricht sie sich. »Bestimmt müssen Sie noch packen, und ich möchte nicht, dass Sie Ihr Flugzeug verpassen ...« »Nicht so schnell«, erwidert Scarpetta. »Ich finde, dieses Gespräch ist noch nicht zu Ende.«

Nic wird etwas lockerer. Ihr hübsches Gesicht wirkt jetzt lebendiger, und ihr schlanker Körper kauert nicht mehr starr auf der Sesselkante. Als sie weiterspricht, klingt sie weniger nervös.

»Ich verrate Ihnen jetzt, was das größte Kompliment war, das ich während der ganzen zehn Wochen bekommen habe: Reba meinte, ich sähe Ihnen ein bisschen ähnlich ... Natürlich war sie wieder mal blau ... Hoffentlich habe ich Sie jetzt nicht beleidigt.«

»Wohl eher sich selbst«, gibt Scarpetta bescheiden zurück. »Wenn ich den Angaben in Ihrer Anmeldung trauen kann, bin ich nämlich ein bisschen älter als Sie.«

»Sechsenddreißig im August. Es ist erstaunlich, was Sie sich alles über andere Leute merken.«

»Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, so viel wie möglich über meine Mitmenschen zu erfahren. Zuhören ist wichtig. Die meisten Leute sind ständig damit beschäftigt, Schlüsse zu ziehen, und kreisen zu sehr um sich selbst, um richtig zuzuhören. Im Leichenschauhaus hingegen sprechen meine

Patienten sehr leise und verzeihen es mir nicht, wenn ich nicht die Ohren spitze und alles, was möglich ist, über sie herausfinde.«

»Manchmal höre ich meinem Sohn Buddy nicht so gut zu, wie ich sollte, weil ich in Hetze oder einfach zu müde bin.« Ein trauriger Ausdruck stiehlt sich in Nics Augen. »Dabei müsste ich am besten wissen, wie das ist, denn Ricky hat mir fast nie zugehört, was ein Grund war, warum es mit uns nicht geklappt hat. Einer von vielen Gründen.«

Scarpetta hatte den Verdacht, dass es in Nics Ehe kriselt oder dass sie bereits gescheitert ist. Menschen, die in unglücklichen Beziehungen leben, strahlen eine nicht zu übersehende Unzufriedenheit und Einsamkeit aus. In Nics Fall gibt es diese Anzeichen, insbesondere die Wut, die sie erfolgreich zu verstecken glaubt.

»Wie schlimm ist es?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Wir leben getrennt und haben die Scheidung eingereicht.« Nic greift nach ihrer Kaffeetasse. »Gott sei Dank wohnt mein Vater in Baton Rouge ganz in der Nähe, denn sonst wüsste ich nicht, wohin ich mit Buddy soll. Ich traue Ricky nämlich zu, dass er ihn mir schon allein aus Rache wegnehmen würde.«

»Aus Rache? Wofür denn?«, fragt Scarpetta, die einen Grund für ihre Neugier hat.

»Das ist eine lange Geschichte. Es ging schon seit über einem Jahr bergab - was nicht heißt, dass es jemals gut gelaufen wäre.«

»Etwa seit der Zeit, als aus Ihrer Gegend immer wieder Frauen verschwinden?«, kommt Scarpetta endlich auf den Punkt. »Ich

möchte wissen, wie Sie an diese Sache herangehen wollen, denn sie wird Ihnen noch zu schaffen machen, wenn Sie das zulassen, und zwar dann, wenn Sie am wenigsten damit rechnen. Mir ist nicht entgangen, dass Sie die Fälle kein einziges Mal erwähnt haben, zumindest nicht, seit ich hier bin. Zehn Frauen in vierzehn Monaten. Verschwunden aus ihren Häusern und Autos und von Parkplätzen im Großraum Baton Rouge. Vermutlich tot. Ich bin sicher, dass sie nicht mehr leben. Und ich bin außerdem überzeugt davon, dass sie von ein und demselben Menschen ermordet wurden, der ziemlich clever sein muss - sehr clever sogar. Intelligent und erfahren genug, um sich das Vertrauen seiner Opfer zu erschleichen, sie zu entführen und die Leichen anschließend zu beseitigen. Er hat bereits mehrfach getötet, und er wird es wieder tun. Die letzte Entführung fand erst vor vier Tagen statt, und zwar in Zachary. Das heißt, dass es in

Zachary jetzt zwei Fälle gibt; der erste ist schon einige Monate alt. Das ist es, was Sie bei Ihrer Heimkehr erwartet, Nic. Ein Serienmörder. Zehn Leichen.«

»Nicht zehn. Nur die zwei von Zachary. Ich gehöre nicht zur Sonderkommission«, erwidert Nic mit kaum verhohlener Wut. »Für die hohen Tiere bin ich eine Nummer zu klein. Sie brauchen keine Hilfe von jämmerlichen Dorfpolizistinnen wie mir, so sieht es zumindest der zuständige Bundesstaatsanwalt.«

»Was hat denn die Bundesstaatsanwaltschaft damit zu tun? Die Morde fallen doch nicht in den Zuständigkeitsbereich des FBI.«

»Weldon Winn ist nicht nur ein egoistisches Arschloch, sondern auch ein Idiot. Und es gibt nichts Schlimmeres, als wenn dumme, arrogante Menschen Macht haben.

Die Fälle sind sehr medienwirksam, in den Nachrichten wird ständig darüber berichtet. Deshalb will Winn unbedingt mitmischen, damit er irgendwann vielleicht Bundesrichter oder Senator wird ... Aber Sie haben Recht. Ich weiß, was mich zu Hause erwartet. Doch ich kann nichts weiter tun, als nach den beiden verschwundenen Frauen in Zachary zu fahnden, obwohl mir natürlich klar ist, dass ein Zusammenhang zu den anderen acht Fällen besteht.«

»Interessant, dass es jetzt auch weiter nördlich von Baton Rouge zu Entführungen gekommen ist«, meint Scarpetta. »Möglicherweise ist dem Täter in seinem bisherigen Jagdrevier der Boden zu heiß geworden.«

»Das einzig Positive an dieser Sache ist, dass Zachary zwar zum Kreis Baton Rouge Ost gehört, aber nicht mehr unter die Zuständigkeit der Polizei von Baton Rouge fällt. So können die hohen Herrschaften mir

wenigstens nicht in meine Fälle hineinpfuschen.«

»Erzählen Sie mir davon.«

»Also, der letzte. Ich weiß auch nicht mehr darüber, als allgemein bekannt ist. Es ist zwei Tage nach Ostern passiert, das heißt vor vier Nächten«, beginnt Nic. »Eine vierzigjährige Lehrerin namens Glenda Marler. Sie unterrichtete an der Highschool - derselben, auf die ich auch gegangen bin. Blond, blauäugig, hübsch, intelligent. Geschieden, keine Kinder. Am vergangenen Dienstag ist sie zum Road-Side-Bar-Be-Q gefahren, um sich Schweinebraten und Krautsalat zum Mitnehmen zu holen. Sie hatte einen blauen 94er Honda Accord. Zeugen haben beobachtet, wie sie das Restaurant verlassen hat und auf der Main Street, die quer durch die Stadt führt, in südlicher Richtung davongefahren ist. Dann ist sie verschwunden. Ihr Auto wurde auf dem Parkplatz der

Highschool gefunden, an der sie arbeitete. Natürlich mutmaßt die Sonderkommission jetzt, sie hätte ein Rendezvous mit einem ihrer Schüler gehabt, weshalb der Fall nicht mit den anderen Zusammenhänge und auf das Konto eines Nachahmungstäters gehe. Schwachsinn!«

»Auf dem Parkplatz ihrer eigenen Highschool«, stellt Scarpetta nachdenklich fest. »Also hat er mit ihr gesprochen und etwas über sie in Erfahrung gebracht, bevor er sie bei sich im Auto hatte. Vielleicht hat er sie gefragt, wo sie arbeitet, und sie hat es ihm gesagt. Oder er hat sie schon seit einer Weile verfolgt.«

»Worauf tippen Sie?«

»Keine Ahnung. Die meisten Serienmörder verfolgen ihre Opfer zuerst. Aber es gibt keine festen Regeln, auch wenn die meisten Profiler das gern glauben würden.«

»Das andere Opfer aus Zachary«, fuhr Nic fort, »verschwand, kurz bevor ich hierher kam. Ivy Ford, zweiundvierzig Jahre alt, blond, blauäugig, attraktiv, Bankkassiererin. Die Kinder sind schon auf dem College, der Mann war geschäftlich in Jackson, Mississippi. Also war sie allein zu Hause, als vermutlich jemand an ihrer Tür geläutet hat. Wie immer keine Kampfspuren. Überhaupt nichts. Sie hat sich einfach in Luft aufgelöst.«

»Man kann sich nicht einfach in Luft auflösen«, entgegnet Scarpetta, während sie sich die beiden Szenarien vorstellt und über das Offensichtliche nachdenkt: Die Opfer hatten keinen Grund, sich vor dem Täter zu fürchten, bis es zu spät war.

»Ist Ivy Fords Haus noch versiegelt?« Nach all dieser Zeit zweifelt Scarpetta daran.

»Die Familie wohnt wieder dort. Ich verstehe nicht, wie Menschen in Häuser zurückkehren können, wo so schreckliche Dinge geschehen sind.«

Nic will schon hinzufügen, dass sie das nie fertig bringen würde, lässt es aber dann. Einmal in ihrem Leben hat sie es nämlich getan.

»Wurde das Auto in dem jüngsten Fall, also dem von Glenda Marler, beschlagnahmt und gründlich untersucht?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Stundenlang haben wir ... na ja, ich nicht, ich war ja hier, wie Sie wissen ...« Nic ärgert sich. »Aber mir liegt der vollständige Bericht vor, dem ich entnehmen kann, dass wir eine Menge Zeit mit der Untersuchung verbracht haben. Meine Jungs haben jeden Fingerabdruck sichergestellt, den sie finden konnten. Die brauchbaren Abdrücke wurden mit der bundesweiten Datenbank AFIS

abgeglichen, aber es gab keine Übereinstimmungen. Ich persönlich glaube, dass das nichts zu besagen hat, denn Glenda Marlers Entführer war meiner Ansicht nach nicht in ihrem Auto, weshalb er auch keine Spuren hinterlassen haben kann. Die einzigen Fingerabdrücke am Türgriff stammen von ihr.«

»Was ist mit ihren Schlüsseln, der Brieftasche und anderen persönlichen Gegenständen?«

»Der Zündschlüssel steckte. Ihre Handtasche und die Brieftasche wurden auf dem Highschool-Parkplatz, nur wenige Meter vom Auto entfernt, entdeckt.«

»Geld in der Brieftasche?«, fragt Scarpetta.

Nic schüttelt den Kopf. »Nein. Aber ihr Scheckbuch und ihre Kreditkarten wurden

nicht angerührt. Außerdem war sie kein Mensch, der mit viel Bargeld in der Tasche herumliefe. Was sie dabei hatte, ist weg. Ich weiß, dass es mindestens sechs Dollar und zweiunddreißig Cent gewesen sein müssen, denn das hat der Mann im Restaurant ihr als Wechselgeld rausgegeben, als sie mit einem Zehn-Dollar-Schein zahlte. Ich habe meine

Jungs darauf angesetzt, denn die Tüte mit dem Essen befand sich seltsamerweise nicht im Wagen. Deshalb fehlt auch die Quittung; wir mussten sie uns im Restaurant noch einmal ausdrucken lassen.«

»Also hat der Täter offenbar auch ihr Essen mitgenommen.«

Das ist merkwürdig und würde besser zu einem Einbruch passen als zum Gewaltverbrechen eines Psychopathen.

»Wissen Sie, ob die übrigen acht Vermissten beraubt wurden?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Es hieß, ihre Brieftaschen seien leer geräumt und in der Nähe des Ortes, an dem sie entführt wurden, weggeworfen worden.«

»Und soweit Sie informiert sind, gab es in diesen Fällen keine Fingerabdrücke?«

»Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen.«

»Oder vielleicht DNS-Material aus Hautzellen, an den Stellen, wo der Täter die Brieftaschen angefasst hat?«

»Ich habe keine Ahnung, was die Polizei von Baton Rouge rausgefunden hat, denn die machen den Mund einfach nicht auf. Aber die Jungs von meiner Dienststelle haben alles untersucht, was sie in die Finger

kriegen konnten, einschließlich Ivy Fords Brieftasche. Wir haben ihren genetischen Fingerabdruck - und außerdem noch einen, der nicht in der **CODIS**-Datenbank des FBI in Louisiana verzeichnet ist, die, wie Sie sicher wissen, gerade erst aufgebaut wird. Man ist mit der Eingabe der Proben dort so im Rückstand, dass man es gleich vergessen kann.«

»Aber Sie haben den genetischen Fingerabdruck eines Unbekannten«, hakt Scarpetta neugierig nach. »Obwohl wir davon ausgehen müssen, dass der genauso gut von irgendjemandem stammen kann. Was ist mit ihren Kindern und ihrem Mann?«

»Die DNS ist nicht von ihnen.«

Scarpetta nickt. »Dann muss man sich die Frage stellen, wer sonst noch einen guten Grund gehabt haben könnte, Ivy Fords

Brieftasche zu berühren. Wer, außer dem Mörder.«

»Darüber grüble ich vierundzwanzig Stunden am Tag nach.«

»Und der jüngste Fall? Glenda Marler?«

»Das Beweismaterial liegt in den Labors der Staatspolizei. Bis die Testergebnisse da sind, wird es eine Weile dauern, obwohl wir ihnen Dampf gemacht haben.«

»Wurde das Wageninnere mit einem Luma-Light untersucht?«

»Ja. Nichts, nichts und noch mal nichts«, stöhnt Nic entnervt. »Keine Tatorte, keine Leichen, es ist wie ein böser Traum. Wenn wenigstens eine einzige Leiche auftauchen würde. Unser Leichenbeschauer ist spitze. Haben Sie schon von ihm gehört? Dr. Sam Lanier.«

Scarpetta kennt ihn nicht.

8

Vom Büro des Leichenbeschauers für den Bezirk Baton Rouge Ost blickt man auf ein langes, gerades Stück des Mississippi und das ehemalige Capitol des Bundesstaates im Art-deco- Stil, wo der gerissene, furchtlose und despotische Senator Huey Long einem Attentat zum Opfer fiel.

Dr. Sam Lanier steht am Fenster seines Büros im vierten Stock des Regierungsgebäudes und lässt den Blick über das trübe, träge Wasser zu einem Casinoschiff und vorbei am Kriegsschiff USS *Kidd* zur Old Mississippi Bridge in der Ferne schweifen. Er ist ein drahtiger Mann Anfang sechzig, dessen dichter grauer Haarschopf von allein zu einem ordentlichen rechten Seitenscheitel fällt. Anders als die meisten Männer in seiner Position meidet er Anzüge, wenn er nicht

gerade zu Ge- rieht oder zu einer der politischen Veranstaltungen muss, vor denen er sich beim besten Willen nicht drücken kann.

Obwohl er selbst ein politisches Amt bekleidet, verachtet er die Politik und mehr oder weniger alle, die darin mitmischen. Von Natur aus ein Rebell, trägt Dr. Lanier tagein, tagaus dasselbe, sogar wenn er einen Termin mit dem Bürgermeister hat: bequeme Schuhe, eine dunkle Hose und ein Polohemd, auf dem das Emblem des Leichenbeschauers von Baton Rouge Ost eingestickt ist.

Da er ein bedächtiger Mann ist, überlegt er gerade, wie er mit dem seltsamen Schreiben umgehen soll, das er gestern Vormittag erhalten hat, einem Brief, der durch die Frankiermaschine der National Academy of Justice gelaufen ist. Dr. Lanier ist schon seit Jahren Mitglied bei dieser Organisation. Der große weiße Umschlag mit

dem Aufdruck NAJ war zugeklebt und wirkte nicht, als hätte sich jemand daran zu schaffen gemacht. Doch als Dr. Lanier ihn öffnete, stieß er auf einen weiteren, ebenfalls zugeklebten Umschlag. Dieser war in handgeschriebenen Blockbuchstaben an ihn adressiert und trug als Absender die Justizvollzugsbehörden von Texas, Strafanstalt Polunsky. Eine Recherche im Internet ergab, dass es sich bei der Strafanstalt Polunsky um eine Einrichtung für zum Tod verurteilte Verbrecher handelt. In dem Brief, der ebenfalls mit der Hand und in Druckschrift abgefasst ist, steht Folgendes:

Ich grüße Sie, Monsieur Lanier, bestimmt erinnern Sie sich an Madame Charlotte Dard, deren verfrühter und bedauerlicher Tod am 14. September 1995 eintrat. Sie selbst haben die Autopsie ihrer Leiche beaufsichtigt, und ich beneide Sie um diese erregende Erfahrung, da ich noch nie persönlich einer Obduktion beiwohnen durfte. Da man

mich bald hinrichten wird, möchte ich mir einige Geheimnisse von der Seele schreiben.

Madame Dard wurde auf sehr schlaue Weise ermordet.

Mais non! Nicht von mir.

Eine verdächtige Person - wie man mutmaßliche Täter heutzutage albernerweise nennt - ist kurz nach Madame Dards Tod nach Palm Desert geflohen. Den Aufenthaltsort sowie die Identität dieser Person müssen Sie schon selbst herausfinden. Deshalb möchte ich Sie eindringlich auffordern, sich Hilfe zu suchen. Darf ich Ihnen den außerordentlich fähigen Detective Pete Marino empfehlen? Er kennt mich noch gut aus meinen glücklichen Tagen in Richmond. Gewiss haben Sie schon vom großen Marino gehört.

Ihr Familienname, mon cher monsieur, weist auf französische Vorfahren hin. Vielleicht sind wir ja verwandt.

A bientôt,

Jean-Baptiste Chandonne

Dr. Lanier weiß, wer Jean-Baptiste Chandonne ist. Pete Marino kennt er hingegen nicht, doch es ist kein Problem, dem abzuhelpen, indem er ein paar Suchmaschinen losschickt, die so lange den Cyberspace durchforsten, bis sie ihn gefunden haben. Es stimmt: Marino leitete die Ermittlungen, als Chandonne in Richmond Frauen ermordete. Was Dr. Lanier jedoch noch neugieriger macht, ist, dass Marino hauptsächlich für seine enge Zusammenarbeit mit der hervorragenden forensischen Pathologin Dr. Kay Scarpetta bekannt ist. Dr. Lanier, der schon immer Hochachtung vor dieser Kollegin hatte, war nicht wenig

beeindrückt, als er bei einem Regionalkongress von Leichenbeschauern einen Vortrag von ihr hörte. Die meisten forensischen Pathologen, insbesondere solche in Scarpettas Position, blicken auf Leichenbeschauer hinab und halten sie für Bestattungsunternehmer von Wählers Gnaden.

Vor ein paar Jahren hat das Schicksal seinen riesigen Fuß ausgestreckt und Dr. Scarpetta ein Bein gestellt, eine Krise, aus der sie schwer angeschlagen hervorgegangen ist. Deshalb hat sie Dr. Laniers Mitgefühl. Denn schließlich vergeht kein Tag, an dem das Schicksal nicht auch auf der Suche nach ihm durch die Landschaft stapft.

Nun scheint ein berüchtigter Serienmörder zu glauben, dass Dr. Lanier die Hilfe von Scarpettas Kollegen Marino nötig hat. Vielleicht ist das ja wirklich so. Möglicherweise aber handelt es sich auch nur um einen schlechten Scherz. Da in knapp sechs

Monaten Wahlen bevorstehen, begegnet Dr. Lanier jeglicher Abweichung vom Alltagsgeschäft mit Argwohn, und ein Brief von Jean-Baptiste Chandonne versetzt ihn in Alarmbereitschaft. Allerdings kann er das Schreiben aus einem ganz simplen Grund nicht einfach in den Papierkorb werfen: Falls es tatsächlich aus der Feder von Jean-Baptiste Chandonne stammt, ist der Mann im Besitz von Informationen über den Tod von Charlotte Dard. Ihr Fall wurde von der Öffentlichkeit bald vergessen und außerhalb von Baton Rouge in den Nachrichten ohnehin kaum erwähnt. Die Todesursache konnte man nie abschließend feststellen. Dr. Lanier hat schon immer die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass es sich um einen Mord handelte.

Seiner Ansicht nach erkennt man eine Mokassinschlange am besten, indem man sie mit einem Stock anstupst. Ist das Innere ihres Mauls weiß, schlägt man ihr den Kopf

ab. Wenn nicht, hat man nur eine harmlose Wasserschlange vor sich.

Also beschließt Dr. Lanier, ein wenig in der Wahrheit herumzustochern und zu schauen, worauf er dabei stößt. Er setzt sich an seinen Schreibtisch, greift zum Telefon und stellt fest, dass Marino es nicht für nötig hält, sich abzuschotten. Offenbar ist er Anhänger der Philosophie, die Dr. Lanier als »Schauen wir mal, was kommt« beschreiben würde. Er stellt sich Marino als einen Typen vor, der bestimmt eine Harley Fat Boy fährt, wahrscheinlich ohne Helm. Die Ansage auf dem Anrufbeantworter des Polizisten lautet - anders als bei den meisten höflichen Menschen im Geschäftsleben - nicht, dass er nicht an den Apparat kommen *kann*, weil er *nicht da* ist oder *auf der anderen Leitung* spricht. Stattdessen knurrt die barsche Männerstimme vom Band nur: »Rufen Sie mich nicht zu Hause an«, und nennt danach eine

andere Nummer, unter der man es versuchen kann.

Dr. Lanier wählt die angegebene Nummer. Die Stimme am Telefon klingt wie die auf dem Band.

»Spreche ich mit Detective Marino?«

»Wer will das wissen?«

Er ist aus New Jersey und traut niemandem; sicher hat er auch nicht viele Freunde.

Dr. Lanier stellt sich vor und passt genau auf, was er sagt. In Sachen Vertrauen und Freundschaften ist er Marino nämlich durchaus ebenbürtig.

»Wir hatten hier vor etwa acht Jahren einen Todesfall. Haben Sie von einer Frau namens Charlotte Dard gehört?«

»Nein.«

Dr. Lanier schildert ihm den Fall in groben Zügen.

»Nein.«

Dr. Lanier nennt ein paar weitere Einzelheiten.

»Darf ich Sie mal was fragen? Warum, zum Teufel, sollte ich über eine Drogentote in Baton Rouge Bescheid wissen?« Marino klingt nicht sehr freundlich.

»Dieselbe Frage habe ich an Sie.«

»Was? Sind Sie so ein Arschloch, das mich verscheißern will?«

»Es gibt zwar viele Leute, die mich für ein Arschloch halten«, gibt Dr. Lanier zurück.
»Aber ich will Sie nicht verscheißern.«

Er überlegt, ob er Marino von Jean-Baptiste Chandonnes Brief erzählen soll, und

beschließt, dass das nichts bringen würde. Seine Frage ist bereits beantwortet: Marino hat keine Ahnung vom Fall Charlotte Dard und ist genervt, weil so ein dahergelaufener Leichenbeschauer ihn belästigt.

»Ach, da wäre noch etwas; dann werde ich Ihre Zeit auch nicht länger in Anspruch nehmen«, sagt Dr. Lanier. »Sie sind doch ein guter Bekannter von Dr. Kay Scarpetta ...«

»Was hat sie damit zu tun?« Marinos Ton ändert sich schlagartig. Nun ist er unverblümt feindselig.

»Soweit mir bekannt ist, betätigt sie sich inzwischen als private Beraterin.« Dr. Lanier hat einen kurzen Absatz dazu im Internet gelesen.

Marino antwortet nicht.

»Wie schätzen Sie sie ein?« Dr. Lanier stellt die Frage, die den Vulkanausbruch seiner Ansicht nach beschleunigen wird.

»Ich sag Ihnen mal was, Arschloch. Ich schätze sie so hoch ein, dass ich nicht mit irgendeinem beschissenen Fremden über sie rede.«

Der Anruf endet mit dem Freizeichen.

In Sam Laniers Augen hätte Marino Dr. Kay Scarpetta gar kein besseres Leumund-
szeugnis ausstellen können. Jetzt ist sie ihm herzlich willkommen.

9

Scarpetta steht an der Rezeption des Marriott Schlang. Ihr Schädel pocht, ihr Zentralnervensystem ist vom Wein stark in Mitleidenschaft gezogen. Das widerliche Gesöff sollte eigentlich einen Totenschädel mit gekreuzten Knochen auf dem Etikett tragen.

Ihr Unwohlsein und Leiden sind viel stärker, als sie Nic verraten hat, und ihr körperlicher Zustand und ihre Laune verschlechtern sich von Minute zu Minute. Sie weigert sich, ihre Krankheit als Kater zu diagnostizieren (schließlich hat sie nur knapp zwei Gläser von diesem verdammten Wein getrunken), und sie wird sich nie verzeihen, dass sie einem alkoholischen Getränk, das in einem Pappkarton verkauft wird, überhaupt ihre Aufmerksamkeit geschenkt hat. Aus der

schmerzlichen Erfahrung vieler Jahre weiß sie, dass sie sich im Fall eines solchen Missgeschicks umso scheußlicher fühlen wird, je mehr Kaffee sie trinkt. Allerdings hindert sie das nie daran, sich eine große Kanne aufs Zimmer zu bestellen und »nach dem Bauch zu fliegen statt nach den Instrumenten«, wie Lucy es auszudrücken pflegt, wenn ihre Tante wieder einmal die Lebenserfahrung in den Wind schlägt, spontan handelt und eine Bruchlandung hinlegt.

Als sie endlich bei der Theke ankommt und um die Rechnung bittet, wird ihr ein Umschlag überreicht.

»Das wurde gerade für Sie abgegeben, Ma'am«, sagt die gehetzte Empfangsdame, während sie den Computerausdruck mit der Hotelrechnung aus dem Drucker reißt und Scarpetta gibt.

In dem Umschlag befindet sich ein Fax. Scarpetta geht hinter dem Pagen her, der ihren Gepäckwagen schiebt. Der Wagen ist mit Taschen und drei kleinen Kisten beladen, die Dia- karussells enthalten. Sie hat sich die Mühe gespart, die Dias in eine Power-Point-Präsentation zu übertragen, weil sie so etwas nicht ausstehen kann. Um ein Foto von einem Mann, der sich mit einer Flinte die Schädeldecke weggepustet hat, oder von einem zu Tode verbrühten Kind zu zeigen, braucht man keinen Computer und Spezialeffekte. Dias und Arbeitsblätter erfüllen ihren Zweck heute noch genauso gut wie damals am Anfang ihrer Karriere.

Das Fax ist von ihrer Sekretärin Rose, die offenbar gerade in dem Moment angerufen hat, als Scarpetta sich vom Aufzug in die Hotelhalle schleppte. Rose schreibt nur, Dr. Sam Lanier, der Leichenbeschauer des Bezirks Baton Rouge Ost, müsse dringend mit ihr sprechen. Rose nennt seine Privat-,

seine Büro- und die Mobilfunknummer. Sofort muss Scarpetta an Nic Robillard und an ihr Gespräch vor einer knappen Stunde denken.

Sie wartet, bis sie im Taxi sitzt, und ruft dann Dr. Laniers Büronummer an. Er ist selbst am Apparat.

»Woher wussten Sie, wer meine Sekretärin ist und wie Sie mich erreichen können?«, fragt sie ohne Einleitung.

»Ihr früheres Büro in Richmond war so freundlich, mir Ihre Nummer in Florida zu geben. Übrigens ist Rose wirklich charmant.«

»Ich verstehe«, erwidert sie, während sich der Wagen vom Hotel entfernt. »Ich sitze gerade im Taxi und bin auf dem Weg zum Flughafen. Wir müssen uns also kurz fassen.«

Ihr barscher Ton rührt eher daher, dass sie sich über ihr früheres Büro ärgert als über ihn. Dass ihre Geheimnummer weitergegeben wird, ist glatte Schikane - und passiert ihr nicht zum ersten Mal. Einige Mitarbeiter im Büro des Chefpathologen halten ihrer ehemaligen Vorgesetzten auch weiterhin die Treue. Andere hingegen sind Verräter und hängen ihr Mäntelchen nach dem Wind.

»Es dauert nicht lange«, antwortet Dr. Lanier. »Ich möchte Sie nur bitten, sich für mich einen Fall noch einmal anzusehen, Dr. Scarpetta. Er ist acht Jahre alt und nie zu-frieden stellend aufgeklärt worden. Eine Frau starb unter verdächtigen Umständen; auf den ersten Blick schien es sich um eine Überdosis Drogen zu handeln. Haben Sie je von Charlotte Dard gehört?«

»Nein.«

»Ich habe soeben neue Informationen erhalten und weiß nicht, ob sie etwas wert sind. Allerdings möchte ich das nur ungern am Mobiltelefon erörtern.«

»Ist es ein Fall aus Baton Rouge?« Scarpetta kramt einen Notizblock und einen Stift aus ihrer Handtasche.

»Das ist eine lange Geschichte. Aber ja, es ist in Baton Rouge passiert.«

»War es Ihr Fall?«

»Ja. Ich würde Ihnen gern die Berichte, Dias und den Rest zuschicken. Offenbar muss ich mich noch einmal mit dieser Sache beschäftigen.« Er zögert. »Wie Sie sich vermutlich denken können, habe ich keinen großen Etat...« »Die Leute, die mich anrufen, haben nie einen Etat, der Beraterhonorare vorsieht«, fällt sie ihm ins Wort. »Das war bei mir in Virginia nicht anders.«

Sie bittet ihn, ihr die Unterlagen per FedEx zuzustellen, und gibt ihm ihre Adresse.

»Kennen Sie zufällig eine Kriminalpolizistin namens Nic Robillard aus Zachary?«, fügt sie hinzu.

Eine Pause entsteht. »Ich glaube, ich habe vor ein paar Monaten mal mit ihr telefoniert. Sie wissen sicher, was zurzeit bei uns los ist.«

»Wie sollte mir das entgangen sein? Schließlich kam es überall in den Nachrichten«, erwidert Scarpetta vorsichtig über das Motorengeräusch des Taxis und den Verkehrslärm zur Stoßzeit hinweg.

Weder ihr Tonfall noch ihre Ausdrucksweise verraten, dass sie über weitere vertrauliche Informationen zu diesem Fall verfügt. Ihr Vertrauen in Nic sinkt um ein paar Punkte, als sie überlegt, ob diese vielleicht

Dr. Lanier angerufen und über sie gesprochen hat. Ein Grund dafür ist schwer vorstellbar - außer, sie wollte dem Leichenbeschauer einen Gefallen tun und hat ihm deshalb vorgeschlagen, Dr. Scarpetta könnte ihm vielleicht weiterhelfen. Scarpettas Unterstützung könnte wirklich sehr wertvoll für ihn sein, falls er sie jemals in Anspruch nehmen sollte. Möglicherweise hat er ja wirklich nur Fragen zu diesem alten Fall, von dem er ihr gerade erzählt hat. Natürlich ist auch denkbar, dass er ihre Bekanntschaft sucht, weil er sich mit den Serienmorden allein überfordert fühlt.

»Wie viele forensische Pathologen arbeiten für Sie?«, fragt Scarpetta.

»Einer.«

»Hat Nic Robillard Sie wegen mir angerufen?«

»Warum sollte sie das?«

»Das ist keine Antwort.«

»Nein, zum Teufel«, sagt er.

10

In einem staubigen Fenster rattert eine Klimaanlage. Es ist ein für April ungewöhnlich heißer Nachmittag, als Jay Talley Fleisch in kleine Stücke zerhackt und diese in den blutigen Plastikeimer unter dem zerkratzten Holztisch fallen lässt, an dem er sitzt.

Der Tisch ist wie alles in dieser Fischerhütte alt und hässlich, ein Möbelstück, wie es die Leute vor ihrer Auffahrt abstellen, damit es vom Sperrmüll abgeholt oder von Schnäppchensuchern mitgenommen wird. Doch für Jay ist sein Arbeitsplatz etwas Besonderes, und er bleibt geduldig, als er, im Versuch, den Tisch am Wackeln zu hindern, immer wieder die Kleiderfetzen unter den Tischbeinen zurechtschiebt. Er schneidet lieber nicht auf einer Fläche, die sich ständig bewegt, doch in dieser verzogenen kleinen Welt

sind gerade Linien etwas nahezu Unmögliches. Der graue Holzboden senkt sich so sehr, dass man ein Ei von der Kochnische bis auf den Bootssteg rollen könnte, wo manche Bohlen weggefault sind und andere sich wie abgestorbene Haarspitzen nach oben kräuseln.

Er schlägt nach den Moskitos, leert eine Dose Budweiser, zerdrückt sie und wirft sie durch die offene Fliegentür hinaus. Erfreut stellt er fest, dass sie etwa sieben Meter an seinem Boot vorbeifliegt und platschend ins Wasser fällt. Die Langeweile lässt einem die banalsten Tätigkeiten befriedigend erscheinen, auch das Kontrollieren der Krabbentöpfe, die, an Bojen baumelnd, im schlammigen Süßwasser hängen. Es spielt keine Rolle, dass es im Süßwasser keine Krabben gibt. Dafür gibt es aber Flusskrebse, und die haben jetzt Saison. Wenn sie die Fallen nicht leer fressen, wird normalerweise ein größeres Tier angelockt.

Vor einem Monat hat sich ein mindestens fünfzig Kilo schwerer großer Baumstamm als Alligator-Knochenhecht entpuppt. Der Fisch ist davongeschossen wie ein Torpedo und hat sich mit einer Angelschnur und der aus einer leeren Bleichflasche selbst gebastelten Boje aus dem Staub gemacht. Jay blieb ruhig in seinem Boot sitzen und zog ehrfürchtig vor dem Raubfisch die Baseballkappe. Er isst nicht, was er in den Töpfen fängt. Allerdings stehen ihm hier draußen in dem höllischen Niemandsland, das er inzwischen als Zuhause bezeichnet, an genießbaren frischen Lebensmitteln nur Welse, Barsche, Schildkröten und so viele Frösche zur Verfügung, wie er nachts fangen kann. Seine sonstige Verpflegung stammt, eingetütet und in Dosen, aus verschiedenen Supermärkten auf dem Festland.

Er holt mit einem Fleischerbeil aus und zerteilt Muskeln und Knochen. Weitere

verwesende Stücke landen in dem Eimer. In dieser Hitze verdirbt Fleisch rasch.

»Rate mal, an wen ich jetzt denke«, sagt er zu Bev Kiffin, der Frau in seinem Leben.

»Halt den Mund. Damit willst du mich bloß erschrecken.«

»Nein, *mon cherie*, ich erinnere mich nur daran, dass ich sie in Paris gefickt habe.«

Eifersucht lodert auf. Bev gerät stets außer sich, wenn sie gezwungen wird, an Kay Scarpetta zu denken, die attraktiv und intelligent ist - jedenfalls attraktiv und intelligent genug für Jay. Nur selten macht Bev sich klar, dass sie nicht den geringsten Grund hat, sich mit einer Frau zu vergleichen, die Jay in seinen Träumen zerstückelt, um sie an die Alligatoren und Flusskrebse im Bayou vor ihrer Tür zu verfüttern. Wenn Bev die Möglichkeit hätte, Scarpetta die Kehle durchzuschneiden,

würde sie es, ohne mit der Wimper zu zucken, tun, und es ist ihr größter Wunsch, dass sich ihr eines Tages diese Gelegenheit bietet. Dann würde Jay nicht mehr dauernd von dieser Fotze reden. Er würde nicht mehr die halbe Nacht auf den Bayou hinausstarren und über sie nachgrübeln.

»Warum sprichst du ständig von ihr?«

Bev rutscht näher an ihn heran und beobachtet, wie der Schweiß seine vollendet geformte, glatte Brust hinabrinnt und im Tailenbund seiner engen, abgeschnittenen Jeans versickert. Sie starrt auf seine muskulösen Schenkel mit den feinen, dunklen, schimmernden Härchen darauf. Ihre Wut kocht weiter hoch und bricht sich schließlich Bahn.

»Du hast einen gottverdammten Ständer! Du kriegst vom Hacken einen steifen Schwanz. Leg sofort die Axt weg!«

»Das ist ein Beil, Schätzchen. Wenn du nur nicht so dämlich wärst.« Sein hübsches Gesicht und das schwarze Haar sind schweißnass, die kalten blauen Augen heben sich hell von der gebräunten Haut ab.

Sie beugt sich vor und legt die pummelige Hand mit den Wurstfingern auf die Wölbung zwischen seinen Schenkeln, während er in aller Ruhe weit die Beine spreizt, damit sie an seinen Reißverschluss herankommt. Sie trägt keinen BH, ihre billige geblümete Bluse ist nur halb zugeknöpft, sodass er ihre schweren, schlaffen Brüste sieht, die in ihm nichts weiter auslösen als das Bedürfnis, seinen Willen durchzusetzen und Macht auszuüben. Er reißt ihre Bluse auf, dass die Knöpfe klappernd über den Holzboden rollen, und fängt an, sie anzufassen, wie es ihr gefällt.

»Oh«, stöhnt sie. »Hör nicht auf«, bettelt sie und zieht seinen Kopf näher heran.

»Willst du mehr, Baby?«

»Oh.«

Er leckt sie, abgestoßen von dem salzigen, sauren Geschmack, und versetzt ihr dann einen heftigen Stoß mit dem nackten Fuß. Das Poltern, als ihr Körper auf den Boden prallt, und ihr erschrockenes Luftholen sind keine seltenen Geräusche in dieser Fischerhütte.

11

Blut sickert aus einem Kratzer an Bevs knubbeligem linken Knie, und sie starrt auf die Wunde.

»Warum willst du mich nicht mehr, Baby?«, fragt sie. »Früher hast du mich doch so gewollt, dass du die Hände nicht von mir lassen konntest.«

Ihre Nase läuft. Sie schiebt sich das kurze, krause, graubraun melierte Haar zurück und zieht, plötzlich peinlich berührt von ihrer nackten Hässlichkeit, die zerrissene Bluse über der Brust zusammen.

»Ich will, wenn *ich* will.«

Er fängt wieder an, mit dem Beil zu hacken. Winzige Stückchen Fleisch und Knochen

spritzen unter der dicken, schimmernden Klinge hervor und bleiben am fleckigen Holztisch und an Jays verschwitzter nackter Brust kleben. Der süßliche, säuerliche Gestank nach verwesendem Fleisch liegt schwer in der stickigen Luft; Fliegen schweben in tragem Zickzackkurs durch die Luft und brummen dabei wie dicke Transportflugzeuge. Wenn sie über der blutigen Geruchsquelle in dem Eimer kreisen, schimmern ihre schwarzen und grünen Körper wie Benzinpfützen.

Bev rappelt sich vom Boden auf. Sie beobachtet, wie Jay hackt und Fleisch in den Eimer wirft. Die Fliegen schießen hoch und stoßen dann wieder gierig auf ihr Festmahl herab. Laut summend prallen sie gegen die Wände des Eimers.

»Und jetzt sollen wir wohl an diesem Tisch essen ...« Das ist ein weit hergeholter Einwand. Sie essen nämlich nie dort. Der

Tisch ist Jays persönliches Territorium, und Bev weiß, dass sie ihn nicht berühren darf.

Er schlägt hektisch nach den Moskitos. »Verdammt, ich hasse diese Scheißbiester! Wann fährst du blödes Stück den einkaufen? Und diesmal kommst du mir nicht mit bloß zwei Flaschen Insektenschutzmittel und ohne Welpen zurück.«

Bev verdrückt sich aufs Klo. Es ist kaum größer als auf einem kleinen Boot, und es gibt keinen Tank, in dem die menschlichen Exkreme chemisch zersetzt werden. Sie fließen einfach in eine Waschschüssel zwischen den Stelzen, die die Hütte stützen. Einmal am Tag kippt Bev die Schüssel in den Bayou. Ihr ständiger Albtraum ist, dass eine Mokassinschlange oder ein Alligator sie erwischen könnte, während sie auf der hölzernen Toilettenkiste sitzt. Wenn ihr besonders mulmig ist, kauert sie sich hin und späht - die dicken Oberschenkel zitternd vor

Angst und von der Anstrengung, ihr Gewicht tragen zu müssen - in das schwarze Loch hinab.

Sie war bereits recht mollig, als Jay sie auf ihrem Campingplatz in der Nähe von Williamsburg, Virginia, kennen lernte. Er war in einer Familienangelegenheit unterwegs, was zu dieser zufälligen Begegnung führte. Jay brauchte eine Unterkunft, und ihr Campingplatz war ziemlich abgelegen - ein von Gestrüpp überwuchertes, vermülltes und dicht bewaldetes Gelände voller leer stehender, verrosteter Wohnwagen und mit einem Motel, in dem hauptsächlich Prostituierte und Drogenhändler verkehrten. Bev warf sich an Jay ran, wie sie es bei allen Männern tat, denn ihre einsamen, von Wut gesteuerten Bedürfnisse ließen sich nur durch groben, brutalen Sex befriedigen.

In jener Nacht peitschte der Regen vom Himmel, sodass die Tropfen sie an

schimmernde Nägel erinnerten, als sie für Jay eine Schale Gemüse-Rindfleisch-Suppe von Campbell aufwärmte und ihm ein Sandwich mit geschmolzenem Käse machte, während ihre Kinder aus sicherer Entfernung beobachteten, wie ihre Mutter sich wieder einmal mit einem Fremden einließ. Damals kümmerte Bev sich kaum um ihre Kinder. Heute versucht sie, nicht an sie zu denken und sich nicht zu fragen, wie sie sich inzwischen wohl entwickelt haben. Sie stehen unter staatlicher Vormundschaft und können froh sein, dass sie ihre Mutter los sind. Komischerweise war Jay viel netter zu ihnen als sie. Damals, als er das erste Mal mit ihr ins Bett ging, war er noch ganz anders.

Vor drei Jahren war sie viel attraktiver, noch nicht aufgeschwemmt von den Fertiggerichten und dem eingeschweißten Käse und Aufschnitt, die nicht so schnell schlecht werden. Da sie, anders als Jay, nicht die

Willenskraft hat, den ganzen Tag Liegestützen und Kniebeugen zu machen, bekommt sie zu wenig Bewegung. Hinter der Hütte erstrecken sich meilenweit Sümpfe voller Muscheln und dickem schwarzem Morast. Bis auf den Bootssteg gibt es keine Möglichkeit, trockenen Fußes herumzulaufen. Und Jays Boot durch die engen Fahrinnen zu manövrieren, verbrennt kaum Kalorien.

Ein kleiner Außenbordmotor würde für dieses Boot schon genügen, aber Jay gibt sich mit nicht weniger zufrieden als einem 200 PS starken Motor mit einer Edelstahlschraube, der es ihm ermöglicht, durch die Kanäle zu seinen geheimen Rückzugsorten zu rasen oder sich lautlos unter Zypressen treiben zu lassen. Ohne sich zu rühren, lauert er wie ein Opossum, wenn ein Helikopter oder ein Kleinflugzeug niedrig über sie hinwegfliegt. Er hilft Bev nie bei der Arbeit, und sein auffälliges Äußeres ist

unmöglich zu tarnen, weil er zu eitel ist, um seine Schönheit aufs Spiel zu setzen. Wenn er an Land geht, dann nur, um Geld aus dem Familienversteck zu holen, nicht etwa, um etwas zu erledigen. Für die Einkäufe ist Bev zuständig, weil sie ihrem Foto auf der FBI-Liste der meistgesuchten Verbrecher kaum noch ähnlich sieht. Ihre Haut ist von der Sonne gegerbt, der Körper aufgedunsen, das Gesicht verquollen und ihr Haar kurz geschnitten.

»Warum können wir die Tür nicht zumachen?«, fragt Bev, als sie aus dem winzigen, schmutzigen Bad kommt.

Er geht zum Kühlschrank, einem bauchigen, weißen, mit Rostflecken übersäten Überbleibsel aus den Sechzigern, und nimmt sich noch ein Bier.»Ich habe es gern heiß«, antwortet er. Seine Schritte klingen schwer auf den alten Bohlen.

»Die Kühle aus der Klimaanlage geht direkt zur Tür raus.« Darüber beschwert sie sich öfter. »Irgendwann ist das Benzin für den Generator alle.«

»Dann musst du eben losfahren und neues besorgen. Wie oft soll ich dir noch sagen, dass du deinen fetten Arsch bewegen und welches kaufen sollst?«

Er starrt sie an. Sein Blick ist seltsam wie immer, wenn er mit seinem Ritual beschäftigt ist. Die Erektion drückt gegen seinen Reißverschluss, und bald wird er sich erleichtern - zu einem Zeitpunkt, den er selbst sich aussucht. Körpergeruch und Verwesungsgestank wehen an ihr vorbei, als er den Eimer nach draußen bringt; die Fliegen folgen ihm in einer wild summenden Wolke. Er macht sich daran, die Krabbentöpfe an ihren gelben Nylonseilen nach oben zu ziehen. Er hat Dutzende davon. Die Stücke, die so groß sind, dass sie nicht hineinpassen,

wirft er einfach ins Wasser, wo die Alligatoren sie auf den Grund ziehen und verspeisen werden, wenn ihnen danach ist. Schädel stellen das größte Problem dar, weil man jemanden anhand von ihnen identifizieren kann. Ein weiteres seiner Rituale besteht deshalb darin, Schädel zu Staub zu zerstoßen, den er mit pulverisierter weißer Kreide mischt und in leeren Farbdosen aufbewahrt. Der kreidige Knochenstaub erinnert ihn an die Katakomben, die sich fünfundzwanzig Meter unter den Straßen von Paris dahinschlängeln.

Dann geht er hinein, lässt sich auf das schmale Bett fallen, das an der Wand steht, und verschränkt die Hände hinter dem Kopf. Bev schlüpft aus ihrer zerrissenen Bluse und reizt ihn wie eine Stripperin. Er ist ein Meister im Abwarten und rührt sich nicht, als sie seine Lippen streift. Sie spürt ein unerträgliches Pochen. Manchmal dauert es sehr lang, ganz gleich, wie sehr sie auch

bettelt, bis er bereit ist, und dann - nur dann - beißt er zu. Aber nie so fest, dass es Spuren hinterlässt, denn er hält den Gedanken nicht aus, dass er Jean-Baptiste, seinem Bruder, ähnlich sein könnte.

Früher hat Jay so gut gerochen und geschmeckt. Doch nun, seit er auf der Flucht ist, wäscht er sich kaum noch, und wenn doch, überschüttet er sich einfach eimerweise mit Wasser aus dem Bayou. Bev wagt es nicht, sich zu beschweren oder auch nur die leiseste Reaktion auf den Gestank aus seinem Mund oder zwischen seinen Beinen zu zeigen. Als sie ein einziges Mal gewürgt hat, hat er ihr die Nase gebrochen und sie gezwungen weiterzumachen; ihr Blut und ihre leisen Schmerzensschreie haben ihn aufgegeilt.

Wenn sie die Hütte sauber macht, schrubbt sie die Stelle unter dem Bett wie eine Besessene. Aber Blutflecken sind

hartnäckig, wie etwas aus einem Horrorfilm, denkt sie. Die Bleiche hat einen unregelmäßigen, weißlich braunen Fleck von der Größe eines Fußabstreifers hinterlassen, über den Jay sich ständig beklagt, als hätte er mit seiner Entstehung nichts zu tun.

12

Jean-Baptiste Chandonne sitzt wie der »Denker« von Rodin auf der Edelstahltoilette. Die weiße Hose ist ihm über seine bepelzten Knie gerutscht. Die Strafvollzugsbeamten verspotten ihn. Es hört nie auf. Das spürt er, während er auf der Toilette kauert und auf die verschlossene Stahltür seiner Zelle starrt. Die Eisenstäbe der winzigen Luke werden vom Eisen in Jean-Baptistes Blut angezogen. Der animale Magnetismus ist eine heute kaum noch beachtete wissenschaftliche Tatsache, die auch schon vor Jahrhunderten von den meisten Menschen nicht anerkannt wurde. Dabei belegen dokumentierte Fälle, dass man magnetisierte Teile an kranke oder geschädigte Körperstellen hielt, worauf sämtliche Symptome zum Erliegen kamen und der Patient wieder gesundete. Jean-Baptiste ist gut vertraut mit

den Lehren des berühmten Dr. Mesmer, dessen Behandlungsmethoden in dem Werk »Memoir sur la Decouverte du Magnetisme Animal« ausführlich erläutert werden.

Das ursprüngliche Werk, 1779 auf Französisch veröffentlicht, ist Jean-Baptistes Bibel. Bevor seine Bücher und das Radio konfisziert wurden, hatte er lange Passagen von Mesmer auswendig gelernt, und er glaubt fest daran, dass ein universelles magnetisches Fluidum Gezeiten und Menschen beeinflusst.

»Ich besaß das übliche Wissen über den Magneten: sein Verhalten zu Eisen, die Fähigkeit unserer Körperflüssigkeiten, dieses Mineral aufzunehmen ...«, hat Mesmer geschrieben, und Jean-Baptiste zitiert lautlos aus dem Buch, während er auf der Toilette nachgrübelt. »... Ich bereitete den Patienten durch die dauerhafte Anwendung von Chalybeata vor ...«

Ein Chalybeatum ist ein Eisentonikum, doch wer außer Jean-Baptiste weiß das? Wenn er nur das eine Chalybeatum, das richtige natürlich, finden könnte, wäre er geheilt. Vor seiner Verhaftung hat er versucht, Eisennägel in Trinkwasser einzulegen, Rost zu essen, mit Eisenstücken unter dem Bett zu schlafen und Muttern, Schrauben und Magneten in seinen Hosentaschen herumzutragen. Allmählich ist in ihm dann die Überzeugung gewachsen, dass sein Chalybeatum der Eisenanteil im menschlichen Blut ist, doch er konnte nicht genug davon bekommen, bevor er ins Gefängnis musste, und jetzt hat er überhaupt keinen Zugriff mehr darauf. Wenn er sich, was selten vorkommt, selbst beißt und saugt, nützt das überhaupt nichts. Es ist, als würde man gegen Anämie sein eigenes Blut trinken.

Franz Anton Mesmer wurde von religiösen und wissenschaftlichen Kreisen verspottet, genau wie sich die ganze Welt stets

über Jean-Baptiste lustig gemacht hat. Die wahren Anhänger von Mesmer spiegelten der Öffentlichkeit deshalb Skepsis vor - oder verwendeten, wenn sie sich positiv zu diesem Thema äußerten, Pseudonyme, um nicht als Quacksalber abgestempelt zu werden. »The Philosophy of Animal Magnetism«, das 1837 erschien, stammt zum Beispiel aus der Feder eines »Herrn aus Philadelphia«, wobei einige Zeitgenossen Edgar Allan Poe in Verdacht hatten. Bücher wie dieses landeten normalerweise an Universitäten, wo sie nach einer Weile von den Bibliotheken aussortiert wurden. Auf diese Weise ist Jean-Baptiste für ein Butterbrot zu einer kleinen, aber sehr interessanten Sammlung gekommen.

Ständig muss er daran denken, was wohl aus seinen Büchern geworden ist. An seinem Hals pocht ein Puls, während er auf der Toilette sitzt und grübelt. Die Werke, die er aus Frankreich mitgebracht hat, sind ihm zur Strafe weggenommen worden, als der

Disziplinarausschuss des Gefängnisses ihn von Stufe eins auf Stufe drei degradiert hat, angeblich, weil er masturbiert und gegen die Essensvorschriften verstoßen hat. Jean- Baptiste verbringt viel Zeit auf der Toilette. Die Wachen bezeichnen das als Masturbieren.

Zweimal an ein und demselben Tag - er weiß nicht, wie lange es schon her ist - hat er daneben gegriffen, als das Essenstablett durch den Spalt unter der Tür geschoben wurde. Das Essen spritzte in alle Richtungen, und man deutete die Zwischenfälle als Absicht. Deshalb hat man ihm sämtliche Vergünstigungen entzogen, natürlich auch seine Bücher. Er bekommt nur eine Stunde Ausgang aus seiner Zelle pro Woche. Aber das spielt keine Rolle. Schließlich hat er immer noch die Möglichkeit, Briefe zu schreiben. Die Wachen verstehen die Welt nicht mehr.

»Wie kann er, verdammt noch mal, Briefe schreiben, wenn er blind ist?«, fragen sie sich untereinander.

»Keine Ahnung, ob er wirklich nichts sieht. Manchmal scheint er blind zu sein, dann wieder nicht.«

»Ein Simulant?« »Ein durchgeknallter Spinner, Mann.«

Jean-Baptiste kann in seiner achtzehn Quadratmeter großen Zelle Liegestützen, Rumpfbeugen und Hampelmänner machen, wie er lustig ist. Die Anzahl der Besuche von draußen wurde eingeschränkt. Aber das ist auch nicht wichtig. Zu ihm wollen sowieso nur Reporter oder Ärzte, Profiler und andere Wissenschaftler, die ihn untersuchen, als wäre er eine neue Art von Virus. Jean-Baptistes Haft, die Verletzung seiner Menschenrechte und der bevorstehende Tod haben

seine Seele zu einem grellen Licht, getupft mit weißen Punkten, zusammengeballt.

Er ist dauerhaft magnetisiert und ein Schlafwandler, und seine hellseherischen Fähigkeiten verschaffen ihm auch ohne Augen Durchblick. Er hat zwar Ohren, braucht sie aber nicht zum Hören. Er kann wissen, ohne zu wissen, und ohne den Körper, der ihn seit seiner Geburt quält, überall hingehen. Jean-Baptiste hat nie etwas anderes kennen gelernt als Hass. Bevor er versucht hat, die Chefpathologin in Virginia zu ermorden, und schließlich von der Polizei geschnappt wurde, floss der heftige Hass durch seine Mitmenschen in ihn hinein und dann wieder in die anderen zurück, sodass sich der unendliche Kreislauf schloss. Seine Gewaltorgien waren unvermeidlich, und er macht weder seinen Körper dafür verantwortlich, noch empfindet er Reue.

Nach zwei Jahren im Todestrakt lebt Jean-Baptiste in einem Dauerzustand des Magnetismus und leidet nicht mehr an Negativität gegenüber anderen Lebewesen. Das bedeutet allerdings nicht, dass er nicht wieder töten würde. Wenn sich die Gelegenheit ergäbe, würde er wie früher Frauen zerstückeln, doch seine elektrische Spannung ist nicht von Hass und Lust aufgeladen. Er würde schöne Frauen vernichten, um einem höheren Ziel zu dienen und einen unbefleckten Kreislauf zu vollenden, der zwingend und göttlich ist. Seine köstliche Verzückung würde die Auserwählten durchströmen. Ihre Schmerzen und ihr Tod würden wunderschön sein. Ewig würden seine Auserwählten ihm danken, während ihr Denken sich vom Körper löst.

»Wer ist da?«, fragt er in die stickige, muffige Luft hinein.

Er lässt die Klopapierrolle zu seinem schmalen Bett hinüberkullern und sieht zu, wie sich eine weiche, weiße Straße entrollt, die ihn aus diesen Betonmauern hinausführen wird. Vielleicht geht es ja heute nach Beaune, wo er seinem Lieblingsweinkeller aus dem 12. Jahrhundert auf dem Weingut von Monsieur Cambrai einen Besuch abstatten und Burgunderweine aus Fässern seiner Wahl verkosten wird, ohne sich die Mühe zu machen, Luft in den Mund zu ziehen und den Wein in eine Steinschale zu spucken, wie es sich schickt, wenn man die Schätze des *terroir* probiert. Er darf keinen Tropfen vergeuden! Ha! Schauen wir mal, welcher *gran vin de Bourgogne* diesmal an der Reihe ist. Er legt den Zeigefinger an seine entstellten Lippen.

Sein Vater, Monsieur Chandonne, besitzt ein Weingut in Beaune. Außerdem gehören ihm Kellereien und Exportfirmen. Jean-Baptiste kennt sich sehr gut mit Weinen aus,

obwohl man sie ihm vorenthalten hat, als man ihn erst in den Keller verbannte und schließlich seines Elternhauses verwies. Seine Vertrautheit mit Beaune ist ein farbenfrohes Phantasiegespinnst, gespeist aus den detailgetreuen Geschichten, die sein charmanter Bruder vom Wein erzählt hat, um Jean-Baptiste seine Benachteiligung und Nichtexistenz unter die Nase zu reiben. Ha! Jean-Baptiste braucht keine Zunge zum Schmecken. Er kennt den kühnen Clos de Vougeot und den weichen, komplexen und eleganten roten Clos de Mouches.

1997 war ein sehr gutes Jahr für den roten Clos de Mouches, und der Weißwein des Jahrgangs 1980 schmeckt leicht nach Haselnuss und ist deshalb so besonders. Und, ach, die Harmonie des Echezaux! Aber es ist der König der Burgunder, den er am besten kennt, der muskulöse und groß ausgebaute Chambertin. Von den 280 Flaschen, die im Jahr 1999 abgefüllt wurden, hat Monsieur

Chandonne 150 für seinen *cave* erworben. Von diesen 150 Flaschen hat Jean-Baptiste kein Schlückchen abbekommen. Doch nach einem seiner Morde in Paris hat er sein Opfer beraubt und mit einem 1998er Chambertin gefeiert, der nach Erde und Mineralien schmeckte und ihn an ihr Blut erinnerte. Was den Bordeaux angeht, bevorzugt er einen Premier Grand Cru Classe, vielleicht den 1984er Chateau Haut- Brion.

»Wer ist da?«, ruft er.

»Halt's Maul und hör auf, mit dem Kloppapier rumzufummeln. Heb es auf!«

Jean-Baptiste muss nicht hinschauen, um die Augen zu sehen, die wütend durch die Gitterstäbe in der Tür starren.

»Roll es hübsch ordentlich zusammen, und spiel nicht ständig an deinem Pimmel rum!«

Als die Augen verschwinden, bleibt nur kalte Luft zurück. Jean-Baptiste muss nach Beaune aufbrechen, wo es keine Augen gibt. Er muss seine nächste Auserwählte finden, ihr das fehlerhafte Augenlicht entreißen und ihr Vergessen ins Gehirn prügeln, damit sie sich nicht mehr an ihren Ekel bei seinem Anblick erinnert. Dann gehört ihm ihr Weingut. Ihre Hügel und ihre grün strotzenden Weinstöcke sind seine. Er kann ihren Weinkeller erkunden und sich dunkle, feuchte Wände entlangtasten, die immer kühler werden, je mehr Zeit er sich lässt. Ihr Blut ist guter Rotwein jedes Jahrgangs, nach dem es ihn gelüstet. Leuchtend rot fließt und rinnt er ihm die Arme entlang, färbt sein Haar, macht es klebrig und lässt seine Zähne schmerzen vor Seligkeit!

»Wer ist da f«

Er bekommt nur selten eine Antwort.

Nach zwei Jahren haben die Strafvollzugsbeamten, die zum Dienst im Todestrakt eingeteilt sind, den Mutanten und Spinner Jean-Baptiste Chandonne fürchten gelernt. Sie freuen sich, dass bald Schluss mit ihm sein wird. Der französische Werwolf mit dem deformierten Penis und dem behaarten Körper stößt sie ab. Sein Gesicht besteht aus zwei ungleichen Hälften, als wären die beiden Seiten im Mutterleib schlampig zusammengesetzt worden. Ein Auge sitzt tiefer als das andere, seine winzigen Milchzähne sind spitz und stehen weit auseinander. Bis vor kurzem hat Jean-Baptiste sich täglich rasiert. Inzwischen tut er es nicht mehr. Er hat ein Recht darauf. In den letzten vier Monaten vor der Hinrichtung muss sich ein Verurteilter nicht mehr rasieren. Er darf mit langen Haaren und Bart in die Todeskammer gehen.

Allerdings haben die anderen Häftlinge keine flaumigen Haarwirbel, die jeden

Zentimeter ihres Körpers mit Ausnahme von Schleimhäuten, Handflächen und Fußsohlen bedecken. Da Jean-Baptiste sich seit zwei Monaten nicht rasiert hat, sind sein magerer, sehniger Körper, sein gesamtes Gesicht, der Hals und sogar die Handrücken mit gut sieben Zentimeter langen Haaren bewachsen. Die anderen Insassen des Todestrakts witzeln, dass Jean-Baptistes Opfer vermutlich vor Angst gestorben sind, bevor er überhaupt Gelegenheit hatte, sie zu Hackfleisch zu schlagen und zu beißen.

»Bulettenmann!«

Jean-Baptiste soll diese Hänseleien hören, und er erhält auch schriftliche Beleidigungen in Form von Zetteln - oder Kassibern, wie sie hier heißen -, die von Zelle zu Zelle durch die Türspalte weitergegeben werden wie Kettenbriefe, bis sie den Adressaten erreichen. Er zerkaut die Zettel zu Brei und schluckt sie hinunter. Manchmal sind es bis zu zehn

Stück. Er kann jedes Wort schmecken, das darauf steht.

»Schade, dass er mit seinem haarigen Arsch nicht auf den Stuhl kommt, dann würde er richtig durchgebraten, bis er gar ist.« Dies oder Ähnliches hat er die Wachen sagen hören.

»Dann würde der ganze Laden hier nach verbrannten Haaren stinken.« »Ein Jammer, dass wir sie nicht kahl rasieren dürfen wie eine Billardkugel, bevor sie die Nadel kriegen.«

»Schade, dass sie heutzutage nicht mehr gebraten werden. Die Scheißkerle haben es viel zu leicht. Ein kleiner Piekser und dann gute Nacht.«

»Für den Wolfmann stellen wir den Saft noch extra kalt.«

13

Jean-Baptiste sitzt auf der Toilette und spitzt die Ohren, als ob er jetzt, in diesem Augenblick, solche abfälligen Bemerkungen hören könnte, doch draußen vor seiner Tür ist es still.

Den Saft kalt zu stellen ist das schmutzige Geheimnis der Mannschaften, die den Verurteilten fesseln und ihm die Infusion legen, um ihn bei der Hinrichtung nur zum Spaß ein bisschen zu quälen. Der für die tödlichen Substanzen Verantwortliche legt diese für den Transport vom verschlossenen Kühlschrank in die Todeskammer in eine Kühlbox. Jean-Baptiste hat andere Insassen des Todestrakts sagen hören, die Drogen würden stärker als notwendig und fast bis zum Gefrierpunkt gekühlt. Denn das Hinrichtungsteam finde es nur gerecht, dass der

Verurteilte den Kälteschock in der Vene spürt, wenn genug Gift, um damit vier Pferde umzubringen, durch die Nadel in sein Blut schießt. Ruft der Todeskandidat nicht »Oh Gott!«, »Jesus!« oder etwas dergleichen, wenn er den eiskalten bevorstehenden Tod fühlt, sind die Mitglieder des Hinrichtungsteams enttäuscht und sauer.

»Der letzte Typ hatte ordentlich Kältekopfweg«, rufen Stimmen und hallen von den Stahltüren wider, wenn die Gefangenen die Geschichten immer wieder zum Besten geben.

»Es war zum Schreien. Hast du gehört, wie er gebrüllt hat, als das Zeug einschlug?«

»Das war sicher nicht das Radio.«

»Er hat nach seiner Mama gebettelt.«

»Viele Huren, die ich mir vorgeknöpft habe, haben nach ihrer Mama gerufen. >Mama! Mama! Mama!<, hat die letzte gekreischt.« Der Mann, den die anderen Insassen Biest nennen, prahlt wieder einmal mit seinen Taten.

Er hält seine Geschichten für witzig.

»Du bist ein Arschloch. Ich glaub's nicht, dass der Gouverneur dir noch einen Monat gegeben hat, du Wichser!«

Biest ist der Urheber der meisten Hinrichtungsgeschichten, die in den Zellen im Todestrakt die Runde machen. Einmal ist er bereits mit dem Kleinbus ins fünfundsechzig Kilometer entfernte Huntsville gebracht worden und verspeiste in dem Käfig neben der Todeskammer gerade seine Hengersmahlzeit, bestehend aus frittierten Shrimps, Steak, Pommes und Pecankuchen, als der Gouverneur ihm plötzlich einen

Aufschub der Hinrichtung gewährte, um weitere DNS-Tests durchführen zu lassen. Biest weiß nur zu gut, dass diese Tests reine Zeitverschwendung sind, aber seit er zurück in der Strafanstalt Polunsky ist, presst er so viel wie möglich aus seinen letzten Tagen auf Erden heraus. Ununterbrochen redet er über einen Vorgang, der eigentlich geheim gehalten wird. Er kennt sogar die Namen der Mitglieder des Fesselungsteams, des Infusionsteams und auch den des Arztes, der den Auftrag hatte, die Infusion einzuschalten und Biest für tot zu erklären.

»Wenn ich je hier rauskomme, knöpfe ich mir jede einzelne dieser Fotzen vor und nehme alles auf Video auf«, prahlt Biest noch ein bisschen weiter. »Schade, dass ich die anderen, die ich erledigt habe, nicht gefilmt habe. Verdammt, ich würde alles für ein einziges Video geben. Keine Ahnung, warum mir das damals nicht eingefallen ist. Dann hätten die Seelenklempner und

Arschlöcher vom FBI ein paar hübsche Bilder, über die sie sich Gedanken machen können, wenn sie nach Hause zu Frau und Kindern gehen.«

Jean-Baptiste hat seine Morde nie gefilmt. Die Zeit reichte dafür nicht, und bedauerlicherweise hat er auch nicht daran gedacht. Wegen dieses Versäumnisses macht er sich ständig Vorwürfe. Es kommt nur selten vor, dass er so nachlässig ist.

Espece de sale gorille...

Dummer Affenmutant.

Jean-Baptiste hält sich die Ohren zu.

»*Wer ist da?*«

Wenn er seine blutigen Kunstwerke doch nur gefilmt oder zumindest ein paar Fotos davon gemacht hätte. Oh, die Sehnsucht, die

Sehnsucht und die Angst, von denen er sich nicht befreien kann, weil es unmöglich ist, die Ekstase der Frauen während des Sterbens wieder und wieder und wieder zu durchleben. Der Gedanke löst einen unerträglichen Druck zwischen den Beinen aus. Doch es gibt keine Erlösung von seinem Leid. Er wurde mit einem nicht funktionsfähigen Anlasser geboren, sexuellen Zündkerzen, die zwar Funken sprühen, aber nichts zum Anspringen bringen. Schwer atmend sitzt er auf der Toilette und spitzt die Ohren, und der Schweiß tropft ihm vom Gesicht.

14

»Was machst du da drin?«

Ein Wachmann hämmert an die Tür. Wieder sind in der vergitterten Luke zwei höhnisch blickende Augen zu sehen. »Züchtest du wieder Druckstellen am Arsch? Mann, irgendwann kommen dir noch die Gedärme raus.«

Jean-Baptiste hört Schritte auf eisernen Laufstegen und die anderen Insassen des Todestrakts, die wie immer Beschwerden und Verwünschungen brüllen. 245 Männer sitzen hier, Jean-Baptiste nicht mitgerechnet, und warten, während ihre Anwälte weiterer Berufung einlegen und alles tun, um die Bezirksstaatsanwaltschaft oder das Oberste Bundesgericht der Vereinigten Staaten dazu zu bewegen, das Urteil aufzuheben oder

wenigstens einen Richter zu einer günstigeren Entscheidung zu überreden und DNS-Tests oder andere juristische Winkelzüge zuzulassen. Jean-Baptiste weiß, was er getan hat, und hat sich deshalb trotz der Tobsuchtsanfälle seines Anwalts Rocco Caggiano - ebenfalls ein Leibeigener der Familie Chandonne - schuldig bekannt.

Rocco Caggianos vorgespiegelte heftige Empörung angesichts von Jean-Baptistes Schuldeingeständnis vor Gericht war eine ziemlich jämmerliche schauspielerische Leistung. Caggiano befolgt seine Anweisungen, genau wie Jean-Baptiste es scheinbar tut - nur mit dem Unterschied, dass Jean-Baptiste ein sehr guter Schauspieler ist. Die Familie Chandonne hält es für das Beste, wenn ihr unglückseliger, widerwärtiger Sohn das Zeitliche segnet.

Was hast du davon, die nächsten zehn Jahre im Todestrakt zu verbringen?, haben

sie ihm ins Gewissen geredet. Warum möchtest du wieder in eine Gesellschaft entlassen werden, die dich jagen wird wie ein Ungeheuer ?

Anfangs fiel es Jean-Baptiste schwer, sich damit abzufinden, dass seine Familie ihm den Tod wünscht. Inzwischen aber akzeptiert er es. Es macht Sinn. Was sollte seine Familie gegen seinen Tod haben, wenn ihr schon sein Leben gleichgültig war? Ihm bleibt nichts anderes übrig. Das steht fest. Wenn er sich nicht schuldig bekannt hätte, hätte sein Vater dafür gesorgt, dass er in der Untersuchungshaft ermordet wurde.

Im Gefängnis ist es so gefährlich, meinte sein Vater leise auf Französisch am Telefon. Vergiss nicht, was dem Kannibalen Jeffrey Dahmer passiert ist. Er wurde mit einem Wischmopp totgeschlagen - oder war es ein Besen?

Jean-Baptiste wurde emotional totgeschlagen, als sein Vater das sagte, all seine Hoffnung war mit einem Mal dahin. Jean-Baptiste hat sich auf seinen Verstand verlassen und auf dem Flug nach Houston seine prekäre Lage gründlich durchdacht. Er erinnert sich noch deutlich an das Schild mit der Aufschrift »Willkommen in Humble« und an ein Holiday Inn mit einem Cafe namens Hole in One, obwohl nirgendwo ein Golfplatz zu sehen war, nur dürres Laub und tote Bäume und scheinbar endlose Reihen von schlaffen Telefonleitungen, rüddigen Nadelbäumen, Futtermittelhandlungen, Wohnwagensiedlungen, von Gebäuden ohne Dach und Fertighäusern auf Betonklötzen. Dann verließ die Wagenkolonne den Highway 59 Nord. Die Beamten von FBI und örtlicher Polizei behandelten Jean-Baptiste wie Frankenstein.

Manierlich und verschnürt a la Houdini saß er auf dem Rücksitz eines weißen Ford

LTD. Die Wagenkolonne bog in eine einsame, von Gebüsch gesäumte Straße ein, die nach einer Weile durch den Wald führte. Als sie die Strafanstalt Polunsky der Strafvollzugsbehörden des Staates Texas erreichten, spürte er, wie die Sonne sich den grauen Himmel zurückeroberte und der Tag freundlicher wurde. Jean-Baptiste verstand das als Zeichen.

Er wartet geduldig und stellt sich vor, dass Meteoritenregen niedergehen und gewaltige Bataillone marschieren, wenn er es so will. Wie einfach das ist! Die Menschen sind Narren, weil sie so unsinnige Regeln aufstellen! Auch wenn die Gefängnisverwaltung ihm das Radio wegnimmt und ihn bestraft, indem sie sein Essen püriert und es anschließend zu Frikadellen bäckt, kann niemand seinen Magnetismus außer Kraft setzen oder ihm das Recht verweigern, unzensierte Post zu verschicken und zu empfangen. Wenn er einen Umschlag mit »Anwaltsbrief« oder

»Medienbrief« beschriftet, darf kein Gefängnismitarbeiter ihn öffnen. Jean-Baptiste schickt nach Belieben Briefe an Rocco Caggiano. Hin und wieder erhält er Post auf demselben Weg. Das ist die größte Freude für ihn, vor allem, weil Madame Scarpetta ihm vor kurzem geschrieben hat, da sie ihn nicht vergessen kann. Sie stand so kurz vor der Ekstase und hat durch ihre eigene Dummheit darauf und auf Jean-Baptistes Zuwendungen verzichten müssen. Seine selbstlose Absicht war es, ihren wunderschönen Körper dazu zu bringen, ihre Seele freizugeben. Ihr Dahinscheiden wäre der Gipfel der Vollkommenheit gewesen. Offenbar hat sie ihren schweren Fehler endlich eingesehen und sucht nun einen Vorwand, um ihn, Jean-Baptiste, zu treffen.

Wir werden uns wieder begegnen.

Jean-Baptiste verfügt über genügend Informationen, um das gesamte Chandonne-Kartell zu Fall zu bringen.

Und wenn sie das möchte, warum nicht? Wenn sie kommt, wird er einen Weg finden, ihre Erlösung zu vollenden und sie mit dem zu segnen, was sie sich wünscht. Der Ekstase. Der Ekstase!

Er hat ihren Brief in kleine Fetzen zerrissen, jedes Wort aufgegessen und dabei so heftig gekaut, dass er sich das Zahnfleisch aufgeschnitten hat.

Jean-Baptiste wuchtet sich von der Toilette und spart sich die Mühe des Hinunter-spülens. Er zieht seine Hose hoch.

»Wer ist da?«

Auf dem Rücken seines weißen T-Shirts mit V-Ausschnitt steht in großen schwarzen

Buchstaben DR für *Death Row* - Todestrakt. Außerdem ist es die Abkürzung für Doktor. Wieder ein Zeichen. Im Augenblick gehört er ihr, aber sie ist für immer sein. Sein Gefängnisoverall trieft von Schweiß. Er stinkt. Jean-Baptiste schwitzt ständig und riecht wie ein schmutziges Tier. Schmunzelnd denkt er an den letzten Gefangenen, der vor ein paar Wochen hingerichtet wurde. Ein alter Mann namens Pitt, der in Atlanta einen Polizisten getötet hat. Jahrelang hat Pitt ungestört Prostituierte ermordet und seine Opfer auf Parkplätzen oder mitten auf der Straße abgelegt. Doch als er einen Polizisten mit dreizehn Messerstichen umbrachte, hat er gegen die Regeln verstoßen.

Laut einem Gerücht im Todestrakt ist sein Tod nach genau zwei Minuten und sechsfundfünfzig Sekunden eingetreten, als der Arzt den tödlichen Cocktail durch die Infusion in Pitts Venen rasen ließ wie einen Zug in einen Tunnel. Drei Ärzte wechseln sich bei

den Hinrichtungen ab - das weiß er von Berichten aus den Medien oder von Gefangenen, die einen Aufschub ihrer Hinrichtung erhalten haben und aus Huntsville zurückkehrten. Es sind ein Kinderarzt, ein Herzchirurg und eine praktische Ärztin, die sich vor ein paar Jahren in Lufkin niedergelassen hat. Sie ist die Älteste unter den Henkern, erscheint mit ihrer schwarzen Tasche, erledigt ihre Arbeit und geht, gleichmütig und arrogant, ohne ein Wort mit jemandem zu wechseln.

Es erregt Jean-Baptiste, sich eine Ärztin vorzustellen, die, unsichtbar in einem Geheimzimmer, auf das Zeichen wartet, seinen angeschnallten Körper zu töten. Er fürchtet sich nicht vor dem Tod seines Körpers, denn sein Verstand und seine Seele sind unzerstörbar. Er ist elektrisch. Er ist ein Fluidum. Er kann seinen Verstand vom Körper lösen. Er ist ein Teil Gottes. Jean-Baptiste liegt rücklings auf dem Bett und stößt einen

Seufzer aus; er starrt an die Decke, die seine hellseherischen Reisen nicht aufhalten kann. Meistens versetzt er seinen Geist zurück nach Paris, wohin er unbemerkt fliegt und wo er Geräusche so scharf wahrnimmt wie nie zuvor. Erst vorgestern hat er Paris besucht, kurz nach einem leichten Regen; die Autoreifen zischten auf der nassen Straße, und der Verkehr in der Ferne klang erstaunlich dumpf, sodass es ihn an sein eigenes Magenknurren erinnerte. Die Regentropfen ähnelten Diamanten, verstreut über die Sitze geparkter Motorräder. Als eine Frau mit Lilien im Arm an ihm vorbeiging, schwebte er in einer Duftwolke.

Wie aufmerksam er geworden ist! Wenn seine Seele in Paris, der schönsten Stadt der Welt, weilt, entdeckt er jedes Mal ein anderes altes Gebäude, eingehüllt in grüne Netze, während Männer den Sandstein mit Kompressoren bearbeiten, um jahrhundertalte Verschmutzungen zu beseitigen. Es hat

Jahre gedauert, Notre Dame den creme-weißen Teint wiederzugeben. Jean-Baptiste berechnet die Zeit, indem er diese Arbeiten im Auge behält. Nie bleibt er länger als ein paar Tage in Paris, und jeden Abend macht er sich auf den Weg zum Gare de Lyon und dann zum Quai de la Rapee, um das Institut Medico-Legal zu betrachten, wo einige seiner früheren Auserwählten obduziert worden sind. Er kann die Gesichter und Körper der Frauen sehen und erinnert sich an ihre Namen. Er wartet, bis das letzte *Bateau-Mouche* vorbeituckert und das letzte Kielwasser über seine Schuhe schwappt, bevor er sich auf den kalten Steinen des Quai de Bourbon nackt auszieht.

Sein ganzes Leben lang hat er sich den trüben, kalten Fluten der Seine hingegen, um den Fluch des *Loup-Garou* abzuwaschen.

Des Werwolfes.

Die nächtlichen Bäder haben ihn nicht von der Hypertrichiose geheilt, dem ausgesprochen seltenen Geburtsfehler, der dazu führt, dass Babyflaum den gesamten Körper bedeckt. Weitere grausame Folgen sind ein entstelltes Gesicht, verformte Zähne und verkümmerte Genitalien. Jean-Baptiste taucht in den Fluss ein. Er treibt am Quai d'Orleans und am Quai de Bethune vorbei zur östlichen Spitze der Ile St.-Louis. Dort, am Quai d'Anjou, steht das vierstöckige Stadthaus aus dem siebzehnten Jahrhundert mit seinen geschnitzten Eingangstüren und den vergoldeten Regenrinnen, das *hotel particulier*, wo seine prominenten Eltern in anstößigem Pomp und Prunk wohnen. Wenn das Kristall und Silber der Kerzenleuchter im Licht lodern, sind seine Eltern zu Hause. Allerdings haben sie häufig Freunde zu Besuch oder genehmigen sich einen Schlummertrunk in einem Wohnzimmer, das von der Straße aus nicht einzusehen ist.

Auf seinen körperlosen Reisen kann Jean-Baptiste jedes Zimmer des *hotel particulier* betreten. Er geht herum, wie es ihm gefällt. Als er letztens nachts die Ile St.-Louis besuchte, hatte seine übergewichtige Mutter einige neue Fettwülste unter dem Kinn. Ihre Augen wirkten in dem aufgedunsenen Gesicht so winzig wie Rosinen. Sie hatte sich in einen schwarzen Morgenmantel aus Seide gehüllt und trug dazu passende Pantoffeln an den dicken Füßen. Jammernd und auf ihren Mann einredend, rauchte sie eine starke französische Zigarette nach der anderen, während er die Nachrichten sah, telefonierte oder Papiere durcharbeitete.

So wie Jean-Baptiste ohne Ohren hören kann, ist sein Vater in der Lage, auf Wunsch zu ertauben. Kein Wunder, dass er in den Armen vieler schöner junger Frauen Freude und Erholung sucht und nur mit Madame Chandonne verheiratet bleibt, weil sich das eben so gehört. In seiner Jugend sagte man

Jean-Baptiste, Hypertrichiose sei genetisch bedingt, doch er ist sicher, dass der Alkoholismus seiner Mutter schuld daran ist. Während ihrer Schwangerschaft hat sie keinerlei Anstalten gemacht, das Trinken einzuschränken. Sein Zwillingsbruder, der sich Jay Talley nennt, hatte das Glück, knappe drei Minuten nach Jean-Baptiste aus dem Mutterschoß zu schlüpfen. Er wurde als Inbegriff der Männlichkeit geboren, als goldene Skulptur mit einem wunderschönen Körper, schwarzem Haar, das im Sonnenlicht schimmert, und einem Gesicht wie von einem Künstler geschaffen. Er begeistert jeden, dem er begegnet, und Jean-Baptiste kann nur deshalb trotz der Ungerechtigkeit ihrer Geburt Genugtuung empfinden, weil Jay Talley, der in Wirklichkeit Jean-Paul Chandonne heißt, nicht so aussieht, wie er in Wirklichkeit ist. Und das macht ihn zu einem noch viel schlimmeren Ungeheuer, als Jean-Baptiste es je sein könnte.

Jean-Baptiste ist nicht entgangen, dass die wenigen Minuten, die seine Geburt von der seines Bruders trennen, genau der Zeitspanne entsprechen, die er angeblich am 7. Mai zum Sterben brauchen wird. Ein paar Minuten, so lange lebten auch seine Auserwählten, während ihr Blut Gipfel und Täler an die Wände malte; diese erinnerten ihn sehr an ein abstraktes Gemälde, das er einmal gesehen hat und so gerne gekauft hätte. Doch er hatte weder Geld noch Platz, um es aufzuhängen. »*Wer ist da?*«, schreit er.

15

Das knospende Frühlingsgrün am Ufer spiegelt sich im Charles River in Boston. Benton Wesley sieht zu, wie junge Männer in einem Rennboot in vollendetem Gleichtakt vorbeirudern.

Muskeln schlagen Wellen wie die sanfte Strömung, Ruderblätter tauchen mit zartem Platschen ein. Benton könnte den ganzen Nachmittag zuschauen und schweigen. Der Tag ist vollkommen und wolkenlos, und die Temperatur beträgt zwanzig Grad. Einsamkeit und Schweigen sind Bentons ständige Begleiter geworden, und er sehnt sich inzwischen so unbeschreiblich danach, dass Gespräche ihn anstrengen und von langen Pausen durchsetzt sind, die manche Menschen als einschüchternd, andere wiederum als ärgerlich empfinden. Nur selten

hat er mehr zu sagen als die Obdachlosen, die in Lumpenhaufen unter der Arthur-Fiedler-Fußgängerbrücke schlafen. Er hat es sogar geschafft, den lauten, unbekümmerten Max aus dem Cafe Esplanade zu kränken, wo Benton sich hin und wieder ein Ingwerbier, Cracker-Jacks oder eine Brezel genehmigt. Schon die erste Bemerkung, die Benton je an Max gerichtet hat, hat dieser in den falschen Hals bekommen.

»*Change*.« Mehr hat Benton, begleitet von einem Kopfschütteln, nicht gemurmelt.

Max ist Deutscher, hat im Englischen oft Verständnisschwierigkeiten und ist leicht beleidigt. Deshalb hat er die geheimnisvolle Aufforderung so gedeutet, dass dieser Schlaumeier in Joggingkleidung und mit dunkler Sonnenbrille alle Ausländer für minderwertig und betrügerisch hält und deshalb das ihm zustehende Wechselgeld (*change*) für den Fünf-Dollar-Schein fordert, den Max

gerade in die Kasse gelegt hat. In anderen Worten: Er hält den schwer arbeitenden Max für einen Dieb.

In Wirklichkeit hat Benton jedoch gemeint, dass Cracker- Jacks im Cafe Esplanade inzwischen in Tüten, nicht mehr in Schachteln verkauft werden und einen Dollar anstelle von fünfundzwanzig Cent kosten. Die Spielzeug-Überraschung darin besteht aus einer auf gefaltetes weißes Papier gedruckten Denkaufgabe, billig wie nur irgendwas, die den Intelligenzquotienten einer Taube erfordert. Vorbei sind die Tage von Bentons Kindheit, als er, die klebrigen Finger im karamellisierten Popcorn, nach Schätzen wie einer Plastikpfeife, einem BB-Spiel oder - das Allerbeste - einem Decodier-ring wühlte. Der kleine Benton trug den Ring am Zeigefinger und tat so, als verleihe er ihm die Macht zu wissen, was andere Menschen dachten, was sie tun würden und welche

Ungeheuer er auf seiner nächsten geheimen Mission erlegen musste.

Die Ironie der Geschichte, dass er später als Erwachsener tatsächlich einen ganz besonderen Ring tragen durfte - einen aus Gold mit eingraviertem FBI-Emblem -, entgeht ihm nicht. Außerdem hat er sich tatsächlich darauf spezialisiert, die Gedanken, Motive und Handlungen von Personen zu deuten, die von der Öffentlichkeit als Ungeheuer bezeichnet werden. Benton hat das angeborene Talent, die Intuition und den nötigen Verstand, um sich in die neurologischen und geistigen Abgründe der schrecklichsten Menschenschlächter zu versenken. Er machte Jagd auf schwer zu fassende Täter, deren Sexualverbrechen so grausam waren, dass von Panik erfüllte Polizisten aus dem In- und Ausland Schlange standen, damit er in der Profiling-Abteilung der FBI-Akademie in Quantico, Virginia, ihre Fälle mit ihnen durchging. Benton Wesley war der legendäre

Leiter der Abteilung, der stets einen konservativen Anzug und einen großen goldenen Ring trug. Man traute ihm zu, aus Berichten und albtraumhaften Fotos Hinweise herauslesen zu können, die den Ermittlern entgangen waren; es war, als ginge es bei den Sitzungen in dem muffigen, fensterlosen Raum, wo nur grimmige Stimmen, das Herumschieben von Papieren auf dem Konferenztisch und gedämpfte Schüsse aus dem Schießstand zu hören waren, darum, einen magischen Preis zu erringen. Während des Großteils seiner Berufsjahre beim FBI war Bentons Welt J. Edgar Hoovers ehemaliger unterirdischer Bunker, wo manchmal die Rohre der darüber gelegenen Academy-Toiletten auf den abgewetzten Teppichboden leckten oder stinkende Rinnsale die Betonwände herunterliefen.

Nun, mit fünfzig Jahren, ist in Benton die bittere Erkenntnis gereift, dass das Erstellen von psychologischen Profilen rein gar nichts

mit Psychologie zu tun hat. Es handelt sich um nichts weiter als um Formeln und Annahmen auf der Grundlage von jahrzehntealten Daten. Profiling ist Propaganda und Marketing. Es ist eine Mode. Nur ein weiteres Verkaufsargument, das der Beschaffung von Bundesmitteln dient, wenn die FBI-Lobbyisten das Kapitol unsicher machen. Schon allein bei dem Wort Profiling knirscht Wesley mit den Zähnen, er kann es nicht ertragen, wie seine frühere Tätigkeit missverstanden und missbraucht wird. Inzwischen hat sie sich in eine überstrapazierte Taktik nach Hollywood-Manier verwandelt, bestehend aus abgedroschenen und fehlerhaften verhaltenspsychologischen Ansätzen, Anekdotenwissen und Mutmaßungen. Das moderne Profiling basiert nicht auf logischen Schlüssen, sondern ist so willkürlich und irreführend wie die Physiognomie und die Anthropometrie - also die gefährlichen und lächerlichen Pseudowissenschaften

vergangener Jahrhunderte, denen zufolge Mörder wie Höhlenmenschen aussahen und anhand ihres Schädelumfangs oder der Länge ihrer Arme zweifelsfrei zu erkennen waren. Profiling ist Katzengold, und da Benton zu diesem Ergebnis gekommen ist, ist er mit einem

Priester zu vergleichen, der beschlossen hat, dass es keinen Gott gibt.

Ganz gleich, was die Leute behaupten, was Statistiken und epidemiologische Studien feststellen und intellektuelle Gurus auch predigen mögen - mittlerweile ist Bentons einzige Konstante die Veränderung (*change*). Heutzutage begehen Menschen mehr Morde, pädophile Akte, Entführungen, Terroranschläge oder schlicht und ergreifend betrügerische, egoistische Vergehen gegen andere Lebewesen, als die freie Welt es je gesehen hat. Benton grübelt viel darüber nach, denn er hat jetzt jede Menge Zeit dafür. Max

hält Benton, dessen Namen er nicht kennt, für einen intellektuellen, versnobten Spinner, vermutlich Professor in Harvard oder am Massachusetts Institute of Technology, und darüber hinaus für einen ausgesprochenen Muffel. Der junge Deutsche hat noch nie die gelegentliche Ironie oder den trockeneisähnlichen Humor erlebt, für die Benton berühmt war, als man ihn noch kannte. Allerdings kennt ihn inzwischen fast niemand mehr.

Max redet mittlerweile kein Wort mehr mit ihm, nimmt nur das Geld und zählt unter großem Tamtam Bentons Wechselgeld ab, bevor er dem Blödmann die Münzen, ein Stück Käsepizza, ein Sodawasser oder eine Tüte Cracker-Jacks hinschiebt.

Allerdings spricht er bei jeder Gelegenheit *über* Benton.

»Letztens hat er eine Brezel gekauft«, berichtet er Nosmo King, dem Fahrer des Lieferwagens, dessen geheimnisvoll klingender Name einfach nur daher rührt, dass seine Mutter die Aufschrift »*No Smoking*« als »*No Smo King*« gelesen hat, als sie zur Entbindung in den Kreißsaal gerollt wurde und die Doppeltür sich öffnete.

»Er isst seine Brezel da drüben« - Max deutet mit seiner Zigarette zu einem Blätterdach aus alten Eichen - »und glotzt wie ein Zombie den hängen gebliebenen Drachen an« - wieder deutet er mit der Zigarette und weist mit dem Kopf auf den zerfledderten roten Drachen, der hoch in den Ästen einer Eiche hängt. »So als wäre das Ding ein wissenschaftliches Phänomen oder ein Symbol Gottes. Vielleicht ein UFO.«

Nosmo King, der gerade Kisten mit Fiji-Mineralwasser in den Kiosk des Cafe Esplanade stapelt, hält inne und schützt seine

Augen vor der Sonne, während sein Blick der Bewegung von Max' Zigarette hinauf zu dem kaputten Drachen folgt.

»Ich weiß noch, wie stinksauer mich das als Kind gemacht hat«, erinnert sich Nosmo King. »Man kauft sich einen nagelneuen Drachen, und fünf Minuten später hängt er an der Hochspannungsleitung oder in einem Scheißbaum. Das ist eben das Leben. Alles läuft prima, und schon im nächsten Moment guckst du in die Röhre.«

Benton sieht und spürt dunkle, sorgenvolle Schatten aus der Vergangenheit, ganz gleich, wo er ist oder was er tut. Er lebt in der Einsamkeit wie in einer stählernen Kiste, was ihn so bedrückt und zornig macht, dass ihn in vielen Augenblicken, Stunden, Tagen und Wochen gar nichts mehr interessiert; dann hat er keinen Appetit und schläft zu viel. Er braucht Sonne und hat Angst vor dem Winter. Also ist er dankbar, dass dieser

frühe Nachmittag so blitzblank poliert ist. Wenn seine Augen nicht - wie meistens - von einer Sonnenbrille geschützt wären, könnte er gar nicht über den Charles oder in den leuchtend blauen Himmel hinaufschauen. Er wendet sich von den jungen Sportlern ab, die den Fluss beherrschen, voller Trauer, weil schon ein halbes Jahrhundert in seinem Leben vergangen ist und weil er nicht länger von Mut und Eroberungswillen bestimmt wird, sondern von Nichtvorhandensein, Machtlosigkeit und einem unwiederbringlichen Verlust.

Ich bin tot, sagt er sich jeden Morgen beim Rasieren. Ganz gleich, was passiert, ist bin tot.

Mein Name ist Tom. Tom Haviland. Tom Speck Haviland, geboren in Greenwich, Connecticut, am 20. Februar 1955, beide Eltern aus Salem, Massachusetts. Psychologe im Ruhestand, genug von den Problemen

anderer Leute, Sozialversicherungsnummer: blablabla, ledig, homosexuell, HIV-positiv, schaue gern zu, wie die knackigen Jungs im Fitnessstudio sich im Spiegel betrachten, aber mache keine Annäherungsversuche, knüpfe keine Gespräche an, besuche keine Schwulenkneipen und habe keine sexuellen Beziehungen, Nie, nie, niemals.

Das ist alles gelogen.

Benton Wesley lebt seit sechs Jahren mit Unwahrheiten und im Exil.

Er geht zu einem Picknicktisch, setzt sich darauf, stützt die Arme auf die Knie und verschränkt die schlanken Finger fest ineinander. Sein Herz beginnt vor Aufregung und Angst schnell zu schlagen. Obwohl er jahrzehntelang nach bestem Wissen und Gewissen dem Gesetz gedient hat, hat man ihm das mit Verbannung vergolten und ihn

gezwungen, sich damit abzufinden, dass es ihn und alles, was er je gekannt hat, nicht mehr gibt. An manchen Tagen kann er sich kaum noch erinnern, wer er einmal war, weil er die meiste Zeit nur noch in seinem Kopf lebt. Er lenkt sich ab - und manchmal ist er sogar damit zufrieden indem er philosophische, spirituelle und historische Bücher und Gedichte liest und die Tauben im Public Garden rings um den Froschteich füttert, wo er sich unter die Einheimischen und Touristen mischen kann.

Einen Anzug besitzt er nicht mehr. Das dicke, silbergraue Haar rasiert er bis auf die Kopfhaut und trägt dazu einen ordentlich gestutzten Bart. Allerdings strafen sein Körper und seine Haltung den Versuch Lügen, nicht besonders gut in Form und älter zu wirken, als er eigentlich ist. Sein Gesicht ist gebräunt, aber die Haut ist glatt und seine Haltung militärisch gerade. Er ist fit und muskulös und hat so wenig Körperfett, dass

seine Venen unter der Haut sichtbar sind wie dünne Baumwurzeln, die sich durch die Erde bohren. In Boston gibt es viele Fitnessclubs und Möglichkeiten zum Joggen und Sprinten. Was seine Kondition und Beweglichkeit angeht, macht er keine Kompromisse. Körperliche Schmerzen erinnern ihn daran, dass er noch lebt. Er gestattet sich keine festen Gewohnheiten, wann oder wo er laufen geht und trainiert, in welchen Läden er einkauft oder in welchen Restaurants er isst.

Als er sich nach rechts wendet, bemerkt er aufmerksam aus dem Augenwinkel die bärenhafte Gestalt von Pete Marino, die auf ihn zukommt. Benton stockt der Atem. Er zittert vor Angst und Freude, aber er winkt und lächelt nicht. Er hat mit seinem alten Freund und früheren Kollegen keinen Kontakt mehr gehabt, seit er angeblich gestorben ist und in einem Zeugenschutzprogramm Stufe eins verschwand, das eigens für ihn

geschaffen und von der Londoner Polizei, Washington und Interpol gemeinsam organisiert wurde.

Marino setzt sich neben Benton auf den Picknicktisch, nachdem er diesen zuerst auf Vogelscheiße untersucht hat, nimmt eine Lucky Strike aus der Packung, lässt die Zigarette auftippen und zündet sie nach einigen vergeblichen Versuchen mit einem fast leeren Einwegfeuerzeug an. Benton stellt fest, dass Marinos Hände zittern. Die beiden Männer sitzen vornübergebeugt da und starren auf ein Segelboot, das gerade vom Bootshaus davongleitet.

»Gehst du hier manchmal zum Konzertpavillon?«, fragt Marino, übermannt von Gefühlen, die er mit heftigem Husten und ein paar lautstarken Zügen an der Zigarette im Keim zu ersticken versucht.

»Am 4. Juli habe ich die Boston Pops gehört«, erwidert Benton leise. »Von meiner Wohnung aus bleibt einem nichts anderes übrig. Wie geht es dir?«

»Aber hingegangen bist du nicht.« Marino gibt sich große mühe, ganz normal und so wie früher zu klingen. »Klar, das verstehe ich. Ich würde es wahrscheinlich auch nicht tun. Diese Idiotenhorden, und dabei hasse ich Gedränge. In Einkaufszentren, zum Beispiel. Inzwischen bin ich so weit, dass ich es in Einkaufszentren nicht mehr aushalte.« Er pustet eine große Rauchwolke aus, die filterlose Zigarette zittert zwischen seinen dicken Fingern. »Wenigstens wohnst du nicht so weit weg, dass du auf die Musik verzichten musst, Kumpel. Könnte schlimmer sein. Das sage ich mir immer: *Könnte schlimmer sein.*«

Bentons schmalem, attraktivem Gesicht ist die explosive Mischung aus Gedanken

und Gefühlen nicht anzumerken, die in seinem Inneren brodelt. Auch die Hände verraten nichts. Er hat seine Nerven und Mimik unter Kontrolle. Er ist niemandes Kumpel und war das auch nie; nun kochen deshalb Trauer und Wut in ihm hoch. Marino hat ihn als Kumpel bezeichnet, weil er nicht weiß, wie er ihn sonst nennen soll.

»Ich glaube, ich muss dich bitten, mich nicht mit *Kumpel* anzusprechen«, sagt Benton ungerührt.

»Klar. Ist ja egal.« Marino zuckt gekränkt die Achseln.

Für einen großen, gefährlichen Polizisten ist er übertrieben empfindlich und nimmt die ganze Welt persönlich. Sein Talent, eine aufrichtig gemeinte Bemerkung als Beleidigung zu deuten, wird von seinen Bekannten als anstrengend und von Fremden als beängstigend empfunden. Marino ist

ausgesprochen reizbar, und seine Wut kennt keine Grenzen, wenn er erst mal in Fahrt ist. Dass ihn seine Zornesausbrüche noch nicht das Leben gekostet haben, liegt daran, dass sich Körperkraft und Widerstandsfähigkeit bei ihm mit einer ordentlichen Portion Erfahrung und Glück mischen. Allerdings ist einem das Glück nicht ewig gewogen. Als Benton Marinos Erscheinung eingehend mustert, macht er sich dieselben Sorgen wie früher: Irgendwann werden eine Kugel oder ein Schlaganfall ihn niederstrecken.

»Ich kann ja wohl schlecht Tom zu dir sagen«, gibt Marino zurück. »Wenigstens nicht ins Gesicht.«

»Tu dir keinen Zwang an. Ich bin daran gewöhnt.«

Marinos Kiefermuskeln zucken beim Rauchen.

»Passt du besser oder schlechter auf dich auf, seit wir uns zuletzt gesehen haben?« Benton betrachtet seine Hände, die locker zwischen den Knien liegen. Seine Finger spielen langsam an einem Splitter herum, den er aus dem Picknicktisch gezogen hat. »Obwohl die Antwort eigentlich offensichtlich ist«, fügt er schmunzelnd hinzu.

Schweiß rinnt Marinos allmählich kahl werdenden Kopf herab. Als er seine Sitzposition verändert, spürt er die 40-ka- librige Glock, die unter seinem massiven linken Arm festgeschnallt ist. Am liebsten würde er sich die Windjacke mit dem Aufdruck einer Bowlingmannschaft vom Leib reißen. Darunter ist er klatschnass, sein Herz klopft heftig, das dunkelblaue Nylon saugt das Sonnenlicht auf wie ein Schwamm. Er pustet eine Rauchwolke aus und hofft, dass sie nicht in Bentons Richtung weht. Sie tut es. Genau in sein Gesicht.

»Danke.«

»Keine Ursache. Ich kann dich nicht Tom nennen.«

Marino glotzt eine junge Frau in Stretchshorts und Sport- BH an, die mit hüpfenden Brüsten vorbeiläuft. Er kann sich einfach nicht daran gewöhnen, dass Frauen im BH joggen. Für einen altgedienten Detective von der Mordkommission, dem im Laufe der Jahre Hunderte nackter Frauen - die meisten in Striplokalen oder auf Autopsietischen - untergekommen sind, ist er beim Anblick einer leicht bekleideten Frau in der Öffentlichkeit überraschend befangen, wenn er sich, bis hin zur Größe ihrer Brustwarzen, vorstellen kann, wie sie ganz nackt aussieht.

»Wenn meine Tochter so rumrennen würde, würde ich ihr den Kopf abreißen«, knurrt er, während er dem wippenden Hintern nachblickt.

»Die Welt ist dankbar, dass du keine Tochter hast, Pete«, erwidert Benton.

»Vor allem keine mit meinem Aussehen. Die würde wahrscheinlich als Lesbe und Profiringerin enden.«

»Kann sein. Gerüchten zufolge warst du ja mal ein richtiger Brocken.«

Benton kennt Fotos von Marino aus den frühen Anfangstagen seiner Karriere, als er noch uniformierter Streifenpolizist in New York war. Damals war er breitschultrig und attraktiv, ein toller Typ, bevor er anfing, sich gehen zu lassen und sich gnadenlos selbst zu schädigen, so als hasse er seinen eigenen Körper und wolle ihn töten, um ihn endlich loszuwerden.

Benton steht vom Picknicktisch auf. Er und Marino gehen in Richtung Fußgängerbrücke.

»Hoppla.« Marino grinst fies. »Hab ganz vergessen, dass du schwul bist. Wahrscheinlich sollte ich mit meinen Bemerkungen über warme Brüder und Lesben vorsichtiger sein. Aber wenn du versuchst, Händchen mit mir zu halten, rei ich dir den Kopf ab.«

Marino hat schon immer Probleme mit Homosexuellen gehabt, doch noch nie hat er sich in diesem Zusammenhang so unbehaglich und verwirrt gefühlt wie in dieser Lebensphase. Seine Einstellung, dass schwule Männer Perverse sind und dass lesbische Frauen durch Sex mit Männern kuriert werden können, wurde erschüttert. Inzwischen hat er keine Ahnung mehr, was er von Leuten halten soll, die Menschen ihres eigenen Geschlechts begehren, und seine zynischen, hässlichen Bemerkungen klingen dumpf wie eine in Blei gegossene Glocke. In den letzten Jahren ist er Agnostiker geworden, ein Kompass ohne magnetischen Norden. Seine

Überzeugungen schwanken ständig hin und her.

»Wie ist es denn so, wenn alle glauben, dass du ... na, du weißt schon«, fragt Marino.
»Hoffentlich hat noch keiner versucht, dich zusammenzuschlagen.«

»Was die Leute von mir denken, interessiert mich nicht«, antwortet Benton leise, befangen wegen der Passanten, die ihnen auf der Fußgängerbrücke entgegenkommen, und der Autos, die unter ihnen auf dem Storrow Drive entlangrasen - als ob jeder in einem Umkreis von dreißig Metern sie beobachten und belauschen würde.
»Wann warst du zum letzten Mal beim Fischen?«

16

Marinos Stimmung verfinstert sich zunehmend, als sie im Schatten der zu beiden Seiten des kopfsteingepflasterten Pfads wachsenden japanischen Kirschbäume dahinschlendern.

Wenn er besonders übler Laune ist - für gewöhnlich, während er spätnachts allein Bier oder gläserweise Bourbon in sich hineinkippt -, ärgert er sich über Benton Wesley und verabscheut ihn fast, weil er bei allen Menschen, die ihm etwas bedeuten, das Leben auf den Kopf gestellt hat. Sein Tod wäre einfacher zu verkraften gewesen. Marino redet sich ein, dass er inzwischen sicher schon darüber hinweg wäre. Doch wie verarbeitet man einen Verlust, der nie wirklich stattgefunden hat, und lebt mit einem Geheimnis weiter?

Aus diesem Grund schimpft Marino, wenn er allein und betrunken ist und sich in seine Raserei hineingesteigert hat, laut auf Benton, zerdrückt eine Bierdose nach der anderen und schleudert sie durch sein kleines, un-aufgeräumtes Wohnzimmer.

»Schau, was du ihr angetan hast«, schreit er die Wände an. »Schau, was du ihr angetan hast, du gottverdammter Dreckskerl!«

Dr. Kay Scarpetta geht wie ein Gespenst zwischen Marino und Benton, während sie weiterspazieren. Sie ist eine der faszinierendsten und beachtlichsten Frauen, die Marino je kennen gelernt hat. Dass Benton gefoltert und ermordet worden sein soll, war für sie so, als hätte man ihr bei lebendigem Leib die Haut abgezogen. Auf Schritt und Tritt stolperte sie über Bentons Leiche - dabei hat Marino von Anfang an gewusst, dass der grausige Mord an ihm bis hin zur Autopsie, den Laborberichten, der

Sterbeurkunde und der Asche, die Scarpetta auf der Insel Hilton Head, einem Ferienort, den sie und Benton liebten, in den Wind gestreut hat, nur vorgetäuscht war.

Die Asche und Knochensplitter wurden vom Boden eines Krematoriums in Philadelphia zusammengekratzt. Reste. Der Himmel weiß, von wem. Marino hat sie Scarpetta in einer billigen kleinen Urne überreicht, die man ihm am Gerichtsmedizinischen Institut in Philadelphia übergeben hatte. »Tut mir Leid, Doc, tut mir echt Leid, Doc«, war alles, was ihm dazu einfiel. Schwitzend in Anzug und Krawatte, stand er im feuchten Sand und sah zu, wie sie die Asche im Luftzug eines kreisenden Helikopters verstreute, der von Lucy gesteuert wurde. In einem Orkan aus brodelndem Wasser und wirbelnden Rotoren wurden die angeblichen Überreste von Scarpettas Geliebtem so weit weggetragen wie ihr Schmerz. Marino starrte Lucy ins harte Gesicht. Sie erwiderte seinen

Blick durch das Plexiglas, während sie genau das tat, worum ihre Tante sie gebeten hatte - dabei war auch Lucy von Anfang an eingeweiht.

Scarpetta vertraut Lucy und Marino mehr als jedem anderen Menschen in ihrem Leben. Dass sie mitgeholfen haben, den vorgetäuschten Mord an Benton und sein Verschwinden zu planen, hat ihnen beiden das Gehirn verseucht und ist eine Krankheit geworden, gegen die sie täglich ankämpfen, während Benton sein Leben als ein Niemand namens Tom fristen muss.

»Ich glaube, du warst schon lange nicht mehr fischen«, beantwortet Benton seine Frage in beiläufigem Ton selbst.

»Die beißen sowieso nicht.« Was allerdings nicht für Marinos Wut gilt. Sein Hass fletscht die Zähne.

»Verstehe. Kein einziger kleiner Fisch. Und Bowling? Wenn ich mich recht entsinne, warst du Zweitbester in deiner Liga. Die *Firing Pins*. So hieß doch deine Mannschaft.«

»Ja, in einem anderen Jahrhundert. Ich bin kaum noch in

Virginia. Nur wenn man mich runter nach Richmond zum Gericht zitiert. Ich arbeite nicht mehr bei der dortigen Polizei, sondern bin gerade dabei, nach Florida zu ziehen und bei der Polizei von Hollywood, südlich von Fort Lauderdale, anzuheuern.«

»Wenn du in Florida bist«, erwidert Benton, »und von dort aus nach Richmond fährst, heißt es *rauf* nach Richmond, nicht *runter*. Du hattest schon immer ein merkwürdiges Richtungsempfinden, Pete.«

Marino ist bei einer Lüge ertappt worden, und er weiß es. Ständig spielt er mit dem Gedanken, aus Richmond wegzuziehen, und es ist ihm peinlich, dass ihm dazu einfach der Mut fehlt. Er kennt nichts anderes als diese Stadt und die alten, immer noch tobbenden Kämpfe, obwohl sie ihm nichts mehr zu bieten hat.

»Ich bin nicht hier, um dir mit langen Geschichten auf die Nerven zu fallen«, sagt Marino.

Bentons dunkle Sonnenbrille wendet sich ihm zu, und die beiden setzen ihren Weg in gemächlichem Tempo fort.

»Tja, ich merke, dass du mich vermisst hast«, stellt Benton, einen Eissplitter in der Stimme, fest.

»Das ist verdammt ungerecht«, zischt Marino und ballt seine Hände zu Fäusten.

»Und ich halte es nicht mehr aus, *Kumpel*. Lucy erträgt es auch nicht mehr, *Kumpel*. Ich wünschte, du könntest mal Mäuschen spielen, damit du kapierst, was du ihr angetan hast. Unserem Doc. Scarpetta. Oder hast du sie etwa auch vergessen?«

»Bist du hergekommen, um deine Wut abzuladen?«

»Da ich gerade mal in der Gegend war, dachte ich, ich könnte dir, wenn du mir schon mal zuhörst, klar machen, dass Sterben meiner Ansicht nach auch nicht schlimmer ist, als so zu leben wie du.«

»Sei still«, fällt ihm Benton ins Wort, der kaum noch an sich halten kann. »Wir reden drinnen weiter.«

Benton Wesley ist es geglückt, in einem Teil von Beacon Hill, der von stolzen alten Backsteinvillen und anmutigen Bäumen geprägt wird, eine Unterkunft zu finden, die seine momentanen eigenartigen Bedürfnisse erfüllt.

Die Fassade des Mietshauses, in dem er wohnt, ist in einem hässlichen Beige gestrichen. Plastikliegestühle zieren die Balkone, und ein verrosteter Zaun aus Schmiedeeisen umschließt einen von Unkraut überwucherten und deprimierend dunklen Vorgarten. Er und Marino steigen ein dämriges Treppenhaus hinauf, in dem es nach Urin und abgestandenem Zigarettenrauch riecht.

»Scheiße!« Marino schnappt nach Luft.
»Konntest du dir nicht wenigstens eine Bude mit Aufzug suchen? Das, was ich vorhin gesagt habe, habe ich nicht so gemeint. Niemand wünscht dir den Tod.«

Im vierten Stock schließt Benton die verkratzte graue Metalltür von Wohnung 46 auf.

»Die meisten Leute glauben, ich bin schon tot.«

»Mist, warum muss ich mich immer falsch ausdrücken!« Marino wischt sich den Schweiß vom Gesicht.

»Ich habe Dos-Equis-Bier und Limetten da.« Bentons Stimme erinnert an das Zuspinnen des Türriegels. »Und natürlich frisch gepressten Saft.«

»Kein Budweiser?«

»Bitte fühl dich wie zu Hause.«

»Du hast doch Budweiser, oder?« Marinos Tonfall ist gekränkt: Benton hat offenbar seine Gewohnheiten vergessen.

»Da ich wusste, dass du kommst, habe ich natürlich Budweiser da«, ruft Benton aus der Küche. »Einen ganzen Kühlschrank voll.«

Marino blickt sich nach einer Sitzgelegenheit um und entscheidet sich für eine geblünte Couch, keine sonderlich hübsche. Die Wohnung ist möbliert, und alles hat die schäbige Patina vieler fadenscheiniger und gleichgültiger Leben, die für eine Weile hier Station gemacht haben. Wahrscheinlich hat Benton, seit er gestorben ist und Tom wurde, nicht mehr in einer annehmbaren Wohnung gewohnt. Manchmal fragt sich Marino, wie dieser ordentliche und kultivierte Mensch das bloß aushält. Benton stammt aus einer wohlhabenden Familie aus New England

und hat schon immer ein Leben im Luxus geführt. Nun jedoch wäre keine Summe hoch genug, um ihn von dem Grauen seines Berufs freizukaufen. Benton in einer Wohnung zu sehen, wie sie normalerweise feierlustige Collegestudenten oder Angehörige der unteren Mittelschicht bewohnen - und noch dazu mit rasiertem Schädel, Bart, Schlabberjeans und Sweatshirt und in dem Wissen, dass er nicht einmal ein Auto besitzt -, ist ein Schock für Marino.

»Wenigstens bist du gut in Form«, stellt Marino gähmend fest.

»*Wenigstens* heißt wohl, dass du sonst nichts Gutes über mich sagen kannst.« Benton beugt sich zu dem alten weißen Kühlschrank hinunter und fördert zwei Bier zu Tage.

Die kalten Flaschen schlagen aneinander, als er eine Schublade öffnet, um einen

»Kirchenschlüssel« herauszunehmen, wie Marino jeden Gegenstand nennt, mit dem sich der Kronkorken einer Bierflasche entfernen lässt.

»Stört es dich, wenn ich rauche?«, fragt Marino.

»Ja.« Benton öffnet und schließt Schranktüren.

»Okay, dann kriege ich eben einen Krampfanfall und ersticke an meiner Zunge.«

»Ich habe nicht gesagt, dass du nicht rauchen darfst.« Benton kommt in das dämrigere, schäbige Zimmer und reicht Marino ein Budweiser. »Nur, dass es mich stört.«

Er gibt ihm ein Wasserglas, das als Aschenbecher genügen muss.

»Gut, du magst in Form sein, nicht rauchen und so weiter« - Marino kommt wieder auf sein Thema zu sprechen, nachdem er mit einem zufriedenen Seufzen einen Schluck Bier genommen hat -, »aber dein Leben ist zum Kotzen.«

Benton setzt sich Marino gegenüber. Der Platz zwischen ihnen wird von einem zerkratzten Couchtisch mit Resopalplatte eingenommen, auf dem, ordentlich ausgerichtet, Nachrichtenmagazine und die Fernbedienung für den Fernseher liegen.

»Ich habe es nicht nötig, dass du einfach aus dem Nichts auftauchst und mir vorwirfst, mein Leben sei zum Kotzen«, entgegnet er. »Wenn du deshalb hier bist, wünschte ich, du wärst nie gekommen, zum Teufel. Du hast gegen die Auflagen des Programms verstoßen, bringst mich damit in Gefahr ...«

»Mich selbst auch«, gibt Marino scharf zurück.

»Darauf wollte ich gerade hinaus.«
Bentons Tonfall wird heftiger, seine Augen blitzen. »Wir beide wissen verdammt gut, dass ich nicht meinetwegen als *Tom* lebe. Wenn es nur um mich ginge, würde ich es drauf ankommen lassen.«

Marino zupft am Etikett seiner Bierflasche herum. »Wolfmann der Eierlose hat beschlossen, über seine Familie auszupacken - die großen Chandonnes.«

Benton liest mehrere Zeitungen täglich, durchwühlt das Internet und schickt Anfragen an verschiedene Suchmaschinen, um Details über sein früheres Leben auszugraben. Deshalb weiß er alles über Jean-Baptiste, den entstellten, blutrünstigen Sohn von Monsieur Chandonne, der das mächtigste und gefährlichste Kartell des organisierten

Verbrechens auf der Welt leitet. Jean-Baptistes Kenntnisse über den Familienbetrieb und die Menschen, die in dessen grausigem Auftrag handeln, genügen, um alle wichtigen Beteiligten hinter Gitter oder auf die Pritsche in der Todeskammer zu bringen.

Bis jetzt hat Jean-Baptiste, der in einem Hochsicherheitsgefängnis in Texas sitzt, eisern geschwiegen. Benton ist der Familie Chandonne in die Quere gekommen; und nun sitzt Monsieur Chandonne viele tausend Kilometer entfernt, genießt seine köstlichen Weine und zweifelt sicher keine Minute daran, dass Benton den höchsten aller Preise dafür bezahlt hat, einen schrecklichen Preis. Monsieur Channonnes Pläne wurden zwar vereitelt, aber eigentlich doch wieder nicht. Benton ist einen vorgetäuschten Tod gestorben, um zu verhindern, dass er und andere tatsächlich ihr Leben lassen müssen. Doch das Opfer, das er dafür gebracht hat, ist eines Prometheus würdig. Es ist, als wäre

er an einen Felsen gekettet, und seine Wunden könnten nicht heilen, weil ihm tagtäglich aufs Neue die Eingeweide herausgerissen werden.

»Wolfmann« - Marinos übliche Bezeichnung für Jean-Baptiste - »sagt, er würde uns jeden, von seinem Daddy bis hin zum Butler, liefern, allerdings nur unter gewissen Bedingungen.« Er zögert. »Er will uns nicht versprechen, Benton, er meint es ernst.«

»Und das weißt du genau?«, merkt Benton unbewegt an.

»Ja.«

»Wie hat er sich mit dir in Verbindung gesetzt?« Bentons Blick wird eindringlich wie früher, und er ist plötzlich wieder ganz Profi.

»Mit Briefen.«

»Ist uns bekannt, an wen er außer dir sonst noch geschrieben hat?«

»Doc Scarpetta. Ihr Brief wurde an mich weitergeleitet. Ich habe ihn ihr nicht gezeigt; das wäre nicht sehr sinnvoll.«

»An wen noch?«

»Lucy.«

»Ging ihr Brief auch an dich?«

»Nein, direkt an ihr Büro. Keine Ahnung, woher er die Adresse oder den Namen *Das Letzte Revier* hat, denn der steht nicht im Telefonbuch. Alle Welt glaubt, ihre Firma heiße *Infosearch Solutions*.«

»Woher könnte er wissen, dass Leute wie du und Lucy ihr

Unternehmen als *Das Letzte Revier* bezeichnen? Würde ich den Namen finden, wenn ich jetzt ins Internet gehe?«

»Nicht den, von dem wir reden.«

»Würde ich *Infosearch Solutions* finden?«

»Klar.«

»Steht ihre Büronummer im Telefonbuch?«, erkundigt sich Benton.

»*Unter Infosearch Solutions.*«

»Also kennt er möglicherweise den offiziellen Namen ihrer Firma. Dann hat er die Auskunft angerufen und auf diese Weise die Adresse gekriegt. Offen gestanden kann man heutzutage fast alles im Internet finden; für knapp fünfzig Dollar bekommt man sogar Geheim- und Mobilfunknummern.«

»Ich denke nicht, dass Wolfmann in seiner Zelle im Todestrakt einen Computer hat«, wendet Marino gereizt ein.

»Rocco Caggiano könnte es ihm einge-flüstert haben«, erinnert ihn Benton. »Er muss irgendwann Lucys Büronummer gehabt haben, schließlich wollte er sie vor-laden. Aber dann hat Jean-Baptiste sich ja schuldig bekannt.«

»Klingt, als würdest du dich auf dem Laufenden halten.« Marino versucht, das Gespräch vom Thema Rocco Caggiano abzulenken.

»Hast du seinen Brief an Lucy gelesen?«

»Sie hat mir davon erzählt, aber sie wollte ihn nicht faxen oder mailen.« Das gefällt Marino auch nicht. Offenbar wollte Lucy ver-hindern, dass er das Schreiben sieht.

»Hat sonst noch jemand einen Brief erhalten?«

Achselzuckend trinkt Marino einen Schluck Bier. »Keine Ahnung. An dich schreibt er offenbar nicht.« Er findet das lustig.

Benton lächelt nicht.»Weil du tot bist, stimmt's?« Marino nimmt an, dass Benton den Witz nicht verstanden hat. »Tja, wenn ein Sträfling im Gefängnis seine ausgehende Post mit >Anwaltsbrief< oder >Medienbrief< beschriftet, dürfen die Beamten ihn laut Gesetz nicht öffnen. Falls Wolfmann also Brieffreunde hat, die Anwälte oder Journalisten sind, fällt der Inhalt der Schreiben unter den Datenschutz.«

Er fingert weiter am Etikett seiner Bierflasche herum und tut so, als müsste er Benton die Abläufe im Strafvollzug erklären - obwohl dieser im Laufe seines Berufslebens

Hunderte von Gewaltverbrechern vernommen hat.

»Wir können die möglichen Adressaten nur anhand seiner Besucherliste nachprüfen, denn viele Leute, denen diese Mistkerle schreiben, kommen sie auch besuchen. Wolfmann hat so eine Liste. Lass mich mal überlegen, wer da drauf steht. Der Gouverneur von Texas, der Präsident...«

»Der Präsident der Vereinigten Staaten etwa?« Es ist Bentons Markenzeichen, dass er alles ernst nimmt.

»Ja«, erwidert Marino. Es erschreckt ihn, Gesten und Reaktionen zu sehen, die ihn an den Benton von früher erinnern, mit dem er zusammengearbeitet hat - den Benton, der sein Freund war.

»Wer sonst noch?« Benton steht auf und nimmt einen Notizblock und einen Stift von

dem ordentlichen Stapel aus Papieren und Zeitschriften, der auf dem Küchentisch neben dem Computer liegt.

Dann setzt er eine Nickelbrille auf, eine sehr kleine im John- Lennon-Stil, wie er sie in seinem früheren Leben nie getragen hätte. Nachdem er sich hingesetzt hat, schreibt er Uhrzeit, Datum und Ort auf ein leeres Blatt Papier. Von seinem Sitzplatz aus kann Marino das Wort »Täter« erkennen. Doch was in Bentons kleiner, kritzeliger Handschrift darunter steht, ist, insbesondere auf dem Kopf stehend, nicht mehr zu entziffern.

Marino beantwortet seine Frage. »Sein Vater und seine Mutter sind auf der Liste. Das ist doch echt ein Witz, oder?«

Bentons Stift verharrt auf der Stelle. »Was ist mit seinem Anwalt? Rocco Caggiano.« Marino lässt das Bier auf dem Boden der Flasche kreisen.

»Rocco«, hakt Benton, ein wenig schärfer, nach. »Sagst du's mir?«

Wut und Scham malen sich auf Marinos Gesicht. »Vergiss aber nicht, dass er eigentlich nicht von mir ist. Er ist nicht bei mir aufgewachsen, und ich kenne ihn nicht; ich will ihn gar nicht kennen und würde ihm genauso die Scheißrube wegpusten wie jedem anderen Dreckskerl.«

»Genetisch ist er dein Sohn, ob es dir nun gefällt oder nicht«, entgegnet Benton im sachlichen Ton.

»Ich habe sogar seinen Geburtstag vergessen.« Marino tut sein einziges Kind mit einer wegwerfenden Handbewegung ab und nimmt einen letzten Schluck Budweiser.

Rocco Marino, der seinen Familiennamen geändert hat und jetzt Caggiano heißt, ist seit seiner Geburt ein schlechter Mensch. Er war

Marinos schändliches, schmutziges Geheimnis, ein Abszess, den er sorgfältig geheim hielt, bis Jean-Baptiste Chandonne auf der Bildfläche erschien. Die meiste Zeit seines Lebens war Marino überzeugt davon, dass Rocco seine falschen Entscheidungen mit einem Ziel getroffen hat - um seinen verhassten Vater so hart wie möglich zu bestrafen. Seltsamerweise empfand Marino das beinahe als tröstend. Ein persönlicher Rachefeldzug ist immer noch besser als die demütigende und traurige Wahrheit, dass sich sein Sohn nicht für ihn interessiert. Roccas Entscheidungen haben jedoch nichts mit Marino zu tun. Wenn überhaupt, lacht er über seinen Vater. Er hält ihn für einen Witzfigurenpolizisten und einen Verlierer, der sich anzieht wie ein Schwein, lebt wie ein Schwein und ein Schwein ist.

Dass Rocco in Marinos Leben wieder eine Rolle spielt, war reiner Zufall - ein »scheißkomischer Zufall« in Roccas Worten.

Nach der Anklageerhebung gegen Jean-Baptiste Chandonne blieb er lange genug vor der Tür des Gerichtssaals stehen, um ein paar Worte mit seinem Vater zu wechseln. Seit

Rocco alt genug ist, um sich zu rasieren, mischt er im organisierten Verbrechen mit. Er war schon Laufbursche und Rechtsverdreher für die Chandonnes, als Marino noch gar nichts von ihrer Existenz ahnte.

»Wissen wir, wo Rocco sich derzeit aufhält?«, fragt Benton.

Marinos Augen werden so dunkel und stumpf wie alte Pennys. »Vielleicht - oder sehr wahrscheinlich - kriegen wir es bald raus.«

»Und das heißt?«

Marino lehnt sich auf dem Sofa zurück, als habe er Spaß an dem Gespräch und genieße

seine eigene Wichtigkeit. »Das heißt, dass ihm diesmal eine Schnur mit Blechdosen am Arsch hängt, von der er aber noch nichts ahnt.«

»Und das heißt?«, wiederholt Benton.

»Interpol hat ihn zur Fahndung ausgeschrieben, ohne dass er davon weiß. Das hat Lucy mir erzählt. Ich bin sicher, dass wir ihn und noch ein paar andere Arschlöcher kriegen werden.«

»*Wir*?«

Wieder zuckt Marino die Achseln, will noch einen Schluck trinken, doch die Flasche ist leer. Er rülpst und überlegt, ob er aufstehen und Nachschub holen soll.

»*Wir* ist nur als Redensart gemeint«, erklärt er. »Wir, das sind die Guten. Wir werden Rocco schnappen, denn sobald er

durch einen Flughafen latscht, wird auf irgendeinem Computerbildschirm eine rote Meldung aufleuchten. Und dann hat er, schwuppdwupp, ein hübsches Paar blitzender Handschellen um und vielleicht sogar eine AR-Fünfzehn am Kopf.«

»Und was wirft man ihm vor? Bis jetzt ist er mit seinen schmutzigen Geschäften immer davongekommen. Das gehört doch zu seinem Charme.«

»Ich weiß nur, dass in Italien Haftbefehle gegen ihn vorliegen.«

»Sagt wer?«»Lucy. Ich würde alles dafür geben, derjenige zu sein, der die AR-Fünfzehn auf seinen Kopf richtet. Allerdings würde ich ganz sicher abdrücken«, verkündet Marino und glaubt, dass er es wirklich so meint, auch wenn er es sich nicht vorstellen kann. Das Bild steht ihm einfach nicht konkret genug vor Augen.

»Er ist dein Sohn«, erinnert ihn Benton. »Ich schlage vor, dass du dir Gedanken darüber machst, wie du dich fühlen wirst, wenn du irgendetwas damit zu tun hast, was aus ihm wird - ganz egal, was. Außerdem fällt die Jagd nach ihm oder anderen Mitarbeitern von Chandonne, soweit ich informiert bin, gar nicht in deinen Zuständigkeitsbereich. Oder ermittelst du jetzt verdeckt fürs FBI?«

Eine Pause entsteht. Marino verabscheut das FBI. »Ich würde gar nichts fühlen.« Obwohl er versucht, sich nichts anmerken zu lassen, vibrieren seine Nerven vor Wut und Angst. »Außerdem habe ich keinen Schimmer, wo er steckt. Irgendjemand wird ihn schnappen, und dann wird er nach Italien ausgeliefert, wenn er überhaupt so lange lebt. Bestimmt wird Chandonne ihn zum Schweigen bringen, bevor er Gelegenheit hat, etwas auszulaudern.«

»Wer sonst noch?«, hakt Benton nach.
»Wer steht sonst noch auf der Liste?«

»Ein paar Reporter. Nie von ihnen gehört. Möglicherweise gibt es sie gar nicht. Ach ja, jetzt wird es interessant: Wolfmanns hübsches Brüderchen Jean-Paul Chandonne alias Jay Talley. Schade, dass der kleine Stinker nicht wirklich mal zu Besuch im Gefängnis vorbeischaut, damit wir ihn gleich einkassieren und zu seinem Affenzwilling in den Todestrakt stecken können.«

Benton hört auf zu schreiben. Als er Jay Talleys Namen hört, ist der Anflug eines Gefühls in seinem Blick zu bemerken. »Du nimmst also an, dass er noch lebt. Bist du sicher?«

»Ich habe keinen Grund, vom Gegenteil auszugehen. Vermutlich wird er von der Familie geschützt, führt irgendwo ein

Luxusleben und kümmert sich weiter um den Familienbetrieb.«

Während Marino das sagt, fällt ihm ein, dass Benton sicher über Talley Bescheid weiß: Jean-Paul Chandonne hatte sich als Amerikaner ausgegeben, wurde Agent beim ATF, der Behörde für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen, und schaffte es, als Verbindungsmann für die Interpol-Zentrale in Frankreich eingesetzt zu werden. Marino lässt alle Informationen Revue passieren, die im Fall Jean-Baptiste die Öffentlichkeit erreicht haben. Er ist nicht sicher, ob erwähnt wurde, dass Scarpetta eine Beziehung mit Talley hatte, als sie und der Rest der Welt ihn noch für einen attraktiven, hochrangigen Agent hielten, der Dutzende von Sprachen beherrschte und Harvard-Absolvent war. Benton braucht nicht zu erfahren, was zwischen den beiden war, und Marino hofft sehr, dass er nie dahinter kommen wird.

»Ich habe einiges über Jay Talley gelesen«, sagt Benton. »Er ist sehr klug, sehr clever, stark sadistisch veranlagt und ausgesprochen gefährlich. Ich habe ernsthafte Zweifel daran, dass er tot ist.«

»Äh ...« Marinos Gedanken stieben auseinander wie aufgescheuchte Vögel. »Was hast du denn gelesen?«

»Dass er Jean-Baptistes Zwillingbruder ist, ist kein Geheimnis. Sie sind zweieiige Zwillinge.« Bentons Miene ist reglos.

»Das Seltsamste, was ich je gehört habe.« Marino schüttelt den Kopf. »Stell dir vor: Er und Wolfmann wurden in einem Abstand von wenigen Minuten geboren. Der eine Bruder hatte von Anfang an schlechte Karten, während der andere, Talley, sämtliche Asse gezogen hat.«

»Er ist ein gewalttätiger Psychopath«, gibt Benton zurück. »Das würde ich nicht gerade als Ass bezeichnen.«

»Ihre DNS ist so ähnlich«, fährt Marino fort, »dass eine ganze Menge von Tests nötig sind, bis man merkt, dass man die genetischen Fingerabdrücke von zwei verschiedenen Personen vor sich hat.« Marino hält, ein wenig entnervt, inne und zupft weiter an dem Bieretikett herum. »Verlang nicht von mir, dass ich dir diese Tests und den ganzen DNS-Müll erkläre ...«

»Wer steht sonst noch auf der Liste?«, fällt Benton ihm ins Wort.

Marino sieht ihn verdattert an.

»Auf der Besucherliste.«

»Die Liste ist Schwachsinn. Bestimmt ist bis jetzt noch keiner dieser Leute da

gewesen, um Johannes den Täufer zu besuchen; bis auf seinen Anwalt natürlich.«

»Dein Sohn Rocco Caggiano.« Er lässt es nicht zu, dass Marino sich vor dieser Tatsache drückt. »Und sonst?«, beharrt Benton und schreibt mit.

»Ich, wie sich heraus gestellt hat. Ist das nicht reizend? Und dann schreibt mein neuer Brieffreund Wolfmann auch noch an mich. Ein Brief für mich und einer für Doc Scarpetta, den ich ihr aber nicht gegeben habe.«

Marino steht auf, um sich noch ein Bier zu holen. »Auch eins?«

»Nein«, antwortet Benton.

Marino greift nach seiner Jacke, wühlt erst in der einen, dann in der anderen Tasche und fördert zusammengefaltete

Seiten Papier zu Tage. »Ich habe die Schreiben zufällig dabei. Fotokopien, einschließlich der Umschläge.«

»Die Liste.« Benton lässt sich nicht von seinem Thema abbringen. »Du hast doch bestimmt auch eine Kopie der Liste hier.«

»Von dieser gottverdammten Liste brauche ich keine Kopie.« Marinos Gereiztheit ist deutlich zu spüren. »Ich weiß nicht, warum du ständig darauf herumhackst. Ich kann dir genau sagen, wer draufsteht. Die Leute, die ich bereits erwähnt habe, plus zwei Reporter: Carlos Guarino und Emmanuelle La Fleur.«

Da seine Aussprache unverständlich ist, bittet ihn Benton, die Namen zu buchstabieren.

»Angeblich wohnen sie auf Sizilien und in Paris.«

»Gibt es sie wirklich?«

»Im Internet war nichts über sie zu finden. Lucy hat nachgesehen.«

»Wenn Lucy nichts findet, existieren sie nicht«, folgert Benton.

»Außerdem steht auf Wolfmanns Gästeliste keine Geringere als Jaime Berger, die die Anklage gegen das Arschloch vertreten hätte, wenn der Fall in New York verhandelt worden wäre, wegen der Nachrichtensprecherin, die er dort abgemurkst hat. Berger ist ein harter Brocken, und außerdem kennt sie Doc Scarpetta. Die beiden sind befreundet.«

Benton weiß das und zeigt keine Reaktion. Er macht sich Notizen.

»Und zu guter Letzt wäre da noch ein Typ namens Robert Lee.«

»Der Name klingt echt. Fängt sein zweiter Vorname zufällig mit einem E an wie bei dem Südstaatengeneral?«, spottet Benton. »Hat es zwischen Jean-Baptiste und diesem Robert Lee einen Schriftwechsel gegeben - den unwahrscheinlichen Zufall vorausgesetzt, dass unser Mr. Lee nicht vor über hundert Jahren das Zeitliche gesegnet hat?«

»Ich kann dir nicht mehr sagen, als dass er auf der Besucherliste steht. Über datengeschützte Post ist von der Gefängnisleitung nichts zu erfahren, und deshalb habe ich keine Ahnung, an wen Wolfmann schreibt und von wem er Liebesbriefe kriegt.«

18

Marino entfaltet den Brief von Jean-Baptiste, streicht ihn glatt und fängt an zu lesen: »*Bonjour, mon cher ami* Pete ...« Er bricht ab und hebt stirnrunzelnd den Kopf. »Nicht zu fassen, dass er mich Pete nennt. Das macht mich echt wütend.«

»Wütender als die Anrede *mon cher ami*?«, entgegnet Benton trocken.

»Ich kann es nun mal nicht leiden, wenn Dreckschweine meinen Vornamen benutzen. Das ist so eine Marotte von mir.«

»Bitte, lies weiter«, fordert ihn Benton etwas ungeduldig auf. »Ich hoffe, dass nicht noch mehr auf Französisch drinsteht, damit du es nicht verunstalten kannst. Wann ist dieser Brief datiert?«

»Vor nicht einmal einer Woche. Ich habe mich, so schnell es ging, auf den Weg hierher gemacht, um dich zu sehen... Scheiße, ich werde dich jetzt einfach wieder *Benton* nennen.« »Nein, wirst du nicht. Bitte, lies weiter.«

Marino zündet sich eine neue Zigarette an, inhaliert den Rauch tief und fährt fort:

»Nur ein kurzes Schreiben, um Ihnen mitzuteilen, dass ich mir die Haare wachsen lasse. Warum? Natürlich ist der Grund, dass ich erfahren habe, wann ich sterben soll. Es wird am 17. Mai um zweiundzwanzig Uhr passieren. Keine Minute später, weshalb ich hoffe, dass Sie als mein Ehrengast dabei sein werden. Doch vorher, mon ami, muss ich noch etwas erledigen und mache Ihnen deshalb ein Angebot, das Sie einfach nicht ausschlagen können (wie es im Film so schön heißt).

Ohne mich, Jean-Baptiste, werden Sie die anderen Chandonnes nie schnappen. Es wäre so, als wollten Sie tau-send Fische ohne ein sehr großes Netz fangen. Ich bin dieses Netz. Es gibt zwei Bedingungen. Sie sind ganz einfach.

Ich werde nichts gestehen, ausgenommen in Gegenwart von Madame Scarpetta, die mich um die Erlaubnis gebeten hat, sie zu empfangen, um ihr zu sagen, was ich weiß.

Sonst darf niemand dabei sein.

Ich habe außerdem eine weitere Bedingung, von der sie noch nichts ahnt. Sie muss die Ärztin sein, die mir den tödlichen Cocktail, wie man ihn nennt, verabreicht. Ich habe vollstes Vertrauen, dass sie ihr Versprechen nicht brechen wird, wenn sie sich erst einmal einverstanden erklärt hat. Sehen Sie, wie gut ich sie kenne?

A bientôt,

Jean-Baptiste Chandonne«

»Und der Brief an sie?«, platzt Benton, der sich scheut, Scarpettas Namen auszusprechen, heraus.

»Dasselbe. Mehr oder weniger.« Marino will ihn ihm nicht vorlesen.

»Du hast ihn hier. Lies vor.«

Marino schnippt Zigarettenasche ins Wasserglas und pustet mit zusammengekniffenen Augen Rauch aus. »Ich fasse für dich das Wichtigste zusammen.«

»Du brauchst mich nicht zu schonen, Pete«, sagt Benton leise. »Klar. Wenn du es unbedingt hören willst, lese ich den Brief eben vor. Aber ich finde nicht, dass es notwendig ist, und vielleicht solltest du ...«

»Bitte, lies.« Inzwischen klingt Benton müde. Sein Blick ist nicht mehr so eindringlich, und er lehnt sich in seinem Stuhl zurück. Marino räuspert sich und entfaltet ein anderes glattes, weißes Papier. Dann fängt er an:

»Mon cherie amour, *Kay* ...« Er wirft einen Blick auf Bentons ausdrucksloses Gesicht. Es ist erbleicht, und seine Haut wirkt trotz der Sonnenbräune fahl.

»Es bricht mir das Herz, dass Sie noch keinen Termin vereinbart haben, um mich zu besuchen. Ich verstehe das nicht.

Natürlich empfinden Sie genauso wie ich. Ich bin Ihr Dieb in der Nacht, der wunderbare Liebhaber, der gekommen ist, um Sie zu entführen. Doch Sie haben sich geweigert, mich zurückgewiesen und verletzt. Wie leer Sie sich inzwischen fühlen müssen, wie

gelangweilt und voller Sehnsucht nach mir, Madame Scarpetta.

Und ich? Ich langweile mich nicht, denn Sie sind hier bei mir in der Zelle, ohne eigenen Willen und ganz und gar in meinem Bann. Das müssen Sie doch wissen. Das müssen Sie spüren. Lassen Sie mich nachdenken. Kann ich die Male zählen? Vier, fünf oder fünfzehn Mal am Tag reiße ich Ihnen die hübschen Kostüme vom Leib, die Sie tragen - die haute couture von Madame Scarpetta, der Ärztin, der Anwältin, der Vorgesetzten. Ich zerreiße den Stoff mit meinen bloßen Händen und beiße in diese prallen Brüste, während Sie erschauern und sterben vor Begierde...«

»Will er auf etwas Bestimmtes hinaus?« Bentons Stimme klingt wie das Einrasten eines Pistolenschiebers. »Dieses pornographische Geschwätz interessiert mich nicht. Was verlangt er?«

Marino mustert ihn eindringlich, hält inne und dreht dann die Seite um. Schweißperlen stehen auf seiner Halbglatze und rinnen die Schläfen hinab. Er liest, was auf der Rückseite des glatten weißen Bogens steht.

»Ich muss Sie sehen! Sie haben keine andere Wahl, außer, es ist Ihnen gleichgültig, dass noch mehr Unschuldige sterben. Was nicht heißt, dass irgendjemand unschuldig ist. Ich werde Ihnen alles Notwendige mitteilen. Aber ich muss Sie mit eigenen Augen sehen, während ich Ihnen die Wahrheit sage. Und dann werden Sie mich töten.«

Marino hält inne. »Da steht noch mehr Scheiße drin, die du dir aber nicht anzuhören brauchst...«

»Und sie weiß nichts davon?«

»Tja«, weicht Marino aus, »nicht wirklich. Wie ich schon sagte, habe ich ihr den Brief

nicht gezeigt. Ich habe ihr nur erzählt, dass ich einen bekommen habe und dass Wolfmann sie sehen und als Gegenleistung für einen Besuch mit Informationen herausrücken will. Und dass er verlangt, sie soll ihm die Nadel geben.«

»Normalerweise setzen Strafanstalten zivile Ärzte, also ganz normale Mediziner von draußen, zur Verabreichung des Giftcocktails ein«, stellt Benton zusammenhanglos fest, als ob er Marinos Antwort nicht gehört hätte. Dann wechselt er das Thema. »Habt ihr die Briefe mit Ninhydrin untersucht? Das kann ich hier natürlich nicht feststellen, weil es sich um Fotokopien handelt.«

Die Chemikalie Ninhydrin hätte auf die Aminosäuren in Fingerabdrücken reagiert und Teile des Briefes dunkelviolett verfärbt.

»Ich wollte sie nicht beschädigen«, erwidert Marino.

»Was ist mit einer alternierenden Lichtquelle? Etwas Nicht - schädigendes wie Luma-Light?«

Als Marino nicht antwortet, bringt Benton den offensichtlichen Einwand vor.

»Ihr habt nichts unternommen, um zu beweisen, dass diese Briefe wirklich von Jean-Baptiste Chandonne stammen, und nur Mutmaßungen angestellt? Ach, du meine Güte!« Benton reibt mit den Händen über sein Gesicht. »Du heiliger Strohsack. Du kommst hierher - zu mir -, gehst ein derartiges Risiko ein und hast nicht einmal einen Beweis dafür, dass er diese

Briefe geschrieben hat? Und lass mich raten: Du hast die Rückseiten der Briefmarken und die Umschlaglasche auch nicht auf DNS-Spuren untersuchen lassen. Was ist mit dem Poststempel? Dem Absender?«

»Einen Absender gibt es nicht - keinen persönlichen, meine ich - und auch keinen Poststempel, der uns sagen könnte, wo der Brief abgeschickt wurde«, räumt Marino, inzwischen heftig schwitzend, ein.

Benton beugt sich vor. »Was? Hat er den Brief etwa selbst eingeworfen? Ist die Absenderadresse nicht seine? Wovon, zum Teufel, redest du? Wie hat er es geschafft, dir etwas ohne Poststempel zu schicken?«

Marino entfaltet ein weiteres Stück Papier und reicht es ihm. Es ist die Fotokopie eines weißen, fünfundzwanzig mal dreiunddreißig Zentimeter großen weißen, mit einer Frankiermaschine der gemeinnützigen National Academy of Justice frankierten Umschlags.

»Tja, ich glaube, wir beide kennen diese Dinger«, erwidert Benton und betrachtet die Kopie, »da wir beide den Großteil unseres Lebens Mitglieder bei der NAJ sind.

Wenigstens war ich es mal. Ich sage es zwar nur ungern, aber ich stehe nicht mehr in ihrem Postverteiler.« Er hält inne und stellt fest, dass die Aufschrift *First Class Mail* gleich unterhalb des Aufdrucks der Frankiermaschine durchgestrichen wurde.

»Mir fällt dafür keine mögliche Erklärung ein«, sagt er.

»Der NAJ-Umschlag lag in meiner Post«, führt Marino aus, »und als ich ihn aufmachte, waren die beiden Briefe darin. Einer an mich und einer an Doc Scarpetta. Zugeklebt und mit der Aufschrift >Anwaltsbrief<. Vermutlich für den Fall, dass jemand in der Gefängnisverwaltung durch den NAJ-Umschlag neugierig wird und beschließt, das Kuvert aufzureißen. Sonst standen auf den Umschlägen nur noch unsere Namen.«

Beide Männer schweigen eine Weile. Marino raucht und trinkt Bier.»Okay, ich

habe da eine Idee, anders kann ich es mir nicht vorstellen«, spricht er dann weiter. »Ich habe mich bei der NAJ erkundigt: Angefangen beim Gefängnisdirektor bis hinunter zum Wachpersonal sind sechshundfünfzig Mitarbeiter der Strafanstalt Mitglieder. Also wundert sich niemand, wenn er irgendwo so einen Umschlag herumliegen sieht.«

Benton schüttelt den Kopf. »Aber deine Adresse steht in Druckbuchstaben darauf. Mit der *Schreibmaschine* geschrieben. Wie hätte Chandonne das tun sollen?«

»Wie, zum Teufel, hältst du es in dieser Bude eigentlich aus? Hast du keine Klimaanlage? ... Wir haben die Umschläge untersucht, in denen die Briefe waren. Selbstklebend. Also brauchte er nichts abzulecken.«

Das ist ein Ausweichmanöver, und Marino ist sich dessen bewusst. Abgeschilferte

Hautzellen haften auch an Klebestreifen. Aber er will Bentons Frage nicht beantworten.

»Wie hat Chandonne es hingekriegt, dir die Briefe in so einem Umschlag zu schicken?« Benton wedelt mit der Kopie unter Marinos Nase. »Und findest du es nicht ein bisschen seltsam, dass *First Class Mail* durchgestrichen ist? Was könnte das bedeuten?«

»Vermutlich müssen wir Wolfmann selbst fragen«, schnauzt Marino zurück. »Ich habe keine Ahnung, verdammt.«

»Und dennoch scheinst du ganz sicher zu sein, dass diese Briefe von Jean-Baptiste stammen.« Benton legt sich jedes Wort sorgfältig zurecht. »*Pete. Dazu bist du zu gut.*«

Marino wischt sich die Stirn mit dem Ärmel ab. »Pass auf, es ist eine Tatsache, dass wir keine wissenschaftlichen Beweise haben, die irgendetwas belegen. Doch das heißt nicht, dass wir es nicht versucht hätten. Wir haben Luma-Light angewendet und alles auf DNS-Spuren untersucht, und bis jetzt ist alles blitzsauber.«

»Habt ihr auf mitochondriale DNS getestet?«

»Wozu die Mühe? Das würde Monate dauern, und bis dahin ist er längst tot. Außerdem würden wir mit dieser Methode auch nicht mehr rauskriegen, verflucht. Zum Teufel noch mal, glaubst du nicht, dass es den Typen einfach nur scharf macht, einen Umschlag der National Academy of Justice zu benutzen? Dass es ihm einen Kick gibt? Vielleicht holt er sich ja einen runter, während er sich vorstellt, wie wir all diese Tests veranstalten, immer in dem Wissen,

dass nichts dabei rauskommen wird. Er brauchte sich doch nur Klopapier oder sonst was um die Hände zu wickeln, bevor er etwas angefasst hat.«

»Kann sein«, sagt Benton.

Marino steht kurz vor einem Wutausbruch. Seine Geduld ist gleich zu Ende.

»Immer mit der Ruhe, Pete«, meint Benton. »Wenn ich nicht fragen würde, würdest du mich nicht mehr ernst nehmen.«

Marino starrt ins Leere, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Willst du meine Meinung hören?«, fährt Benton fort. »Er hat die Briefe geschrieben und sich Mühe gegeben, keine Spuren zu hinterlassen. Ich weiß nicht, woher er sich einen Umschlag der National Academy of Justice besorgt hat, und, ja, es macht ihn

wahrscheinlich wirklich geil, ihn zu benutzen. Offen gestanden wundert es mich, dass er sich erst jetzt bei dir meldet. Die Briefe klingen echt. Sie haben nicht den falschen Unterton, als wären sie von einem Witzbold geschrieben. Außerdem wissen wir, dass Jean-Baptiste Fetischist und auf Brüste fixiert ist.« Das sagt er ganz sachlich. »Und wir können mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass er über Informationen verfügt, die seine kriminelle Familie und das Kartell vernichten würden. Dass er solche Bedingungen stellt, passt zu seiner unersättlichen Gier, andere Menschen zu beherrschen und Macht auszuüben.«

»Und was ist mit seiner Behauptung, dass Doc Scarpetta ihn sehen will?«

»Erklär es mir.«

»Sie hat ihm nie geschrieben. Das habe ich sie direkt gefragt.

Warum, verdammt noch mal, sollte sie mit diesem Stück Scheiße korrespondieren? Ich habe ihr von den Umschlägen der National Academy of Justice erzählt, in denen die Briefe an sie und mich waren. Ich habe ihr eine Kopie gezeigt ...«

»Wovon?«, fällt Benton ihm ins Wort.

»*Eine Kopie des Umschlags von der National Academy of Justice.*« Allmählich fällt ihm der Ex-FBI-Mann auf die Nerven. »Von dem Kuvert, in dem die Briefe von Wolfmann an sie und an mich waren. Dann habe ich sie gebeten, falls sie einen dieser verdammten Umschläge von der National Academy of Justice kriegen sollte, diesen nicht anzufassen, geschweige denn zu öffnen. Glaubst du wirklich, dass er sich von ihr hinrichten lassen will?«

»Wenn er tatsächlich vorhat zu sterben ...«

»Vorhat?«, unterbricht Marino. »Meiner Ansicht nach hat Wolfie-Boy da nicht mehr viel mitzureden.«

»Es kann noch eine Menge dazwischenkommen, Pete. Vergiss seine Kontakte nicht. Ich wäre an deiner Stelle nicht so sicher. Ach, noch etwas: Kam Lucys Brief auch in einem vorfrankierten Umschlag der National Academy of Justice?«

»So ist es.«

»Die Phantasie, dass eine Ärztin ihm die Todesspritze gibt und ihm beim Sterben zusieht, erregt ihn vermutlich sexuell«, überlegt Benton.

»Nicht irgendeine Ärztin. Wir sprechen von Scarpetta.«

»Er versucht bis zum Schluss, andere Menschen zu Opfern zu machen, sie zu

dominieren und Macht über sie auszuüben, indem er sie zwingt, etwas zu tun, das sie ihr Leben lang nicht mehr loslassen wird ...« Nach einer kurzen Pause fügt Benton hinzu: »Wenn man jemanden tötet, vergisst man ihn nie mehr, richtig? Wir müssen die Briefe ernst nehmen. Ich glaube, dass sie von ihm sind - Fingerabdrücke und DNS hin oder her.«

»Ja, gut, ich denke auch, dass er sie geschrieben hat und es ernst meint. Und deshalb bin ich auch hier, falls du das noch nicht kapiert haben solltest. Wenn wir Wolfmann zum Singen bringen, können wir die Gehilfen seines Vaters einkassieren und dem Chandonne-Kartell ein für alle Mal die Luft abdrehen. Und du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen.«

»Wer ist *wir*?«

»Ich wünschte, du würdest mich das nicht ständig fragen!« Marino steht auf, um sich noch ein Bier zu holen. Wut und Verzweiflung lodern wieder in ihm auf. »Begreifst du es denn nicht?«, ruft er, während er im Kühlschrank wühlt. »Nach dem 7. Mai, wenn wir die Informationen haben und Wolfmann tot ist, brauchst du dich nicht mehr als Tom Soundso auszugeben!«

»Wer ist *wir*?«

Marino schnaubt in der Küche wie ein Bulle, als er eine Flasche öffnet, diesmal Dos Equis. »*Wir* bin ich. *Wir* ist Lucy.«

»Weiß Lucy, dass du heute bei mir bist?«

»Nein, ich habe es niemandem verraten und werde es auch weiterhin für mich behalten.«

»Gut.« Benton rührt sich nicht von seinem Sessel.

»Wolfmann liefert uns die Bauernopfer, damit wir sie vom Brett fegen können«, spinn-
t Marino seine Pläne weiter. »Vielleicht hat
er uns das erste schon gegeben, indem er
Rocco verpfeifen hat. Irgendjemand muss
ihn ja verpfeifen haben, sonst stünde er nicht
plötzlich auf der Fahndungsliste.«

»Ich verstehe. Wie ehrenwert von Chan-
donne, deinen Sohn als erstes Bauernopfer
zu nehmen. Wirst du Rocco im Gefängnis be-
suchen, Pete?«

Marino knallt die Bierflasche so heftig ins
Spülbecken, dass Glas splittert. Dann stürmt
er auf Benton zu und baut sich dicht vor ihm
auf.

»Hör endlich auf, über ihn zu reden,
kapiert? Hoffentlich kriegt er im Gefängnis

Aids und krepirt, verdammt. Er ist schuld an so viel Leid. Und jetzt ist er endlich dran!«

»Wer hat denn gelitten?« Benton zuckt nicht mit der Wimper, als ihm Marinos heißer, nach Bier riechender Atem ins Gesicht schlägt. »Du etwa?«

»Zuerst einmal seine Mutter. Und so ging es ständig weiter.« Marino denkt immer noch nicht gern an Doris, seine Exfrau und Roccas Mutter.

Sie war Marinos Jugendliebe gewesen. Und so sah er sie auch weiterhin, selbst als er ihr schon längst keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Als sie ihn dann wegen eines anderen Mannes verließ, war er wie vom Donner gerührt.

Während ihm das einfällt, brüllt er Benton an. »Du kannst dann wieder nach

Hause, du gottverdammter Idiot! Du kriegst dein Leben zurück!«

Schwer atmend lässt Marino sich aufs Sofa fallen. Sein Gesicht ist so dunkelrot, dass die Farbe Benton an den Ferrari 575 Maranello erinnert, den er in Cambridge gesehen hat. Dieses tiefe Burgunderrot nennt man Barcetta, und als er an das Auto denkt, fällt ihm Lucy ein, die schon immer eine Schwäche für schnelle, starke Motoren hatte.

»Du könntest Doc Scarpetta wieder sehen und Lucy und...«

»Das stimmt nicht«, flüstert Benton. »Jean-Baptiste hat sich selbst in diese Position hineinmanövriert. Er ist genau dort, wo er sein möchte. Verbinde die Punkte miteinander, Pete. Fang bei seiner Verhaftung an. Zum allgemeinen Entsetzen hat er unaufgefordert einen weiteren Mord gestanden, und zwar den in Texas. Und dann hat er sich zu

allem Überfluss schuldig bekannt. Warum? Weil er nach Texas ausgeliefert werden *wollte*. Das war *seine* Entscheidung, nicht die des Gouverneurs von Virginia.«

»Auf keinen Fall«, protestiert Marino. »Unser ehrgeiziger Gouverneur von Virginia wollte Washington nicht gegen sich aufbringen, indem er den Franzosen, dem größten Anti-Todesstrafen-Land der Welt, ans Bein pinkelt. Also haben die Texaner Chandonne gekriegt.«

Benton schüttelt den Kopf. »Falsch. Jean-Baptiste hat Jean-Baptiste an Texas ausgeliefert.«

»Und woher, verdammt, willst du das wissen? Hast du mit jemandem geredet? Ich dachte, du sprichst nicht mit anderen Leuten.«

Benton antwortet nicht.

»Ich kapiere es nicht«, fährt Marino fort.
»Warum sollte Wolfmann so auf Texas stehen?«

»Ihm war klar, dass er dort schneller sterben würde, und genau das wollte er. Es gehörte zu seinem Plan. Er hatte nie die Absicht, zehn oder fünfzehn Jahre lang in der Todeszelle zu verrotten. Und in Texas waren die Chancen viel höher, dass er mit seinem Spiel Erfolg hat. In Virginia hätte man womöglich dem politischen Druck nachgegeben und seine Hinrichtung verschoben. Außerdem ist es in Virginia sehr eng für ihn. Er wäre auf Schritt und Tritt überwacht worden und hätte weniger Freiheiten gehabt, denn Polizei und Justizvollzugsbeamte hätten es sich zur Aufgabe gemacht, für seine Sicherheit und sein Wohlverhalten zu sorgen. Man hätte ihn Tag und Nacht kontrolliert. Behaupte jetzt bloß nicht, dass man nicht auch seine Post heimlich überprüfen würde, wenn er in Virginia

im Gefängnis säße. Zum Teufel mit seinen gesetzlich verbrieften Rechten.«

»In Virginia wäre sein Arsch auf dem elektrischen Stuhl gelandet«, wirft Marino ein. »Nach allem, was er getan hat.«

»Er hat eine Verkäuferin und einen Polizisten umgebracht und hätte beinahe die Chefpathologin ermordet. Der damalige Gouverneur ist heute Senator und Vorsitzender des Democratic National Committee. Da er die Franzosen durch die Verhängung der Todesstrafe nicht verärgern wollte, hat er alles getan, um sich in Washington nicht unbeliebt zu machen. Der Gouverneur von Texas hingegen ist schon in seiner zweiten Amtszeit und außerdem ein schießwütiger Republikaner, den es einen Dreck interessiert, wem er ans Bein pinkelt.« »*Die Chefpathologin?* Du schaffst es offenbar nicht, ihren Namen auszusprechen!«, ruft Marino ungläubig aus.

19

Vor ein paar Jahren hat Lucy Farinellis Tante Kay ihr eine Anekdote von dem abgeschlagenen Kopf eines deutschen Soldaten erzählt, der im Zweiten Weltkrieg gefallen war.

Wie sie Lucy berichtete, war die Leiche irgendwo in Polen im Sand vergraben gefunden worden. Durch die Trockenheit waren das arisch kurze blonde Haar, das attraktive Gesicht und sogar die Bartstoppeln am Kinn noch bemerkenswert gut erhalten gewesen. Als Scarpetta den Kopf in der Vitrine eines polnischen gerichtsmedizinischen Instituts, wo sie einen Gastvortrag halten sollte, stehen sah, fühlte sie sich, wie sie sagte, an das Wachfigurenkabinett der Madame Tussaud erinnert.

»Seine Schneidezähne waren abgebrochen«, setzte Scarpetta ihre Geschichte fort und erklärte weiter, dass sie die beschädigten Zähne nicht für eine nach dem Tod zugefügte Verletzung oder eine Verwundung hielt, die dem jungen Nazi beim oder kurz vor dem Sterben zugefügt wurde. Die Zähne waren einfach nur schlecht versorgt. »Leicht aufgesetzte Schusswunde an der rechten Schläfe«, schilderte sie die Todesursache des Nazis. »Der Schusskanal zeigt, wie die Waffe gehalten wurde - in diesem Fall abwärts. Bei einem Selbstmord hält man die Waffe meistens gerade oder nach oben. In diesem Fall gab es keine Schmauchspuren, weil die Wunde gereinigt und das Haar ringsherum in der Pathologie abrasiert wurde. Dorthin hatte man die mumifizierte Leiche geschickt, um sicherzugehen, dass der Tod nicht erst vor kurzem eingetreten war. So sagte man mir wenigstens, als ich meinen Vortrag an der Pomorska Akademia

Medyczna hielt.«Lucy muss nur deshalb an den geköpften Nazi denken, weil an der nordöstlichen Grenze von Deutschland ihr Auto durchsucht wird. Der deutsche Grenzer hat blaue Augen, ist blond und wirkt viel zu jung für die Gleichgültigkeit, mit der er sich in ihren schwarzen gemieteten Mercedes beugt und das Licht einer Taschenlampe über die Ledersitze gleiten lässt. Anschließend leuchtet er den mit schwarzem Teppich belegten Boden ab. Der starke Lichtstrahl fällt auf Lucys abgewetzten ledernen Aktenkoffer und die roten Reisetaschen von Nike auf dem Rücksitz. Nachdem er den Beifahrersitz ein paar Mal angeblinkt hat, geht er nach hinten zum Kofferraum, macht ihn auf und schließt ihn nach einem flüchtigen Blick.

Wenn er sich die Mühe gemacht hätte, die beiden Reisetaschen zu öffnen und die Kleider zu durchwühlen, hätte er einen ganz speziellen Totschläger entdeckt. Dieser sieht

eigentlich aus wie ein Angelrutengriff aus schwarzem Gummi, lässt sich jedoch mit einer raschen Bewegung des Handgelenks zu einem sechzig Zentimeter langen Knüppel aus gehärtetem Stahl ausfahren, mit dem man Knochen brechen und Gewebe - einschließlich der inneren Organe im Bauchraum - zerschmettern kann.

Lucy hat eine Erklärung für das Vorhandensein dieser Waffe parat, die verhältnismäßig wenig bekannt ist und eigentlich nur von Polizeikräften benutzt wird. Sie würde behaupten, ihr überbehütender Freund hätte ihr den Totschläger zur Selbstverteidigung mitgegeben, weil sie Geschäftsfrau ist und häufig allein reist. Offen gestanden wisse sie gar nicht genau, wie man das Ding benutzt, würde sie verlegen erklären, doch er habe darauf bestanden und ihr versichert, es sei absolut in Ordnung, so etwas im Gepäck zu haben. Und wenn die Polizei den Totschläger konfiszieren wolle, spiele das für

sie keine Rolle. Allerdings ist Lucy erleichtert, als niemand ihn entdeckt; auch der Grenzer in blassgrüner Uniform, der in seinem Kabuff ihren Pass kontrolliert, findet es offenbar nicht merkwürdig, dass eine junge Amerikanerin mitten in der Nacht in einem Mercedes herumfährt.

»Was ist der Zweck Ihres Besuches?«, fragt er in holperigem Englisch.

»Geschäftlich.« Sie verrät ihm nicht, um welche Art von Geschäft es sich handelt, hat jedoch eine Antwort parat, falls es nötig werden sollte.

Er greift zum Telefon und sagt etwas, das Lucy nicht versteht, allerdings ahnt sie, dass er nicht über sie spricht - oder dass es, wenn doch, nicht weiter wichtig ist. Sie hat damit gerechnet, dass ihre Sachen durchsucht werden, und ist darauf vorbereitet. Auch eine Befragung hat sie erwartet. Aber der

Grenzer, der sie an den Geköpften erinnert, gibt ihr den Pass zurück.

»Danke«, sagt sie höflich, doch insgeheim hält sie ihn für eine Schlafmütze.

Die Welt ist voller Faulpelze wie ihn.

Er winkt sie durch.

Langsam rollt sie weiter und überquert die Grenze nach Polen, wo ein anderer Grenzer, diesmal ein Pole, dasselbe Spiel mit ihr veranstaltet. Es kommt weder zu einem Verhör noch zu einer gründlichen Durchsuchung, und es ist nichts zu spüren als Schläfrigkeit und Langeweile. Das ist zu einfach. Ihr Argwohn regt sich. Ihr fällt ein, dass sie immer misstrauisch sein sollte, wenn etwas zu glatt geht, und sie malt sich Gestaposchergen, SS-Männer und grausige Geister der Vergangenheit aus, die sie verfolgen. Angst steigt auf wie Körpergeruch, eine

Angst, die grundlos und unvernünftig ist. Schweiß rinnt ihr unter der Windjacke die Seiten hinunter, als sie an die Polen denkt, die überrannt wurden und denen man die Identität und das Leben genommen hat, in einem Krieg, den Lucy nur aus Geschichtsbüchern kennt.

Das ist kein so großer Unterschied dazu, wie Benton Wesley sein Leben fristet, und Lucy fragt sich, was er wohl denken und empfinden würde, wenn er wüsste, dass sie in Polen ist und warum. Kein Tag vergeht, an dem sein Schicksal nicht ihr Leben überschattet.

20

Wie viel Berufserfahrung sie hat, ist ihr nur anzumerken, wenn sie ihr Wissen mit voller Absicht als Waffe einsetzt.

Noch während der Highschool-Zeit hat sie Praktika beim FBI abgeleistet und dort das Criminal Artificial Intelligence Network, genannt CAIN, aufgebaut. Nach ihrem Abschluss an der University of Virginia wurde sie Special Agent beim FBI und hatte als Computer- und Technikexpertin freie Bahn. Sie war die erste Frau in der Spezialabteilung Geiselbefreiung des FBI und hatte bei jedem Einsatz und jeder Schinderei, die sich Lehrgang nannte, mit Feindseligkeiten, Schikanen und Anspielungen unter der Gürtellinie zu kämpfen. Nur selten haben Männer sie aufgefordert, mit ihnen in der Bar der Academy namens Boardroom ein Bier zu

trinken. Die Kollegen sprachen nicht mit ihr über schief gelaufene Einsätze oder über ihre Frauen, Kinder und Freundinnen. Aber sie beobachteten sie. Und im Waschraum wurde über sie gelästert.

Lucys Karriere beim FBI fand an einem nebligen Oktobermorgen ihr Ende, als sie und Rudy Musil, ihr Partner bei der Abteilung Geiselbefreiung, im »Reifenhaus« der FBI Academy 9-Millimeter-Patronen verschossen. Wie der Name sagt, war dieser hochgefährliche Schießstand mit alten Reifen voll gestellt, zwischen die die Agents beim Trainieren ihrer blitzschnellen Manöver springen, sich ducken, fliehen und in Deckung gehen konnten. Schwer atmend und schwitzend kauerte Rudy hinter einem Reifenhaufen und schob ein neues Magazin in seine Glock. Dann spähte er um den abgefahrenen

Michelinpneu herum und hielt Ausschau nach Lucy, seiner Partnerin.

»Gut. Jetzt aber mal raus mit der Sprache«, rief er durch den Pulverdampf.
»Was hast du für sexuelle Vorlieben?«

»Ich hab's gern so oft wie möglich!« Lucy lud nach und ließ den Schieber einrasten, rollte sich zwischen zwei Reifenstapel und gab eine Salve auf eine hochklappende Zielscheibe in zehn Metern Entfernung ab. Die Kopfschüsse schlugen so dicht nebeneinander ein, dass sie aussahen wie eine kleine Blume.

»Ach, wirklich?« Zwei Kugeln trafen mit lautem Scheppern einen Pappkameraden, der eine Maschinenpistole in der Hand hielt.
»Ich und die Jungs haben nämlich gewettet.« Rudys Stimme näherte sich, als er bäuchlings über den schmutzigen Boden robbte. Er sprang durch Türme schmieriger

Reifen und packte die ahnungslose Lucy an ihren mit Stahl verstärkten Red-Wing-Stiefeln. »Erwischt!« Lachend legte er seine Pistole auf einen Reifen.

»Spinnst du, du Arschloch?« Lucy entfernte eine Patrone aus ihrer Pistole; die ausgeworfene Hülse hüpfte über den Boden. »Wir ballern hier mit scharfer Munition rum, du Vollidiot.«

»Lass mich das Ding mal sehen«, sagte Rudy ernst. »Es klingt so komisch.«

Er griff nach ihrer Pistole und nahm das Magazin heraus. »Lockere Feder.« Nachdem er die Pistole geschüttelt hatte, legte er sie neben seine auf den Reifen. »Okay. Regel Nummer eins: Lass dir nie die Waffe abluchsen.«

Er warf sich auf sie und rang lachend mit ihr. Aus irgendeinem Grund glaubte er, dass

sie nur darauf gewartet hatte und erregt war und es nicht so meinte, als sie »Runter von mir, Arschloch!« brüllte.

Schließlich hielt er ihr mit seiner kräftigen Hand beide Handgelenke fest. Mit der anderen fuhr er unter ihr Hemd und stieß ihr die Zunge in den Mund, während er ihren BH hochschob. »Die Jungs behaupten nur«, keuchte er, »dass du eine Lesbe bist, weil« - er fummelte an ihrer Gürtelschließe herum -, »weil sie dich nicht haben können ...«

Lucy biss ihm die Unterlippe durch und rammte ihre Stirn kräftig gegen sein Nasenbein. Den Rest des Tages verbrachte Rudy in der Notaufnahme.

Die FBI-Anwälte erläuterten ihr, dass eine Anzeige niemandem etwas nützen würde, insbesondere deshalb, weil Rudy geglaubt habe, dass sie »es wollte«, und zwar mit gutem Grund. Schließlich habe Lucy ihm

geantwortet, sie wolle es »so oft wie möglich« - wie er in den Formularen, die er wegen der internen Untersuchung ausfüllen musste, widerstrebend angegeben hatte.

»Das ist richtig«, antwortete Lucy ruhig, als sie unter Eid vor einem Tribunal aus fünf Anwälten aussagen musste, von denen kein einziger ihre Interessen vertrat. »Das habe ich gesagt. Allerdings nicht, dass ich es *mit ihm* wollte. Oder sonst mit irgendjemandem *hier und jetzt*, mitten im Kugelhagel, mitten im Reifenhaus, mitten in einem Manöver und mitten in meiner Periode.«

»Aber Sie haben ihn schon in der Vergangenheit zu verführen versucht. Sie haben Agent Musil Grund zu der Annahme gegeben, Sie fühlten sich zu ihm hingezogen.«

»Welchen Grund?« Auch unter Eid konnte Lucy ihr Erstaunen nicht verhehlen. »Ich

habe ihm hin und wieder einen Kaugummi angeboten, ihm beim Waffenreinigen geholfen, zusammen mit ihm die Yellow Brick Road und andere Hindernisparcours überwunden und mit ihm rumgealbert. Meinen Sie das?«

»Das war doch ein ziemlich enges Verhältnis«, pflichteten die Anwälte einander bei.

»Er ist mein Partner. Und Partner sollten einander nahe stehen.«

»Dennoch scheinen Sie Agent Musil recht viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Außerdem haben Sie persönliches Interesse an ihm gezeigt, sich nach seinen Wochenenden und Urlauben erkundigt und ihn zu Hause angerufen, wenn er krank war. Das *Herumalbern*, wie Sie es nennen, konnte er möglicherweise als Flirten deuten. Manche Leute albern beim Flirten herum.«

Die Anwälte waren sich einig. Und das Schlimmste daran war, dass es sich bei zwei von ihnen um Frauen handelte - um Frauen in männlich wirkenden Kostümen und mit hochhackigen Schuhen; Frauen, in deren Augen sich Identifikation mit dem Täter spiegelte, so als wäre bei ihnen die Iris rückwärts am Augapfel festgeklebt, sodass sie nicht sehen konnten, was direkt vor ihrer Nase war. Die Anwältinnen hatten die leblosen Augen von Menschen, die sich selbst abtöten, um zu bekommen, was sie wollen, oder um das zu werden, wovor sie sich fürchten.

»Tut mir Leid«, erwiderte Lucy zunehmend argwöhnisch und wich den toten Blicken aus. »Verbindung unterbrochen. Bitte wiederholen Sie«, murmelte sie im Fliegerjargon.

»Verzeihung? Was ist unterbrochen?«
Allgemeines Stirnrunzeln.

»Sie haben meinen Funkkontakt zum Tower gestört. Hoppla, es gibt ja gar keinen Tower! Wir bewegen uns im unkontrollierten Luftraum, und Sie können tun, was Sie wollen, richtig?«

Weiteres Stirnrunzeln. Die Anwälte wechselten Blicke, als hätte Lucy nicht mehr alle Tassen im Schrank.

»Schon gut«, fügte sie hinzu.

»Sie sind eine attraktive, allein lebende Frau. Verstehen Sie nicht, dass Agent Musil Ihr Herumalbern, Ihre Anrufe zu Hause und so weiter und so fort als sexuelles Interesse an ihm missdeuten konnte, Agent Farinelli?«

»Es hieß außerdem, Sie hätten Agent Musil und sich selbst häufig als >Yin und Ylang< bezeichnet.«»Ich habe Rudy tausendmal erklärt, dass Ylang ein malaiischer Baum ist, der eigentlich Ylang-Ylang

heißt. Es handelt sich um einen Baum mit gelben Blüten, aus denen man Parfüm herstellt... aber er hat die Ohren nicht immer auf der richtigen Frequenz eingestellt.« Lucy unterdrückte ein Grinsen.

Die Anwälte machten sich Notizen.

»Ich habe Rudy niemals >Ylang< genannt. Hin und wieder nannte ich ihn >Yang<, und er sagte >Ying< zu mir, ganz gleich, wie oft ich ihm auch erklärte, dass das Wort *Yin* lautet«, fuhr Lucy fort.

Schweigen, gezückte Stifte.

»Das ist ein Begriff aus der chinesischen Philosophie.« Lucy hätte genauso gut mit einer Wand reden können. »Gleichgewicht. Gegensätze.«

»Und aus welchem Grund haben Sie beide einander... so... genannt?«

»Weil wir aus demselben Holz geschnitzt sind. *Diesen* Ausdruck kennen Sie doch.«

»Ich denke, dieser Ausdruck ist uns geläufig. Und auch er weist auf eine Beziehung hin ...«

»Nicht auf eine solche, wie Sie glauben«, erwiderte Lucy ohne Zorn, weil sie eigentlich keinen Hass auf Rudy hatte. »Wir sind aus demselben Holz geschnitzt, weil wir beide irgendwie nicht dazugehören. Er ist Österreicher, und die anderen Jungs nennen ihn Müsli, weil er - ich zitiere - >voller Scheiße< ist. Und das findet er ganz und gar nicht witzig. Und ich bin lesbisch, eine Männerhasserin, weil keine normale Frau, die Männer mag, freiwillig bei der Spezialabteilung Geiselnbefreiung arbeiten und dort Erfolg haben wollen würde. Nach den Macho-Gesetzen zumindest.«

Lucy musterte die toten Augen der Anwältinnen und kam zu dem Schluss, dass die männlichen Anwälte auch tote Augen hatten. Das einzige Lebenszeichen darin war ein tückisches Glitzern, typisch für die elenden kleinen Geschöpfe, die Menschen sehen wie Lucy hassten, da sie es wagte, sich nicht von ihnen einschüchtern und ängstigen zu lassen.

»Diese Befragung, Vernehmung, Inquisition oder wie, zum Teufel, Sie das nennen wollen, ist Schwachsinn«, fuhr Lucy fort. »Ich habe überhaupt kein Interesse daran, das bescheuerte FBI zu verklagen. Schließlich habe ich mich im Reifenhaus erfolgreich gewehrt. Außerdem war nicht ich es, die den Vorfall gemeldet hat, sondern Rudy, weil er eine Erklärung für seine Verletzungen brauchte. Und er hat die Verantwortung übernommen, obwohl er auch hätte lügen können. Doch das hat er nicht getan, und wir beide können einander noch in die Augen sehen.« Sie benutzte das Wort *Augen*, um die

Anwälte an ihre toten Augen zu erinnern - so als wüssten sie, dass sie nicht dazu in der Lage waren, eine Wirklichkeit zu sehen, die von Wahrheit und Chancen nur so strotzte. Eine Wirklichkeit, die einen regelrecht anflehte, endlich aufzustehen und den Leuten mit den toten Augen, die die Welt zerstörten, den Krieg zu erklären.

»Rudy und ich haben unseren Konflikt allein beigelegt«, sprach Lucy ruhig weiter. »Wir sind übereingekommen, dass wir Partner sind und dass kein Partner gegen den Willen des anderen handeln oder etwas tun darf, das ihn oder sie schädigt oder in Gefahr bringt. Außerdem hat Rudy gesagt, dass es ihm Leid tut. Und das hat er ernst gemeint. Er hat nämlich geweint.«

»Auch Spione entschuldigen sich. Und sie können ebenfalls weinen.« Eine aggressive Anwältin im Nadelstreifenkostüm und mit hochhackigen Schuhen, in denen ihre Füße

für Lucy aussahen wie die der Frauen im alten China, stieg die Röte den Hals hinauf. »Es steht Ihnen nicht frei, seine Entschuldigung so einfach anzunehmen, Agent Farinelli. Schließlich hat er versucht, Sie zu vergewaltigen.« Sie betonte diesen Punkt in der Annahme, dass Lucy sich gedemütigt und in die Opferrolle gedrängt fühlen würde. Immerhin hatte die Anwältin ihre männlichen Kollegen gerade dazu aufgefordert, sich Lucy nackt und als Sexualobjekt auf dem schmutzigen Betonboden des Reifenhauses vorzustellen.

»Ich wusste gar nicht, dass Rudy der Spionage beschuldigt wird«, entgegnete Lucy.

Danach reichte sie ihren Abschied beim FBI ein und wurde Mitarbeiterin des Büros für Alkohol, Tabak, Feuerwaffen und Sprengstoff, ATF. Das FBI hält diese Behörde fälschlicherweise für ein Sammelbecken von Hinterwäldlern, die - ausgerüstet mit

Werkzeuggürteln und Schrotflinten - Schwarzbrenner hopsnehmen.

Lucy wurde Brandexpertin in Philadelphia, wo sie half, den Mord an Benton Wesley vorzutäuschen. Dazu gehörte auch, die Leiche eines Menschen zu beschaffen, der seinen Körper einer medizinischen Fakultät zum Sezieren gespendet hatte. Der Tote war schon älter und hatte dichtes, silbergraues Haar. Nachdem er in einem angesteckten Gebäude verbrannt worden war, war eine Identifikation durch Augenschein höchst unzuverlässig, wenn nicht gar unmöglich. Die entsetzte Scarpetta bekam am schmutzigen und von Wasser durchweichten Brandort nur einen verkohlten Toten, einen gesichtslosen Schädel mit silbrigem Haar und eine Armbanduhr aus Titan zu sehen, die Benton Wesley gehört hatte. Der Chefpathologe in Philadelphia erhielt Geheimbefehl aus Washington, sämtliche Berichte zu fälschen. Auf dem Papier war

Benton tot, ein weiterer Mord in der Verbrechensstatistik des FBI für das Jahr 1997.

Nach seinem Verschwinden im schwarzen Loch des Zeugenschutzprogramms versetzte das ATF Lucy sofort in die Niederlassung Miami, wo sie sich freiwillig zu gefährlichen verdeckten Ermittlungen meldete und sich trotz der Vorbehalte ihres Vorgesetzten Special Agent die Teilnahme an derartigen Einsätzen erkämpfte. Lucy war arrogant und launisch, was niemand aus ihrem Umfeld - bis auf Pete Marino - verstehen konnte. Scarpetta kannte die Wahrheit nicht. Ja, sie hatte nicht einmal den leisesten Verdacht, sondern nahm an, Lucy mache einfach eine schlechte Phase durch, weil sie Bentons Tod noch nicht verkraftet hatte. In Wirklichkeit jedoch kam Lucy nicht damit zurecht, dass er noch lebte. Außerdem erschoss sie noch im selben Jahr, in dem sie ihren Posten in Miami angetreten hatte, während einer schief gelaufenen Razzia zwei Drogendealer.

Obwohl die Bilder der Überwachungskamera deutlich zeigten, dass sie damit ihr Leben und das ihrer Partnerin gerettet hatte, zerriss man sich die Mäuler. Es kam zu hässlichen Gerüchten, Falschbehauptungen und zu einer internen Untersuchung nach der anderen. Lucy verließ das ATF und kehrte den Bundesbehörden ein für alle Mal den Rücken. Sie verkaufte ihre Aktien am Neuen Markt noch vor der Wirtschaftsflaute und dem Börsensturz nach dem 11. September 2001. Einen Teil ihres Vermögens sowie ihre Berufserfahrung bei den Strafverfolgungsbehörden und ihre Talente steckte sie in die Gründung einer privaten Detektei namens *Das Letzte Revier*. Ein Unternehmen, an das man sich wendet, wenn einem sonst nichts mehr übrig bleibt, und das weder Werbung betreibt noch im Telefonbuch steht.

21

Benton erhebt sich von seinem Stuhl und steckt die Hände in die Hosentaschen.

»Menschen aus der Vergangenheit«, sagt er. »Wir führen viele Leben, Pete, und die Vergangenheit ist der Tod. Etwas, das vorbei ist und nicht zurückkommen kann. Wir gehen weiter und erschaffen uns neu.«

»So ein Schwachsinn. Du warst in letzter Zeit zu viel allein«, widerspricht Marino verärgert, während sich eine eiskalte Hand um sein Herz legt. »Du kotzt mich an. Ich bin verdammt froh, dass Kay das nicht miterleben muss. Oder vielleicht wäre das sogar besser, damit sie sich endlich von dir befreien kann, denn du hast sie ja offensichtlich auch vergessen. Verdammt, kannst du in

deiner Bude nicht mal die Klimaanlage hochdrehen?«

Marino marschiert zur im Fenster eingelassenen Klimaanlage und stellt sie höher.

»Weißt du, was sie inzwischen macht, oder interessiert dich das auch einen Scheißdreck? Sie hat keinen Job mehr und arbeitet als Beraterin, verdammt. Man hat sie als Cheopathologin rausgeschmissen. Ist das zu fassen? Der verblödete Gouverneur von Virginia hat sie wegen irgendwelchem politischen Mist einfach gefeuert. Und eine Kündigung mitten in einem Skandal ist beruflich nicht unbedingt hilfreich. Wenn sie sich bewirbt, sind auf einmal keine Stellen mehr frei, außer es geht um einen Drecksfall in irgendeinem Nest, wo sie keine Kohle haben, um jemanden zu bezahlen. Also macht sie es umsonst. Wie die Sache mit der dämlichen Drogentoten in Baton Rouge zum Beispiel. Eine bescheuerte Drogentote ...«

»Louisiana?« Benton schlendert zum Fenster und blickt hinaus.

»Ja. Der dortige Leichenbeschauer hat mich heute Morgen angerufen, bevor ich aus Richmond losgefahren bin. Ein Typ namens Lanier. Es ist ein alter Fall. Ich wusste nichts darüber, und dann fragte er mich, ob Doc Scarpetta auch Privataufträge übernimmt. Er wollte gewissermaßen, dass ich ihr ein Leumundszeugnis ausstelle. Ich war stinksauer. Aber so weit ist es inzwischen gekommen. Man verlangt für sie gottverdammte Empfehlungen.«

»Louisiana?«, wiederholt Benton, als müsse es sich um einen Fehler handeln.

»Kennst du einen anderen Staat mit einer Stadt namens Baton Rouge?«, übertönt Marino höhnisch das Rattern der Klimaanlage.»Kein gutes Pflaster für sie«, merkt Benton an.

»Tja, New York, Washington und Los Angeles melden sich aber einfach nicht. Verdammst gut, dass sie genug Geld hat, ansonsten ...«

»Da unten geht ein Serienmörder um ...«, beginnt Benton.

»Sie ist nicht von der Sonderkommission angefordert worden, die die Fälle bearbeitet. Es hat nichts mit den verschwundenen Frauen zu tun. Alles nur Larifari. Ein alter Fall. Außerdem *vermute* ich lediglich, dass sich der Leichenbeschauer mit ihr in Verbindung setzen wird. Und wie ich sie kenne, wird sie ihm helfen.«

»In der Gegend sind zehn Frauen verschwunden, und der Leichenbeschauer geht einem alten Fall nach? Warum ausgerechnet jetzt?«

»Keine Ahnung. Ein Tipp.«

»Was für ein Tipp?«

»Das weiß ich nicht!«

»Ich bin neugierig, warum diese Drogentote auf einmal so wichtig ist«, beharrt Benton.

»Sind bei dir die Antennen verknotet?«, ruft Marino aus. »Du kapierst offenbar überhaupt nicht, worum es geht! Bei Doc Scarpetta ist die Scheiße am Dampfen. Es ist, als müsste ein früherer Weltstar jetzt durch die Provinz tingeln.«

»Louisiana ist kein gutes Pflaster für sie«, wiederholt Benton. »Warum hat der Leichenbeschauer dich angerufen? Nur, um sich nach ihr zu erkundigen?«

Marino schüttelt den Kopf, als versuche er aufzuwachen. Er reibt sich das Gesicht. Anscheinend sitzt Benton wirklich auf der

Leitung. »Der Leichenbeschauer rief an, um mich um meine Hilfe in diesem Fall zu bitten«, erwidert er.

»Deine Hilfe?«

»Was, zum Teufel, soll denn das jetzt wieder heißen? Traust du mir etwa nicht zu, dass ich jemandem bei Ermittlungen helfen kann? Ich könnte jeden verfluchten ...«
»Natürlich könntest du. Und warum greifst du dem Leichenbeschauer von Baton Rouge dann nicht unter die Arme?«

»Weil ich nichts über den Fall weiß! Her-gott, du machst mich noch wahnsinnig.«

»Das *Letzte Revier* könnte sicher etwas für ihn tun.«

»Hörst du jetzt endlich auf, verdammt? Der Leichenbeschauer machte nicht den Eindruck, als rege ihn die Sache sonderlich

auf. Er meinte nur, er könnte vielleicht Doc Scarpettas medizinischen Rat gebrauchen ...«

»Das dortige Rechtssystem basiert auf dem Code Napoleon.« Marino hat keinen Schimmer, wovon er redet. »Was hat denn Napoleon damit zu tun?«

»Auf dem französischen Rechtssystem«, erklärt Benton. »Es ist der einzige amerikanische Bundesstaat, dessen Rechtssystem auf das französische zurückgeht und nicht auf das englische. In Baton Rouge gibt es mehr unaufgeklärte Frauenmorde pro Kopf der Bevölkerung als in jeder anderen amerikanischen Stadt.«

»Schon verstanden. Muss ein hübsches Städtchen sein.«

»Sie sollte da nicht hinfahren. Vor allem nicht allein. Unter gar keinen Umständen.

Sorg dafür, Pete.« Benton blickt immer noch aus dem Fenster. »Vertrau mir dieses eine Mal.«

»Dir vertrauen? Du machst Witze.«

»Du könntest wenigstens auf sie aufpassen.«

Wütend starrt Marino auf Bentons Rücken.

»Sie darf nicht in seine Nähe kommen.«

»Von wem, zum Henker, sprichst du?«, fragt Marino, dessen Gereiztheit wächst. Benton ist ein Fremder geworden. Marino kennt diesen Mann nicht mehr. »Wolfie-Boy? Ach herrje, ich dachte, wir sprechen von einer Drogentoten im Cajun-Land!«, beschwert er sich.

»Kümmer dich darum, dass sie die Finger davon lässt.«

»Du hast kein Recht, etwas von mir zu verlangen, insbesondere dann nicht, wenn es um sie geht.«

»Er ist auf sie fixiert.«

»Was hat das denn mit Louisiana zu tun?« Marino kommt näher und mustert Bentons Gesicht, als versuche er, etwas zu entziffern, das er aus der Entfernung nicht richtig lesen kann.

»Der Machtkampf, den er damals gegen sie verloren hat, ist noch nicht zu Ende. Er hat vor, ihn jetzt zu gewinnen, und wenn es ihn das Leben kostet.«

»Ich denke nicht, dass er noch irgendwas gewinnen wird. Schließlich wird man ihm

bald genug Gift in die Adern pumpen, um ein Herde Pferde umzubringen.«

»Ich spreche nicht von Jean-Baptiste. Hast du den anderen Chandonne vergessen? Seinen Bruder? Dieser Leichenbeschauer sollte das *Letzte Revier um* Hilfe bitten, nicht sie.«

Marino hört nicht zu. Er fühlt sich wie auf der Rückbank eines fahrenden Autos, an dessen Steuer niemand sitzt. »Doc Scarpetta weiß, was Wolfmann von ihr will.« Er lässt sich nicht von seinem Thema abbringen - dem Thema, das ihn interessiert und das für ihn Sinn ergibt. »Sie hätte nichts dagegen, ihm die Nadel zu verpassen. Und ich schaue hinter der getönten Scheibe zu und grinse mir eins.«

»Hast du sie gefragt, ob sie es tun würde?« Benton sieht zu, wie ein weiterer Frühlingstag langsam erstirbt. Zartes,

leuchtendes Grün ist in goldenes Sonnenlicht getaucht, und die Schatten am Boden werden länger.

»Das brauche ich nicht zu fragen.«

»Ich verstehe. Also hast du noch gar nicht mit ihr darüber gesprochen. Das wundert mich nicht. Es würde auch nicht zu ihr passen, dass sie so etwas mit dir erörtert.«

Die Beleidigung ist zwar unterschwellig, schmerzt Marino aber wie ein Nesselstich. Kay Scarpetta lässt ihn nie wirklich an sich heran. Das hat sie eigentlich noch bei niemandem getan - mit Ausnahme von Benton. Sie hat Marino nicht gesagt, was sie davon hält, sich als Henkerin zu betätigen. Ihre Gefühle bespricht sie nicht mit ihm.»Ich verlasse mich darauf, dass du auf sie aufpasst«, meint Benton.

Die Luft scheint sich aufzuheizen; die beiden Männer schwitzen und schweigen.

»Ich weiß, wie du dich fühlst, Pete«, fügt Benton leise hinzu. »Das habe ich immer gewusst.«

»Gar nichts weißt du.«

»Kümmere dich um sie.«

»Ich bin hier, damit du anfangen kannst, das selbst in die Hand zu nehmen«, gibt Marino zurück.

22

Obwohl sich die meisten Leute in Charthage Bluff mit Lebensmitteln und Sprit eindecken, legt Bev Kiffin nie dort an.

Ohne das Tempo zu drosseln, fährt sie vorbei und nähert sich Tin Lizzy's Landing, einem Restaurant, dessen Aufbau aus abgerissenen Hütten und anderem Zeug, das Bev als *Schrott und Mist* bezeichnet, eine Million Dollar gekostet hat. Reiche Leute vom Festland können Lizzy's über die Springfield Bridge erreichen, dort Steaks nach Cajun-Art und Meeresfrüchte essen und sich nach Herzenslust betrinken, ohne nach Einbruch der Dunkelheit mit dem Boot nach Hause fahren zu müssen. Vor sechs Monaten, an ihrem Geburtstag, hat Bev Jay gebeten, mit ihr dort hinzugehen. Aber er hat nur gelacht. Dann hat er sie mit vor Wut

verzerrem Gesicht als dumm und hässlich beschimpft und gesagt, sie hätte wohl eine Schraube locker, zu glauben, dass er mit ihr ein Restaurant besuchen würde, ganz zu schweigen von einem der gehobenen Klasse mit Anbindung an den Highway.

Eifersucht brodelt in Bev, als sie beschleunigt und in westlicher Richtung zu Jacks Bootshafen fährt. Sie stellt sich vor, wie Jay andere Frauen anfasst.

Bev erinnert sich, wie ihr Vater andere kleine Mädchen auf den Schoß genommen hat. Er verlangte von ihr, dass sie Spielkameradinnen mit nach Hause brachte, damit er sie streicheln konnte, während Bev zuschauen musste. Er war ein attraktiver, erfolgreicher Geschäftsmann, für den in Bevs Teenagerzeit sämtliche Freundinnen schwärmten. Wenn er sie dann berührte, dann immer so, dass es nicht offensichtlich wurde, weshalb eine Anzeige keinen Zweck

gehabt hätte. Sein harter Penis streifte nur - scheinbar unschuldig - ihren Po, wenn sie auf seinem Schoß saßen. Er entblöbte sich nie, benutzte niemals anstößige Wörter und fluchte nicht einmal. Und das Schlimmste war, dass es ihren Freundinnen gefiel, wenn er zufällig gegen ihre Brüste kam, und dass sie manchmal sogar den Anfang machten.

Eines Tages ist Bev einfach gegangen und nie zurückgekommen; genauso hat ihre Mutter es getan, als Bev drei Jahre war, und sie mit ihm und seinen Bedürfnissen allein gelassen. Als Bev älter wurde, war sie süchtig nach Männern und wechselte ständig die Liebhaber. Doch eine Trennung von Jay steht auf einem anderen Blatt, und sie könnte nicht sagen, warum sie nicht längst abgehauen ist. Sie weiß nicht genau, warum sie alles tun würde, was er von ihr verlangt, obwohl sie deshalb um ihre eigene Sicherheit fürchtet. Die Vorstellung, er könnte eines Tages für immer in seinem Boot

davonfahren, erfüllt sie mit Angst. Allerdings würde ihr das recht geschehen, denn schließlich ist sie mit ihrem Vater, der 1997 von einem Herzinfarkt niedergestreckt wurde, genauso umgesprungen. Bev war nicht einmal bei seiner Beerdigung.

Wenn sie zum Ufer fährt, denkt sie hin und wieder an den Mississippi. An einem guten Tag könnte sie es in knapp sechs Stunden dorthin schaffen. Und sie spürt, dass Jay etwas von ihrem gelegentlichen Drang ahnt, an die Golfküste zu fliehen. Mehr als einmal hat er ihr erklärt, dass der Mississippi der größte Fluss der Vereinigten Staaten ist: mehr als anderthalb Millionen Kilometer raues, schlammiges Wasser und Seitenarme, die sich in Tausende von Bächlein, Sümpfen und Mooren verzweigen. Dort könnte sich ein Mensch so verirren, dass »*sie* als Skelett in *ihrer* Boot endet«, wie Jay es formulierte. Das genau waren seine Worte: *sie* und *ihr*, nicht *er* und *sein*, eine Ausdrucksweise, die

kein Zufall ist. Jay verspricht sich nämlich nie und macht auch sonst keine Fehler.

Trotzdem träumt Bev, wenn sie mit ihrem Boot unterwegs ist, vom Mississippi, von Dampferkreuzfahrten und Casinos, von fruchtigen Cocktails und Bier in geeisten Gläsern und davon, sich vielleicht aus dem Fenster eines netten, klimatisierten Hotels den Mardi Gras anzuschauen. Sie fragt sich, ob sie gutes Essen überhaupt noch verträgt, so lange hat sie schon darauf verzichten müssen. In einem bequemen Bett würde sie wahrscheinlich steife Knochen kriegen und sich wund liegen, weil sie sich so an die stinkende, eingesackte Matratze gewöhnt hat, auf der nicht einmal Jay mehr schlafen will.

Während sie um einen aus dem Wasser ragenden Baumstamm herumkurvt, befürchtet sie schon, dieser könnte sich bewegen und Zähne haben, und sie bekommt

Juckreiz, vor allem unter dem engen Taillebündchen ihrer Jeans.

»Scheiße!« Mit einer Hand steuert sie, mit der anderen wühlt sie unter den Kleidern und kratzt ihre Haut, wo die Schwellung immer größer wird. »Verdammt! Ach, scheiße, was hat mich denn jetzt wieder gestochen?«

Sie atmet schwer, und Panik steigt in ihr hoch, als sie den Ganghebel in den Leerlauf schaltet, die Luke öffnet, in ihrer Badetasche nach dem Insektenschutzmittel kramt und sich von oben bis unten, sogar unter den Kleidern, einsprüht.

Das ist alles nur Einbildung, sagt Jay immer. Die Schwellungen sind angeblich keine Stiche, sondern ein Ausschlag, weil sie es mit den Nerven hat und halb durchgeknallt ist. *Tja, bevor ich dich kennen gelernt habe, war ich nicht durch geknallt*, antwortet sie ihm dann in Gedanken. *Ich hatte noch nie im*

Leben Ausschläge, niemals, nicht einmal vom Giftefeu. Ein oder zwei Minuten lang lässt Bev sich auf dem Fluss treiben und denkt an das, was sie jetzt tun wird. Sie malt sich Jays Gesicht aus, wenn sie ihm bringt, was er will - und dann sein Gesicht für den Fall, dass sie versagen sollte.

Bev schiebt den Hebel vor, trimmt den Motor und rast mit sechzig Stundenkilometern weiter, viel zu schnell für diesen Teil des Tickfaw und leichtsinnig angesichts ihrer Angst vor dem dunklen Wasser und dem, was sich unter der Oberfläche verbirgt. Sie biegt links ab, drosselt abrupt die Geschwindigkeit, bremst ab und folgt einer Kurve in einen schmalen Bach, wo sie langsam und geräuschlos in einen Sumpf hineingleitet, der nach Tod riecht. Dann holt sie unter der Plane die Flinte heraus und legt sie auf ihren Schoß.

23

Das Sonnenlicht beleuchtet einen Teil von Bentons Gesicht, als er aus dem Fenster startet. Einen langen, angespannten Moment herrscht Schweigen. Die Luft scheint bedrohlich zu schwirren, und Marino reibt sich die Augen.

»Ich kapiere es nicht.« Seine Lippen zittern. »Du könntest frei sein, nach Hause gehen und wieder zu leben anfangen.« Seine Stimme bricht. »Ich dachte, du würdest dich wenigstens dafür bedanken, weil ich mir die Mühe gemacht habe, meinen Arsch hierher zu bewegen, um dir zu sagen, dass Lucy und ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben, dich zurückzuholen ...«

»Indem ihr sie benutzt?« Benton dreht sich um und sieht ihn an. »Indem ihr Kay als Lockvogel nehmt?«

Endlich spricht er ihren Namen aus. Aber er ist so ruhig, als empfände er nichts dabei, und Marino ist erschrocken. Er reibt sich erneut die Augen.

» Lockvogel? Was ... ? «

»Reicht es denn nicht, was der Dreckskerl ihr angetan hat?«, fährt Benton fort. »Er hat schon einmal versucht, sie zu töten.« Er spricht nicht von Jean-Baptiste, sondern von Jay Talley.

»Er kann sie nicht töten, solange er hinter kugelsicherem Glas sitzt und in einem Hochsicherheitsgefängnis am Telefon mit ihr plaudert«, gibt Marino zurück; sie reden weiter von zwei verschiedenen Leuten.

»Du hörst mir nicht zu«, sagt Benton zu ihm.

»Das liegt daran, dass du mir nicht zuhörst«, erwidert Marino kindisch.

Benton schaltet die Klimaanlage ab und schiebt das Fenster hoch. Als die Brise mit kühlen Fingern seine heißen Wangen berührt, schließt er die Augen. Er riecht die zum Leben erwachende Erde. Kurz denkt er daran, wie lebendig er mit ihr zusammen war, und er beginnt innerlich zu bluten, als hätte er die Bluterkrankheit.

»Weiß sie es?«, fragt er.

Marino fährt sich mit der Hand über das Gesicht. »Mein Gott, ich habe es so satt, dass mein Blutdruck in die Höhe schießt, als wäre ich ein bescheuertes Thermometer.«

»Red schon.« Benton drückt die Handflächen gegen den Fensterrahmen und beugt sich in die frische Luft hinaus. Dann dreht er sich um und blickt Marino in die Augen. »Weiß sie es?«

Marino versteht und seufzt auf. »Nein, verdammt, nein. Sie hat keine Ahnung. Und sie wird es nie erfahren, wenn du es ihr nicht selbst erzählst. Ich würde ihr das nicht antun. Und Lucy auch nicht. Kapierst du überhaupt« - ärgerlich steht er auf »dass es Leute gibt, denen sie zu viel bedeutet, um ihr so wehzutun? Stell dir nur vor, wie sie sich fühlen würde, wenn ihr klar wäre, dass du noch lebst und dich einen Scheiß für sie interessierst.« Zitternd vor Trauer und Wut geht er zur Tür. »Ich dachte, du würdest mir dankbar sein.«

»Ich bin dir dankbar, weil ich weiß, dass du es gut meinst.« Benton folgt ihm. Seine Ruhe wirkt unheimlich. »Und ich weiß auch,

dass du es nicht verstehst, aber irgendwann wirst du es nachvollziehen können. Lebe wohl, Pete. Ich will dich nie wieder sehen oder von dir hören. Bitte, nimm es nicht persönlich.«

Marino packt den Türknauf so heftig, dass er ihn fast aus dem Holz reißt. »Schön, dich endgültig los zu sein. Fick dich ins Knie. Aber nimm es bitte nicht persönlich.«

Sie stehen einander gegenüber, als wollten sie sich zum Duell herausfordern. Aber keiner macht den ersten Schritt oder wünscht sich wirklich, dass der andere aus seinem Leben verschwindet. Bentons haselnussbraune Augen sind ausdruckslos, so als hätte sich der Mensch, der sich dahinter befindet, in Luft aufgelöst. Marinos Puls hämmert panisch, da ihm klar wird, dass der Benton, den er kannte, fort ist und dass nichts ihn zurückholen kann.

Außerdem wird Marino Lucy alles erklären müssen. Er ist offenbar gezwungen, sich damit abzufinden, dass der Traum, Benton zu retten und ihn Scarpetta wiederzugeben, für immer ein Traum bleiben wird. Ein Luftschloss.

»Ich kapiere es nicht!«, brüllt Marino.

Benton legt den Zeigefinger an die Lippen. »Bitte, geh jetzt, Pete«, sagt er leise. »Du brauchst es nicht zu kapieren.«

Auf dem schlecht beleuchteten muffigen Treppenabsatz, dicht vor der Tür von Wohnung 46, bleibt Marino stehen. »Okay.« Er tastet nach seinen Zigaretten und lässt einige auf den schmutzigen Betonboden fallen. »Okay ...« Er will noch »Benton« hinzufügen, bremst sich aber und geht in die Hocke, um die Zigaretten aufzusammeln; in seiner Ungeschicklichkeit zerbricht er zwei.

Dann wischt er sich mit dem Rücken seiner großen Hand die Augen ab, während Benton aus der Wohnungstür auf ihn herunterschaut und ihn beobachtet, ohne ihm anzubieten, ihm beim Aufheben zu helfen; er schafft es nicht, sich von der Stelle zu rühren.

»Pass auf dich auf, Pete«, sagt Benton, der Meister der Tarnung und Selbstbeherrschung, in ruhigem, vernünftigem Ton.

Marino blickt mit blutunterlaufenen Augen aus seiner Kauerstellung auf dem Treppenabsatz hoch. Die Naht im Schritt seiner zerknitterten Khakihose ist ein Stück aufgerissen, sodass die weiße Unterhose hervorlugt.

»Begreifst du denn nicht, dass du zurückkommen kannst?«, platzt er heraus.

»Dir ist anscheinend nicht klar, dass es nichts mehr gibt, zu dem ich zurückkommen kann«, erwidert Benton so leise, dass es fast nicht zu verstehen ist. »Ich will nicht *zurück* kommen. Und jetzt verschwinde aus meinem Leben, zum Teufel, und lass mich in Ruhe.«

Er knallt die Wohnungstür zu und legt den Riegel vor. Drinnen sackt er auf dem Sofa zusammen und schlägt die Hände vors Gesicht, während Marinos beharrliches Klopfen sich in ein heftiges Gepolter und Tritte gegen die Tür verwandelt.

»Ja, schon gut, viel Spaß mit deinem tollen Leben, Arschloch!«, dringt seine Stimme gedämpft herein. »Ich wusste schon immer, dass du eiskalt bist und dich einen Scheißdreck für andere Menschen interessierst, auch nicht für *sie*, du verdammter Psychokrüppel!«

Poltern und Treten verstummen abrupt.

Benton hält den Atem an und spitzt die Ohren. Die plötzliche Stille ist schlimmer, als es ein Wutanfall je sein könnte. Pete Marinos Schweigen ist eine Verurteilung und endgültig. Die schweren Schritte seines Freundes stapfen die Treppe hinunter.

»Ich bin tot«, murmelt Benton in seine Hände und krümmt sich auf dem Sofa zusammen. »Ganz gleich, was passiert, ich bin tot. Ich bin Tom. Tom Haviland. Tom Speck Haviland ...« Seine Brust hebt und senkt sich, und sein Herz scheint aus dem Takt geraten zu sein. »Geboren in Greenwich, Connecticut ...«

Er steht auf, ergriffen von einer Niedergeschlagenheit, die das Zimmer dunkel werden lässt und die Luft so dickflüssig macht wie Öl. Der Geruch von Marinos Zigaretten hängt noch im Raum, steigt ihm in die Nase und durchfährt ihn wie die Klinge eines Schwerts. Er geht ans Fenster,

stellt sich seitlich daneben, damit er von unten nicht zu sehen ist, und beobachtet, wie Pete Marino langsam durch das Spiel von Schatten und getüpfelten Sonnenstrahlen über das holperige Kopfsteinpflaster davongeht.

Marino bleibt stehen, um sich eine Lucky Strike anzuzünden, dreht sich um und starrt auf das schäbige Gebäude, in dem Benton wohnt, bis er die Wohnung 46 gefunden hat. Billige, durchsichtige Vorhänge blähen sich im Wind und wehen aus dem offenen Fenster wie entschwebende Seelen.

24

In Polen ist es kurz nach Mitternacht.

Lucy fährt an Kolonnen russischer Armeelaster aus dem Zweiten Weltkrieg vorbei und saust durch kilometerlange gekachelte Tunnels und die von Bäumen gesäumte E28 entlang. Ständig muss sie an die rote Meldung denken und daran, wie leicht es für sie war, mit einer Computerdatei die Strafverfolgungsbehörden auf der ganzen Welt in Alarmbereitschaft zu versetzen. Natürlich entspricht die Information der Wahrheit. Rocco Caggiano ist ein Verbrecher. Das weiß Lucy schon jahrelang. Aber erst seit kurzem, seit sie Beweise für die Beteiligung an zumindest einigen seiner Straftaten hat, haben sie und andere betroffene Parteien etwas gegen ihn in der Hand und können mehr tun, als ihn nur zu hassen.

Ein einziges Telefonat.

Lucy hat die Zentrale der Interpol in Washington angerufen, ihren Namen genannt - ihren richtigen natürlich - und ein kurzes Gespräch mit einem Verbindungsoffizier der U.S. Marshals namens McCord geführt. Der nächste Schritt bestand darin, die Datenbank von Interpol daraufhin zu untersuchen, ob Caggiano dort bekannt ist. Er war es nicht, nicht einmal als grüne Meldung, die nur bedeutet, dass eine Person die Aufmerksamkeit von Interpol geweckt hat und unter Beobachtung gestellt sowie beim Grenzübertritt und bei der Benutzung internationaler Flughäfen besonders gründlich überprüft und abgetastet wird.

Rocco Caggiano ist Mitte dreißig. Er ist noch nie verhaftet worden und hat - allem Anschein nach als schmieriger Rechtsverdrehher, der aus dem Unglück anderer Kapital schlägt - ein Vermögen verdient. Allerdings

verdankt er den beträchtlichen Wohlstand und die Macht seinen tatsächlichen Mandanten, den Chandonnes, auch wenn die Bezeichnung »Mandanten« in diesem Zusammenhang irreführend ist. Er ist ihr Leibeigener, genießt ihren Schutz, wird von ihnen luxuriös ausgehalten und hängt von ihrer Gnade ab, wenn er am Leben bleiben will.

»Überprüfen Sie einen Mord aus dem Jahr 1997«, hat Lucy McCord mitgeteilt. »Am Neujahrstag in Sizilien. Ein Journalist namens Carlos Guarino. Er wurde in den Kopf geschossen, seine Leiche fand man in einem Entwässerungsgraben. Guarino arbeitete gerade an einem Enthüllungsbericht über die Familie Chandonne - ein ziemlich riskantes Unterfangen - und kam von einem Interview mit einem Anwalt, der Jean- Baptiste Chandonne vertritt...«

»Schon gut. Über diesen Fall weiß ich Bescheid. Der Wolfmann - so nennen sie ihn doch.«»Er war auf dem Titelblatt von *People*, *Time Magazine* und so weiter. Vermutlich kennen alle Wolfmann, den Serienmörder«, erwiderte Lucy. »Guarino wurde wenige Stunden nach seinem Gespräch mit Caggiano ermordet. Als Nächstes war ein Journalist namens Emmanuelle La Fleur dran. Barbizon, Frankreich, am 11. Februar 1997. Er arbeitete für *Le Monde* und war ebenfalls so leichtsinnig, über die Familie Chandonne schreiben zu wollen.«

»Warum dieses Interesse an den Chandonnes, abgesehen davon, dass die armen Leute die Eltern von Jean-Baptiste sind?«

»Organisiertes Verbrechen. Ein riesiges Kartell. Es wurde nie nachgewiesen, dass der Vater es leitet, doch es ist so. Gerüchte waren im Umlauf, und manchmal lassen sich Reporter von möglichen Sensationsstories und

Preisen blenden. Wenige Stunden nachdem La Fleur sich mit Caggiano ein paar Drinks genehmigt hatte, wurde die Leiche des Journalisten in einem Garten unweit des früheren Chateau des Malers Jean Francois Millet gefunden. Den brauchen Sie übrigens nicht zu suchen, er ist seit mehr als hundert Jahren tot.«

Lucy wollte nicht sarkastisch sein. Sie ging nur nicht davon aus, dass der Name Millet allgemein bekannt ist, und wollte verhindern, dass der Künstler auf die Liste von Interpol geriet.

»La Fleur wurde in den Kopf geschossen. Die 10-Millimeter-Kugel stammte aus derselben Waffe, mit der auch Guarino ermordet wurde«, erklärte sie.

Und es gab noch weitere Informationen, die aus einem Brief von Jean-Baptiste Chandonne stammten.

»Ich werde Ihnen den Brief sofort mailen«, fuhr Lucy fort, ein Übertragungsweg, an den erst zu denken ist, seit Interpol das Internet benutzt.

Allerdings verfügt das computergestützte Kommunikationsnetzwerk von Interpol über mehr als genug Firewalls, hieroglyphenartige Verschlüsselungen und Hacker-Suchsysteme, um die Sicherheit der übermittelten Nachrichten zu garantieren. Lucy weiß das. Denn als man sich bei Interpol ans Internet anschloss, ist sie vom Generalsekretär persönlich dazu aufgefordert worden, sich hineinzuhacken. Sie hat es nicht geschafft; es ist ihr nicht einmal gelungen, die erste Firewall zu überwinden. Insgeheim ärgert es sie, dass sie versagt hat, aber eigentlich ist sie erleichtert über ihr Scheitern.

Der Generalsekretär rief sie ziemlich amüsiert an, las ihr eine Liste ihrer

Benutzernamen und Passwörter vor und kannte auch den Standort ihres Computers.

»Keine Sorge, Lucy, ich schicke Ihnen nicht die Polizei ins Haus«, witzelte er.

»*Merci beaucoup, Monsieur Hartman*«, erwiderte sie, obwohl der Generalsekretär Amerikaner ist.

Von New York nach London, von dort aus nach Berlin und nun über die Grenze nach Polen. Lucy spürt, dass die Polizei in Alarmbereitschaft versetzt worden ist. Doch keiner der Beamten hat sie ernst genommen oder sich sonst für die junge Amerikanerin interessiert, die in einem gemieteten Mercedes sehr spät durch die kühle Frühlingsnacht fährt. Offenbar hat sie nicht den Eindruck einer Terroristin gemacht, und das ist sie auch nicht. Allerdings hätte sie eine sein können, weshalb es leichtsinnig ist, sie nur wegen ihrer Staatsangehörigkeit, ihrer

Jugend, ihres Äußeren und eines Lächelns, das auf Kommando warm und einnehmend sein kann, nicht für eine Bedrohung zu halten.

Lucy ist viel zu klug, um eine Schusswaffe zu tragen. Falls sie in Schwierigkeiten gerät - nicht mit der Polizei, sondern mit irgendeinem Idioten unterwegs, der meint, sie berauben oder aus anderen Gründen überfallen zu können -, wird der Totschläger genügen. Es war kein Problem, ihn nach Deutschland einzuschmuggeln. Sie hat eine bewährte Methode angewendet, die sie bis jetzt noch nie im Stich gelassen hat, und ihn per Nachtkurier in einem Kulturbeutel voller Haarpflegeutensilien (Lockenstab, Rundbürste, Föhn etc.) verschickt. Das Päckchen wurde in dem billigen Hotel am Flughafen, wo Lucy unter falschem Namen ein Zimmer bestellt und auch bezahlt hatte, abgegeben. Sie fuhr mit dem Mietwagen zum Hotel, parkte in einer Seitenstraße, holte das

Päckchen an der Rezeption ab, brachte das Zimmer ein bisschen in Unordnung und hängte ein BITTE-NICHT-STÖREN-Schild an die Tür. Eine halbe Stunde später saß sie wieder im Auto.

Wenn bei einer Mission schwere Bewaffnung angesagt ist, werden eine Pistole und Ersatzmagazine in ein angeblich verlorenes, schlampig mit dem Klebeband einer Fluggesellschaft zusammengeschnürtes Gepäckstück gesteckt und von einem von Lucys Mitarbeitern in der entsprechenden Verkleidung an der Hotelrezeption abgeliefert. Lucy hat viele Mitarbeiter. Die meisten sind ihr nie begegnet und wissen nicht, wer sie ist. Nur ihr engstes Team kennt sie. Sie kann sich auf sie verlassen und umgekehrt. Das genügt.

Sie nimmt das internationale Mobiltelefon vom Schoß und drückt auf Wiederwahl.

»Ich bin unterwegs«, verkündet sie, als sich Rudy Musil meldet. »Noch eine Stunde und fünfzehn Minuten, wenn ich nicht so rase.«

»Tu es nicht.« Im Hintergrund plärrt ein Fernseher.

Lucy wirft einen Blick auf den Tacho, wo die Nadel gerade 120 Stundenkilometer überschreitet. Auch wenn sie das Risiko liebt, ist sie nie leichtsinnig. Und sie hat nicht die Absicht, sich mit der Polizei anzulegen, als sie sich der bedeutendsten, aber leidgeprüften Hafenstadt Polens nähert. Amerikaner werden in Stettin nur selten gesehen. Was sollten sie auch dort wollen? Sicherlich nicht die Sehenswürdigkeiten betrachten, außer vielleicht den nahe gelegenen Konzentrationslagern einen Besuch abstat-ten. Jahrelang fangen die Deutschen nun schon ausländische Schiffe mit Kurs auf den Hafen von Stettin ab und beeinträchtigen so

Tag für Tag das Geschäftsleben in der Stadt, sodass das einstige Juwel der Architektur, Kultur und Kunst zunehmend Opfer von Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrise wird.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in dem Hitler versuchte, Polen von der Landkarte zu bomben und seine Bevölkerung auszulöschen, wurde nur wenig getan, um Stettin den alten Glanz wiederzugeben. Es ist nahezu unmöglich, hier seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Nur wenige Menschen wissen, wie es ist, in einem hübschen Haus zu wohnen, ein ordentliches Auto zu fahren, schöne Kleider zu tragen, Bücher zu kaufen oder Urlaub zu machen. Es heißt, dass in Polen nur die Mitglieder der Russenmafia und der Verbrecherkartelle über Geld verfügen. Und mit wenigen Ausnahmen trifft das auch zu.

Ständig beobachtet Lucy die Straße. Ihr Lächeln verschwindet, und ihr Blick wird argwöhnisch.

»Heckscheinwerfer voraus; das gefällt mir nicht«, sagt sie ins Mobiltelefon. »Der Wagen wird langsamer.« Sie nimmt den Fuß vom Gas. »Jetzt stoppt er mitten auf der gotterdammten Straße. Keine gute Stelle zum Anhalten.«

»Bleib nicht stehen. Fahr drum herum«, erwidert Rudy.

»Eine Limousine, die eine Panne hat. Komisch, hier eine amerikanische Limousine zu sehen.«

Lucy umrundet den weißen Lincoln mit Langchassis. Der Fahrer und ein Beifahrer steigen aus, und sie muss dem Bedürfnis widerstehen, anzuhalten und zu helfen.

»Mist«, murmelt sie ärgerlich.

»Daran darfst du nicht einmal denken«, warnt Rudy, der Lucys überentwickelte Risikobereitschaft und ihren Drang, die Welt zu retten, nur zu gut kennt.

Als sie aufs Gas tritt, versinken die Limousine und ihre Insassen hinter ihr in der undurchdringlichen Dunkelheit.

»Um diese Uhrzeit ist die Rezeption nicht besetzt. Weißt du, wo du hinmusst?«, vergewissert sich Rudy. Fehler kommen nicht in Frage. Sie darf auf keinen Fall gesehen werden.

Immer wieder wirft Lucy einen Blick in den Rückspiegel, voller Sorge, die Limousine könnte sie einholen und sich als Bedrohung entpuppen. Ihr Magen krampft sich zusammen. Was ist, wenn diese Leute wirklich Hilfe brauchten? Sie hat sie in der Dunkelheit

allein auf der dunklen E28 zurückgelassen, wo es keine Möglichkeit gibt, rechts ranzufahren. Wahrscheinlich wird ein Lastwagen sie überrollen.

Kurz überlegt sie, ob sie schnell zur nächsten Ausfahrt fahren und umkehren soll. Das tut sie auch für verirrte Hunde und für Schildkröten, die Highways und Straßen überqueren. Sie bremst immer für Marmeltiere und Eichhörnchen und läuft nach draußen, um nach den Vögeln zu sehen, die gegen ihre Fensterscheiben fliegen. Doch mit Menschen ist es eine andere Sache. Sie darf das Risiko nicht eingehen.

»Du kannst das Radisson nicht übersehen«, sagt Rudy. »Park nur nicht auf der Fläche für die Busse. Das hat man dort nämlich nicht gern.«

Das ist ein Scherz. Dass Lucy nicht am Radisson parken wird, versteht sich von selbst.

25

In Delray Beach, Florida, ist es um sechs Uhr abends noch heiß. Kay Scarpetta wendet sich vom Küchenfenster ab und beschließt, ein weiteres Stündchen zu arbeiten, bevor sie sich nach draußen wagt.

Inzwischen ist sie Expertin darin geworden, Licht und Schatten zu beurteilen und sie wissenschaftlich zu bewerten, ehe sie das Haus verlässt, um nach ihren Obstbäumen zu sehen oder einen Strandspaziergang zu machen. Das Treffen verhältnismäßig sinnloser Entscheidungen auf der Basis von Analyse und Berechnungen des Weges der Sonne über den Himmel gibt ihr das Gefühl, dass sie ihr Leben noch einigermaßen im Griff hat.

Ihr zweigeschossiges, gelb verputztes Haus ist für ihre Verhältnisse recht bescheiden, nichts weiter als eine alte Falle mit wackeligen weißen Geländern, angeschlagenen Strom- und Wasserleitungen und Klimaanlage, die es offenbar auf sie abgesehen hat. Hin und wieder fallen in der Nische hinter dem Elektroherd Kacheln herunter, und gestern ist der Kaltwasserhahn der Badewanne aus der Wand gebrochen. Aus reinem Überlebenswillen hat Scarpetta einige Heimwerkerbücher gelesen und schafft es dadurch, zu verhindern, dass ihr das Haus über dem Kopf zusammenstürzt. Dabei versucht sie, nicht daran zu denken, wie es damals war, als sie Hunderte von Kilometern nach Süden und weit weg von ihrer ehemaligen Karriere gezogen ist, eine knappe Autostunde nach Norden entfernt von ihrer Geburtsstadt Miami. Die Vergangenheit ist tot, und der Tod ist nichts weiter als ein Stadium

der Existenz. So lautet ihre Devise. Die meiste Zeit glaubt sie es auch.

Das irdische Leben ist eine Gelegenheit, sich in Richtung höherer Sphären zu entwickeln. Danach bewegen sich die Menschen weiter oder überschreiten die Grenze zum Jenseits. Scarpetta hat dieses Konzept zwar nicht selbst erfunden, gehört aber zu den Leuten, die Dinge, welche nicht auf den ersten Blick augenscheinlich sind, nicht hinnehmen, ohne sie zu hinterfragen. Nach einigen Überlegungen ist sie in Sachen Ewigkeit zu einem schlichten Ergebnis gekommen: Weder Gute noch Böse hören auf zu sein; das Leben ist Energie, und Energie kann man nicht schaffen oder zerstören. Sie wird wiederverwertet. Und deshalb ist es durchaus möglich, dass Menschen, die reinen Herzens sind, ebenso wie auch die wahrhaft Bösen schon früher einmal hier waren und zurückkommen werden. Scarpetta glaubt nicht an Himmel und Hölle, und

sie geht nicht mehr in die Kirche, nicht einmal an religiösen Feiertagen.

»Was ist mit deinem katholischen Schuldkomplex passiert?«, hat Lucy sie vor ein paar Jahren an Weihnachten gefragt, als sie gerade einen ziemlich starken Eierpunsch mischten und ein Kirchengang nicht eingeplant war.

»Ich kann mich nicht an etwas beteiligen, an das ich nicht mehr glaube«, erwiderte Scarpetta und griff nach dem frisch gemahlenen Muskat. »Insbesondere dann nicht, wenn ich damit sogar auf Kriegsfuß stehe, was noch schlimmer ist, als völlig vom Glauben abgefallen zu sein.«

»Die Frage ist, was du mit >damit< meinst. Sprichst du vom Katholizismus oder von Gott?«

»Von Politik und Macht. Ihnen haftet ein unverkennbarer Gestank an, ungefähr so wie dem Inneren der Kühlkammer im Leichenschauhaus. Ich kann mit geschlossenen Augen sagen, was ich vor mir habe: nichts Lebendiges.«

»Danke für die Ausführungen«, entgegnete Lucy. »Vielleicht genehmige ich mir lieber einen Rum auf Eis. Auf rohe Eier habe ich plötzlich keinen Appetit mehr.«

»Du bist ja überhaupt kein bisschen zimperlich.« Scarpetta schenkte Lucy ein Glas Eierpunsch ein und streute eine Prise Muskat darüber. »Trink aus, bevor Marino kommt, sonst bleibt für uns nichts mehr übrig.«

Lucy schmunzelte. Ihr wird nur übel, wenn sie in der Damentoilette jemanden beim Windelwechseln überrascht. Für Lucy ist dieser Gestank schlimmer als der einer

verwesenden, von Schmeißfliegen umschwirten Leiche, ein grausiger Anblick, der ihr dank der ungewöhnlichen Berufe, die sie und ihre Tante ausüben, schon oft genug vergönnt war.

»Heißt das, du glaubst nicht mehr an die Ewigkeit?«, fragte Lucy herausfordernd.

»Ich glaube mehr denn je daran.«

Den Großteil ihres Lebens hat Scarpetta die Toten zum Sprechen gebracht; allerdings stets in der lautlosen Sprache der Verletzungen, Rückstände, Krankheiten und Indizien, die sich durch medizinische Kenntnisse, wissenschaftliche Methoden, Erfahrung und eine ans Intuitive grenzende Kombinationsfähigkeit - ein Talent, das man weder erlernen noch jemandem beibringen kann - deuten lassen. Inzwischen geht Scarpetta davon aus, dass die Toten weiter existieren und sich in das Leben ihrer noch auf Erden

weilenden Freunde und Feinde einmischen. Diese Überzeugung hält sie vor ihren Widersachern geheim und verliert auch in ihren Vorträgen und Zeitschriftenartikeln oder vor Gericht niemals ein Wort darüber.

»Ich habe Wahrsager im Fernsehen von Leuten erzählen hören, die gestorben und in die andere Welt hinübergegangen sind - ich glaube, so war der Ausdruck«, stellte Lucy fest und trank einen Schluck Eierpunsch. »Ich weiß nicht, das klingt doch recht interessant. Je älter ich werde, desto unsicherer erscheinen mir die meisten Dinge.«

»Dein fortgeschrittener Alterungsprozess ist mir nicht entgangen«, gab Scarpetta zurück. »Wenn du dreißig bist, bekommst du wahrscheinlich Visionen oder siehst Auras. Wir können nur hoffen, dass du nicht auch noch Arthritis kriegst.«

Dieses Gespräch fand in Scarpettas ehemaligem Zuhause in Richmond statt, einer steinernen Festung, die sie mit Liebe und unter Missachtung jeglichen vernünftigen Umgangs mit Geld geplant hatte. Sie hatte keine Kosten gescheut und auf alten Hölzern, frei liegenden Balken, massiven Türen, verputzten Wänden und einer Küche und einem Büro bestanden, die genau ihrer Herangehensweise an anfallende Aufgaben entsprachen, sei es gebeugt über ein Mikroskop oder an einem Vi-king-Gasherd stehend.

Ihr Leben war schön. Und dann war plötzlich Schluss damit, und es würde auch nie mehr so werden wie früher. So vieles ist unwiederbringlich zerstört und verloren. Vor drei Jahren war Scarpetta auf dem Weg ins Unglück schon ein gutes Stück vorangekommen. Sie war als Vorsitzende des Verbandes amerikanischer Leichenbeschauer zurückgetreten. Der Gouverneur von Virginia war

im Begriff, ihr zu kündigen. Und eines Tages hat sie dann die Wände ihres Büros von den unzähligen Empfehlungsschreiben, Urkunden und Zeugnissen befreit, die nun irgendwo in Pappkartons verpackt sind. Die Scarpetta vor dem Zusammenbruch war völlig - wenn nicht gar bis hin zur Unbeweglichkeit - kopfgesteuert und sich ihrer Fachkompetenz, ihrer Aufrichtigkeit und ihres analytischen Spürsinns voll bewusst. In der Welt der Strafverfolgung und in Justizkreisen war sie eine Legende und wirkte auf einige Menschen unnahbar und kalt. Inzwischen hat sie keine Mitarbeiter mehr bis auf ihre Sekretärin Rose, die ihr nach Florida gefolgt ist, und zwar unter dem Vorwand, es wäre doch nett, sich in der Nähe von West Palm Beach »zur Ruhe zu setzen«.

Scarpetta kann Benton Wesleys Tod nicht verwinden. Sie hat es versucht. Einige Male ist sie mit wirklich interessanten Männern ausgegangen, doch sie ist stets

zusammengezuckt, wenn diese sie anfassen wollten. Eine einfache Berührung von jemandem, der nicht Benton ist, und schon fällt ihr wieder alles ein. Dann steht ihr das letzte Bild von ihm, verbrannt und verstümmelt, vor Augen. Sie bereut immer noch - und dann wieder nicht -, dass sie seinen Autopsiebericht gelesen hat. Und sie bedauert - und dann wieder nicht -, seine Asche berührt und sie verstreut zu haben. Es war sehr wichtig zu spüren, das sagt sie sich zumindest ständig, wenn sie sich daran erinnert, wie sich seine seidigen, klumpigen Überreste angefühlt haben. Dann denkt sie daran, dass sie ihn der reinen Luft und dem Meer zurückgegeben hat, die er so liebte.

Scarpetta verlässt die Küche, in der Hand dieselbe Kaffeetasse, deren Inhalt sie seit Mittag schon mindestens vier Mal in der Mikrowelle aufgewärmt hat.

»Dr. Scarpetta, kann ich Ihnen etwas bringen?«, ruft Rose aus dem Gästezimmer, das ihr als Büro dient.

»Nichts, was mir etwas helfen würde«, erwidert Scarpetta, halb im Scherz, in die Richtung, aus der Roses Stimme kommt.

»Unsinn.« Das ist die Lieblingsantwort ihrer Sekretärin. »Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Sie noch viel beschäftigter sein würden, wenn Sie sich selbstständig machen, falls das überhaupt geht. Außerdem abgearbeiteter und erschöpfter.«

»Und was habe ich Ihnen zum Thema Ruhestand erzählt?«

Rose blickt von dem Autopsiebericht auf, den sie gerade auf dem Computerbildschirm Korrektur liest, schaltet in die Spalte mit der Überschrift *Gehirn*, tippt *1.200 Gramm*,

innerhalb der Norm ein und verbessert einen Schreibfehler.

Krallen klappern über den Holzboden wie ein Morsecode, als Scarpettas Bulldogge Stimmen hört, träge hereintrottet, stehen bleibt, sich noch ein paar Schritte nähert und sich setzt.

»Komm her, Billy-Billy«, lockt Scarpetta zärtlich.

Er sieht sie aus Triefaugen an.

»Sein Name ist Billy«, erinnert Rose sie, obwohl das zwecklos ist. »Wenn Sie ihn weiter Billy-Billy nennen, wird er glauben, dass er mit einem Echo lebt oder an einer Persönlichkeitsspaltung leidet.«

»Komm her, Billy-Billy.«

Er steht auf. *Klick-Klick.*

Rose trägt einen pfirsichfarbenen Hosenanzug. Er ist aus Wolle wie alle Hosenanzüge, die Rose besitzt. Das Haus steht am Strand. Obwohl es glühend heiß und schwül ist, findet Rose nichts dabei, in Rock und langärmeliger Bluse nach draußen zu gehen, den Hibiskus zu gießen, auf eine Leiter zu steigen, um Bananen und Limetten zu pflücken, oder Babyfrösche vor dem Ertrinken im Wasserfilter des Pools zu retten. Es ist ein Wunder, dass die Motten noch nicht jedes von Roses Kleidungsstücken aufgefressen haben. Doch sie ist eine stolze Frau, die ihre empfindsame, sanfte Art hinter einem förmlichen Auftreten verbirgt. Aus Achtung vor sich selbst und vor ihrer Arbeitgeberin nimmt sie sich jeden Morgen die Zeit, dafür zu sorgen, dass die Kleidung für diesen Tag sauber und gebügelt ist.

Insgeheim scheint sie sogar stolz darauf zu sein, dass sie die Mode vergangener Tage pflegt. Einige ihrer Hosenanzüge sind so alt,

dass sie sie bereits trug, als sie vor mehr als zehn Jahren bei Scarpetta anfang. Auch ihre Frisur hat Rose seitdem nicht geändert, fasst ihr Haar zu einem akkuraten französischen Zopf zusammen und weigert sich, die grauen Strähnen zu überfärben. Ein Haus hängt vor allem von einer guten Bauweise ab, und ihr Knochenbau ist ausgezeichnet. Sie ist siebenundsechzig, und die Männer finden sie noch immer attraktiv, doch seit dem Tod ihres Mannes ist sie mit niemandem mehr ausgegangen. Der einzige Mann, mit dem Scarpetta sie je beim Flirten ertappt hat, ist Pete Marino, aber sie meint es nicht ernst, und das weiß er auch. Allerdings necken sich die beiden schon, seit Scarpetta zur Chefpathologin von Virginia ernannt wurde, was ihr inzwischen vorkommt wie in einem anderen Leben.

Keuchend taucht Billy neben ihrem Schreibtisch auf. Er ist ein knappes Jahr alt und weiß mit einem großen braunen Fleck

auf dem Rücken. Sein Unterkiefer erinnert Scarpetta an eine Egge. Er sitzt zu ihren Füßen und schaut sie an.

»Ich habe kein...«

»Sprechen Sie das Wort nicht aus!«, ruft Rose.

»Das hatte ich auch nicht vor. Ich wollte es buchstabieren.«

»Er kann inzwischen rechtschreiben.«

Wenn es um die Wörter »Tschüss« und »Leckerchen« geht, kennt Billy keine Sprachbarrieren. Er erkennt auch die Vokabeln »Nein« und »Sitz«, tut aber so, als verstünde er sie nicht. Sturheit ist eben das Vorrecht seiner Rasse.

»Wehe, wenn du wieder etwas zerkaut hast«, warnt Scarpetta.

Im letzten Monat hat Billy sich angewöhnt, an den Türrahmen und unten an den Sockeln, vor allem in Scarpettas Schlafzimmer, das Holz zu zerkauen und abzureißen.

»Das ist nicht dein Haus, und ich muss die ganzen Reparaturen bezahlen, wenn ich ausziehe.« Sie droht ihm mit dem Finger. »Es wäre schlimmer, wenn es Ihr Haus wäre«, stellt Rose fest, während der Hund Scarpetta weiter anstarrt und mit dem Schwanz wedelt, der aussieht wie ein Croissant.

Rose nimmt einen dünnen Briefstapel vom Schreibtisch und reicht ihn ihrer Arbeitgeberin.

»Um die Rechnungen habe ich mich schon gekümmert. Es sind ein paar Privatbriefe dabei. Und das da ist von Lucy.«

Sie weist Scarpetta auf einen großen braunen Umschlag hin. Ihr Name und ihre

Adresse sind ordentlich mit Markierstift daraufgeschrieben. Die Absenderadresse, Lucys Büro in New York, steht ebenfalls mit Markierstift darauf. Der Umschlag ist - in großen Buchstaben und zwei Mal unterstrichen - mit »Persönlich« beschriftet. Das Begutachten von Poststempeln ist etwas, das Scarpetta sich einfach nicht abgewöhnen kann, und diesen hier findet sie sehr seltsam.

»Das ist nicht die Postleitzahl ihres Stadtteils«, stellt Scarpetta fest. »Lucy schickt ihre Post normalerweise vom Büro ab. Sonst gibt sie Briefe an mich immer in die Expresspost. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie mir je etwas mit der gewöhnlichen Post geschickt hätte. Jedenfalls nicht seit ihrer Collegezeit.«

Das scheint Rose nicht zu bekümmern. »Alberne Gleichförmigkeit ist ein Steckenpferd von Kleingeistern«, zitiert sie Ralph Waldo Emerson. Das ist ihr Lieblingszitat.

Rose schüttelt den Umschlag. »Klingt nicht, als ob etwas Gefährliches darin wäre«, witzelt sie. »Wenn Sie gleich wieder einen Paranoiaanfall kriegen, mache ich ihn für Sie auf. Aber es steht *Persönlich* drauf...«

»Schon gut.« Scarpetta nimmt den Umschlag und ihre restliche Post von Rose entgegen.

»Und ein Dr. Lanier aus Baton Rouge hat eine Nachricht hinterlassen.« Rose drückt auf das Tastenfeld und verbessert noch einen Tippfehler. »Es geht um den Fall Charlotte Dard. Er sagt, Sie bekommen den Bericht und die übrigen Unterlagen am Montag. Außerdem klang er ziemlich gestresst. Er wollte *sofort* wissen, was Sie davon halten.«

Sie schenkt ihrer Arbeitgeberin einen Blick, der Scarpetta immer an eine Lehrerin erinnert, die im Begriff ist, einen ahnungslosen Schüler herauszupicken und

in die Mangel zu nehmen. »Ich glaube, mit diesem Fall stimmt etwas nicht; es muss mehr dahinter stecken als eine Überdosis Drogen.«

Scarpetta krault Billys weiche, getupfte Ohren. »Die Todesursache steht nicht genau fest, das ist ziemlich unangenehm. Aber noch schlimmer ist, dass seitdem acht Jahre vergangen sind.«

»Ich verstehe nicht, warum das auf einmal so wichtig sein soll. Als ob sie da unten nicht genug unaufgeklärte Morde und verdächtige Todesfälle hätten. Die entführten Frauen. Mein Gott.«

»Ich weiß auch nicht, aus welchem Grund die Sache plötzlich Priorität hat«, erwidert Scarpetta. »Aber es ist nun einmal so, und ich fühle mich verpflichtet, zu tun, was ich kann.«

»Weil sich sonst niemand die Mühe machen will.«

»Und mir kann man es aufhalsen, was, Billy-Billy?«

»Tja, ich muss Ihnen mal was sagen, Dr. Echo. Meiner Ansicht nach tut sich dort etwas, das der Leichenbeschauer Ihnen lieber verschweigen will.«

»Davor kann ich ihn nur warnen«, entgegnet Scarpetta und geht hinaus.

26

Lucy muss dringend aufs Klo.

Doch es kommt nicht in Frage, sich jetzt auf die Suche nach einer Tankstelle oder einer Raststätte zu machen. Sie jagt den Mercedes auf 160 Stundenkilometer hoch, obwohl Rudy sie vor Geschwindigkeitsübertretungen gewarnt hat. Während sie auf die dunkle Straße starrt, versucht sie mit aller Macht, sich zu konzentrieren und nicht auf ihre Blase zu achten. Die Fahrt scheint doppelt so lang zu dauern wie geplant, aber sie kommt ausgezeichnet voran und trifft fünfunddreißig Minuten zu früh ein. Wieder wählt sie Rudys Mobilfunknummer.

»Im Landeanflug«, meldet sie. »Muss nur die Kiste irgendwo abstellen.«

»Maul halten«, befiehlt Rudy jemandem im Raum, wo laut der Fernseher plärrt. »Ich will es nicht noch einmal sagen müssen.«

27

Am besten erholt sich Rocco Caggiano, wenn er stundenlang in einem Biergarten sitzt und ein großes Bier nach dem anderen trinkt.

Das blassgoldene Gebräu wird in hohen, schmucklosen Gläsern serviert. Rocco bevorzugt den unverfälschten Geschmack eines Hellen und rührt Weizenbiere nicht an. Er hat nie verstanden, warum er zwar in einer Sitzung vier Liter Bier, aber niemals vier Liter Wasser trinken könnte. Vier Liter Wasser würde er nicht einmal im Laufe eines Tages schaffen, vermutlich auch nicht in drei Tagen, und es hat ihn schon immer gewundert, dass er Bier, Wein, Champagner oder Cocktails literweise in sich hineinkippen kann, während er ein Glas Wasser kaum runterkriegt.

Rocco verabscheut Wasser. Vielleicht stimmt es ja, was eine Hellseherin ihm einmal gesagt hat: Er ist in einem früheren Leben ertrunken. Was für eine schreckliche Art zu sterben. Oft denkt er an einen Mörder in England, der eine Ehefrau nach der anderen in der Badewanne ertränkt hat, indem er sie einfach an den Beinen packte und anzog, bis der Kopf unter Wasser geriet und die Opfer nichts weiter tun konnten, als hilflos mit den Armen zu zappeln wie Fische auf dem Trockenen. Diese Vorstellung ließ Caggiano nicht mehr los, als er anfang, seine erste Frau und dann auch seine zweite zu hassen. Allerdings kamen ihn Alimente billiger als der Preis, den er würde zahlen müssen, wenn ein Gerichtsmediziner Blutergüsse oder sonstige Anzeichen von Gewalt feststellte. Doch obwohl Rocco in einem früheren Leben ertrunken ist und das Ertränken für eine gute Mordmethode hält, kann sein Verstand das Rätsel - das rein biologische Phänomen -

nicht lösen, dass er so viel Alkohol konsumieren kann, während er nicht in der Lage ist, auch nur ein einziges Glas Wasser auszutrinken.

Bis jetzt hat es noch niemand geschafft, ihm eine Antwort darauf zu geben, mit der er etwas anfangen kann. Solche Kleinigkeiten haben ihn schon immer gepiesackt wie ein Stachel in der Socke.

»Bestimmt liegt es daran, dass man ständig aufs Klo muss, wenn man Bier trinkt«, führt Caggiano bei fast jedem geselligen Beisammensein das Thema ein. »Durch das Pinkeln schafft man Platz für mehr, richtig?«

»Wenn Sie vier Liter Wasser trinken, laufen Sie auch dauernd aufs Klo«, hat ein holländischer Zollbeamter vor ein paar Monaten widersprochen, als Rocco und ein paar andere Freunde des Chandonne-Kartells es

sich in einem Münchner Biergarten gut gehen ließen.

»Ich hasse Wasser«, erwiderte Rocco.

»Woher wissen Sie dann, dass Sie Wasser genauso schnell rauspinkeln würden wie Bier?«, erkundigte sich der deutsche Kapitän eines Containerschiffes.

»Er weiß es nicht.«

»Richtig. Sie sollten es mal testen, Rocco.«

»Wir trinken Bier, Sie trinken Wasser, und dann schauen wir mal, wer am meisten und am schnellsten pinkelt.«

Lachend stießen die Männer mit ihren Gläsern an und prosteten sich betrunken zu, sodass das Bier über den Holztisch spritzte. Es war ein schöner Tag gewesen. Vor ihrem

Umtrunk im Biergarten waren sie über die Liegewiese für Nacktbader geschlendert, wo ein unbekleideter Mann auf einem Fahrrad an ihnen vorbeiflitzte. Der Holländer rief auf Holländisch, er sollte sich mit der Gangschaltung versehen, während der Schiffskapitän auf Deutsch brüllte, sein Ständer sei aber ziemlich klein. Rocco kreischte auf Englisch, der Mann müsse nicht befürchten, den Schwanz in die Speichen zu kriegen, denn der hänge ja nicht einmal über den Sitz. Der Radfahrer fuhr weiter, ohne auf sie zu achten.

Die Frauen sonnten sich in diesem Park nackt, und es schien sie überhaupt nicht zu kümmern, dass Männer sie anstarrten. Rocco und seine Kumpane wurden immer kühner, umringten eine Frau, die ausgestreckt auf ihrem Handtuch lag, und machten Bemerkungen über die anatomisch interessanten Teile ihres Körpers. Die Frau ignorierte sie einfach, drehte sich auf den

Bauch und las weiter in ihrer Zeitschrift, während die Männer ihren Po begutachteten, als handle es sich um zwei Hügel, die sie besteigen müssten. Roccas hitzige Erregung ließ ihn böseartig werden, und er überschüttete die Frau mit widerwärtigen, anstößigen Beschimpfungen, bis seine Begleiter ihn wegziehen mussten. Besonders aggressiv reagierte Rocco auf die Homosexuellen, die sonst niemanden im Park störten. Seiner Ansicht nach sollten alle Homosexuellen kastriert und hingerichtet werden. Er wäre gern derjenige, der das erledigt, um zu sehen, wie sie sich vor lauter Angst in die Hose pinkeln und scheißen.

»Es ist eine medizinisch bewiesene Tatsache, dass man sich in die Hose pinkelt und schießt, wenn man kaltgemacht werden soll«, verkündete er später im Biergarten.

»Was für eine medizinische Tatsache? Ich dachte immer, Sie wären Anwalt und kein

Arzt.« »Woher wollen Sie das wissen, Rocco? Woher denn? Ziehen Sie ihnen die Hose aus und schauen nach? Könnte ja sein, dass Sie ihnen die Hose runterziehen, um nach Pisse und Scheiße zu suchen.« Lautes Gelächter. »Dann könnten Sie das mit Sicherheit behaupten. Wenn das wirklich stimmt, muss ich Ihnen eine wichtige Frage stellen: Laufen Sie rum und ziehen Leichen die Hosen aus? Ich finde, wir alle haben ein Recht, das zu erfahren. Denn ich möchte wissen, ob Sie mir, wenn ich mal tot bin, auch die Hose ausziehen.«

»Wenn Sie tot sind«, erwiderte Rocco, »kriegen Sie doch gar nichts mehr mit.«

Es ist seltsam, dass Rocco sich an dieses betrunkene Gespräch und an das erinnert, was sein Arzt ihm schon seit Jahren predigt. Rocco leidet wegen Stress, Rauchen und zu viel Alkohol an Gastritis und Reizdarm. *Alle Missstände im Leben werden dem Stress,*

dem Rauchen und dem Trinken angelastet,
gibt Rocco dann stets zurück, wenn er das
Untersuchungszimmer verlässt. Er reicht die
Arztrechnung bei der Krankenversicherung
ein und führt weiter sein selbstzer-
störerisches Leben.

Sein Darm und seine Blase entleeren sich,
als er in einem Sessel in seinem Hotelzim-
mer sitzt und einen entsicherten Colt .380 an
seinem Kopf spürt.

28

Jacks Bootshafen ist eine Ansammlung von Schleppkähnen, Langbooten, Booten zum Barschfang, Prahmen und Motorflitzern, alle vertäut an wackeligen Stegen, wo als Stoßdämpfer alte Autoreifen befestigt sind.

Am schlammigen Ufer liegen einige Pirogues - Cajun-Kanus - und ein verrottetes Motorboot, das keine Wasserskier mehr ziehen wird. Der Parkplatz ist nicht geteert, und an der Tankstelle gibt es zwei Zapfsäulen, eine für Normalbenzin und eine für Diesel. Jack arbeitet von fünf Uhr morgens bis neun Uhr abends in seinem Ein-Zimmer-Büro, wo die Wand mit der abblätternden Farbe mit wild durcheinander hängenden ausgestopften Fischen dekoriert ist. Der Kalender über seinem alten Metallschreibtisch

enthält Hochglanzfotos von metallic lackierten Fischerbooten - den sehr teuren, die bis zu neunzig Stundenkilometern schaffen.

Die Klimaanlage im Fenster und das Chemieklo hinter dem Haus sind Jacks einzige Zugeständnisse an die Errungenschaften der Neuzeit. Doch er hat keine hohen Ansprüche. Er wurde in dieses harte Leben hineingeboren und dazu erzogen, alle Opfer zu bringen, die nötig sind, um hier bleiben zu können, in einer Welt, geprägt vom Wasser, den darin lebenden Tieren und von mit Greisenbart bewachsenen Bäumen.

Es ist nicht weiter ungewöhnlich, dass die Leute, die in seinem kleinen Hafen Station machen und auftanken, auch in die Stadt fahren, um Lebensmittel zu kaufen. Wer ein paar Wochen oder noch länger an den Bayous und Flüssen sein Lager zum Angeln aufschlägt, lässt normalerweise sein Auto und den Bootsanhänger auf dem Parkplatz

stehen. Deshalb fällt Jack der weiße Jeep Cherokee, der zwischen Pick-ups und anderen Geländefahrzeugen in einer entlegenen Ecke des Parkplatzes am Wasser steht, auch nicht weiter auf.

Er kümmert sich um seine eigenen Angelegenheiten, obwohl seine Menschenkenntnis genauso gut entwickelt ist wie sein Geruchssinn. Die Sumpffrau hat von Anfang an starke Signale ausgesendet - und das ist jetzt schon seit zwei Jahren so. Sie wirkt nicht wie jemand, der gern plaudert oder sich persönliche Fragen stellen lässt.

Bev Kiffin öffnet die Luke und holt ihre Badetasche heraus. Sie steht am Heck, lässt den Anker fallen und wirft dann zwei Nylontaue hinauf zum Tankdock, während Jack winkt und rasch auf sie zukommt.»Wenn das nicht die Sumpffrau ist!«, ruft er. »Volltanken?«

Der Hafen ist beleuchtet, und die Insekten schwärmen in dichten Wolken im gelblichen Lampenschein. Jack wirft ihr das Bulin zu.

»Ich lass das Boot für ein paar Stunden hier.« Bev dreht das Tau und schlingt es locker um die Enden der Klampe. Dann schlägt sie die Plane zurück und stellt die leeren Benzinkanister auf den Steg. »Mach sie voll. Was kostet das inzwischen?«

»Einsfünfundachtzig.«

»Mist.« Bev springt auf den Steg. Für eine Frau von ihrer Leibesfülle ist sie ziemlich gelenkig. »Das ist ja Straßenraub.«

Jack lacht. »Ich bin nicht für die Ölpreise verantwortlich.«

Er ist hoch gewachsen, kahlköpfig und so dunkel und stark wie eine Zypresse. Bev hat ihn noch nie ohne seine schweißleckige

orange Harley-Davidson-Kappe und einen Priem Kautabak im Mund gesehen.

»Musst du gleich wieder weg?« Er spuckt aus, wischt sich den Mund mit dem Rücken seiner von Pigmentflecken bedeckten, knotigen Hand ab und hilft ihr mit den Achtertauen.

»Nur zum Laden.«

Bev wühlt in ihrer Badetasche nach dem Schlüssel, der - für den Fall, dass er einmal versehentlich im Wasser landet - an einem kleinen Schwimmer hängt. Ihr Blick schweift über den voll besetzten Parkplatz und bleibt an dem Cherokee hängen.

»Ich glaube, ich werf mal den Motor an, um sicherzugehen, dass die Batterie nicht leer ist.«

»Tja, wenn doch, geb ich dir gern Starthilfe«, meint Jack und reiht die Benzinkanister neben der Zapfsäule auf.

Bev sieht zu, wie er in die Hocke geht und den Zapfhahn in die Kanister steckt, während ihr Geld auf dem Zähler der Zapfsäule verrinnt. Sein Nacken erinnert sie an die Haut eines Alligators, und seine Ellenbogen sind mit dicken Schwielen bedeckt. Obwohl sie mindestens zehn Mal im Jahr, in letzter Zeit sogar öfter, herkommt, hat er keine Ahnung, wer sie ist, und das ist sein Glück. Auf dem Weg zum Geländewagen fragt sie sich plötzlich, ob das Auto wohl auch Benzin braucht. Sie kann sich nicht erinnern, ob sie beim letzten Mal getankt hat.

Bev öffnet die Fahrertür, steigt ein und steckt den Zündschlüssel ins Schloss. Nach drei Startversuchen springt der Motor an, und sie stellt zu ihrer Erleichterung fest, dass

der Tank noch halb voll ist. Falls es zu wenig werden sollte, wird sie zu einer anderen Tankstelle fahren. Nachdem sie die Scheinwerfer angeschaltet hat, legt sie den Rückwärtsgang ein und parkt am Steg. Sie holt das Geld heraus und sortiert mit zusammengekniffenen Augen die Scheine auseinander, während Jack sich die Hände an einem Lappen abwischt. Er wartet darauf, dass sie das Fenster herunterkurbelt.

»Das macht vierundvierzig Dollar und vierzig Cent«, verkündet er. »Ich stelle die Kanister in dein Boot und behalte sie im Auge. Mir ist aufgefallen, dass du deinen Freund dabei hast.« Damit meint er das Gewehr. »Willst du das Ding im Boot lassen? Das würde ich nicht. Und pass auf, wenn du damit auf Alligatoren schießt. Sie werden davon nur wütend.«

Bev kann es nicht fassen, dass sie beinahe weggefahren wäre, ohne das Gewehr

mitzunehmen. Sie kann heute Abend nicht klar denken, und ihr tut das Knie weh.

»Kannst du, bevor du gehst, noch Eis in den Fischtank füllen?«, sagt sie und steigt in das Boot hinunter.

»Wie viel?« Er nimmt das Gewehr, klettert wieder auf den Steg und legt die Waffe vorsichtig auf den Rücksitz des Cherokee.

»Fünfzig Kilo genügen.«

»Hast wohl einen Großeinkauf vor, wenn du so viel Eis brauchst.« Er steckt den Laptop in seine Gesäßtasche.

»Hier draußen wird alles so schnell schlecht.«

»Das macht noch mal zwanzig. Ich gebe dir drei Dollar Rabatt.«

Sie reicht ihm zwei Zehner, ohne sich für den Preisnachlass zu bedanken.

»Um neun bin ich weg.« Er blickt an ihr vorbei ins Innere des zerbeulten Cherokee.
»Wenn du bis dahin nicht zurück bist...«

»Bin ich nicht«, erwidert Bev und legt den Rückwärtsgang ein.

Das ist sie nie, und sie braucht seinen Hinweis nicht.

Er starrt an ihr vorbei auf die Beifahrertür, wo das Fenster geschlossen ist; Kurbel und Türgriff fehlen.

»Weißt du, Mädchen, wenn du mir mal die Schlüssel dalässt, könnte ich das für dich reparieren.«

Bev wirft einen Blick auf die Tür. »Ist nicht so wichtig«, erwidert sie. »Außer mir fährt niemand in diesem Ding.«

29

Oben im Nordflügel des Hauses gibt es ein Gästezimmer mit Meerblick. Vor dem Panoramafenster steht Scarpettas großer Schreibtisch, keine Antiquität oder ein Designerstück, sondern nur ein billiger Computertisch mit passendem Beistelltisch.

Die Bücherregale an den Wänden sind so eng gestellt, dass einige Lichtschalter und Steckdosen dahinter verschwunden und somit unerreichbar sind; also muss Scarpetta sich mit Verlängerungskabeln behelfen. Die Möblierung besteht aus hellem Ahornfurnier, ein trauriger Gegensatz zu den wunderschönen Antiquitäten und Kunstgegenständen, den Orientteppichen, den kostbaren Gläsern und dem Porzellan, das sie während des Großteils ihres Berufslebens gesammelt hat. Scarpettas früheres Leben ist

in einem Lagerhaus in Connecticut untergebracht, dessen Sicherheitsvorkehrungen den Ansprüchen von Museumsstücken genügen. Sie hat ihre Besitztümer nicht mehr angesehen, seit Lucy sich vor über zwei Jahren um die Habe ihrer Tante gekümmert hat. Den Ort hat sie sich deshalb ausgesucht, weil er nahe bei New York liegt, wo sich Lucys Hauptquartier und ihre Wohnung befinden. Scarpetta vermisst die Möbel aus ihrer Vergangenheit nicht. Es ist zwecklos, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Der bloße Gedanke daran lässt sie ermüden, aus Gründen, die sie selbst nicht ganz versteht.

Das Arbeitszimmer in ihrem Haus in Delray hat eine angenehme Größe, auch wenn es nicht annähernd so geräumig und ordentlich ist, wie sie es in Richmond gewöhnt war. Dort hatte sie Schränke voller Hängeordner, jede Menge Platz und einen massiven, nach Maß angefertigten Schreibtisch aus brasilianischem Kirschholz. Ihr

Haus war im modernen italienischen Landhausstil gebaut und Stein auf Stein zusammengesetzt. Die Wände waren antik verputzt, die frei liegenden Balken südafrikanische Eisenbahnschwellen aus schwarzem Jarrahholz, die aus dem neunzehnten Jahrhundert stammten. Das Haus, das Scarpetta sich in Richmond gebaut hatte, war an sich schon wunderschön. Es wurde ein Traum, als sie es in ihrem Versuch, die Vergangenheit auszulöschen, umgestaltet hatte - eine Vergangenheit, in der die Geister von Benton und Jean-Baptiste Chandonne umgehen. Doch es hat nichts genutzt: Die Geister folgten ihr weiter von Zimmer zu Zimmer.

Ihre Weigerung, sich mit dem unerträglichen Verlust abzufinden, löste gemeinsam mit dem beinahe geglückten Mordversuch albtraumhafte Erinnerungsfetzen aus, die sie, unabhängig von der Temperatur im Haus, bis ins Mark erschauern ließen. Jedes Knarzen des alten Holzes und jedes

Geräusch des Windes sorgten dafür, dass sie mit klopfendem Herzen nach der Pistole griff, die sie ständig bei sich trug. Eines Tages dann hat Scarpetta ihr Traumhaus verlassen und ist nie zurückgekehrt, nicht einmal, um ihre Sachen zu holen. Das hat Lucy für sie erledigt. Von einem Menschen, der seine Seele stets gegen eine böse Welt und unfassbaren Schmerz abgeschottet hatte, verwandelte sie sich in eine Nomadin. Wie ein Stein, der über das Wasser hüpfte, verschlug es sie von einem Hotel ins nächste. Sie tätigte ein paar Anrufe, um sich als private Beraterin zu etablieren, und war bald so in die verschlungenen Ketten von Beweisstücken, ermittlerischer Inkompetenz und polizeilicher Nachlässigkeit verstrickt, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als sich wieder ein Haus zu suchen, weil sie schließlich irgendwo Unterkommen musste. Es war nicht länger möglich, auf einem Hotelbett sitzend ihre Fälle zu bearbeiten.

»Zieh nach Süden, weit nach Süden«, meinte Lucy eines Nachmittags leise und liebevoll in Greenwich, Connecticut, wo Scarpetta sich in einem Homestead Inn verkrochen hatte. »Du bist noch nicht bereit für New York, Tante Kay, und du bist ganz eindeutig noch nicht weit genug, um für mich zu arbeiten.«

»Ich würde niemals für dich arbeiten.« Das war Scarpettas Ernst, und sie wandte beschämt den Blick von ihrer Nichte ab.

»Deswegen brauchst du nicht gleich beleidigend zu werden.« Auch Lucy war gekränkt, und schon eine Minute später befanden sie sich mitten in einem heftigen Streit.

»Ich habe dich großgezogen«, stieß Scarpetta, die starr vor Empörung auf dem Bett saß, hervor. »Meine gottverdammte Schwester, die berühmte Kinderbuchautorin, die keinen Dunst hatte, wie man sein eigenes

Kind erzieht, hat mich einfach auf deiner Türschwelle abgesetzt... Nein, das meine ich natürlich andersherum.«

»Freud lässt grüßen! Du hast mich mehr gebraucht als ich dich.«

»Das kann wohl kaum sein. Du warst nämlich ein Ungeheuer. Als du mit zehn in mein Leben gerollt bist wie ein Trojanisches Pferd, war ich dumm genug, dich einparken zu lassen. Und dann? Und dann?« Die große Chefpathologin, die stets logisch denkende Juristin und Medizinerin, geriet ins Stottern, und Tränen liefen über ihr Gesicht. »Du musstest dich natürlich als Genie entpuppen! Als die schrecklichste Göre der Welt...« Scarpettas Stimme zitterte. »Und ich konnte dich nicht abschieben, du grässlicher Balg.« Sie bekommt kaum einen Ton heraus. »Wenn Dorothy dich zurückverlangt hätte, hätte ich das Miststück vor Gericht gezerzt

und ihr ihre Unfähigkeit als Mutter nachgewiesen.«

»Sie war noch nie eine gute Mutter.« Inzwischen weinte auch Lucy. »Ein Miststück? Das ist, als würde man einer Schwerverbrecherin eine Ordnungswidrigkeit vorwerfen. Einer Schwerverbrecherin! Diese Frau hat eine Persönlichkeitsstörung. Wie, zum Teufel, bist du nur an einen Psychokrüppel als Schwester geraten?« Weinend sitzt Lucy neben ihrer Tante auf dem Bett, und ihre Schultern berühren sich.

»Sie ist der Drache, gegen den du immer kämpfst und gegen den du schon dein ganzes Leben gekämpft hast«, sagt Scarpetta. »Eigentlich kämpfst du nur gegen deine Mutter. Aber mir ist sie als Beute zu klein. Sie ist nichts weiter als ein Kaninchen mit scharfen Zähnen, das einem nach den Knöcheln schnappt. Ich vergeude meine Zeit nicht mit Kaninchen. Zeit habe ich nämlich keine.«

»Bitte, zieh nach Süden«, fleht Lucy sie an, erhebt sich vom Bett und steht mit feuchten Augen und roter Nase da. »Vorerst wenigstens. Geh hin, wo du herkommst, und fang noch mal von vorne an.«

»Ich bin zu alt, um noch mal von vorne anzufangen.«

»Schwachsinn!« Lucy lachte auf. »Du bist erst sechsvierzig, und überall drehen sich Männer und Frauen nach dir um. Dir fällt das gar nicht auf. Und dabei bist du ein ganz hübsches Paket.«

Das einzige Mal, dass Scarpetta je als *Paket* bezeichnet wurde, war, als sie in selbst für sie ungewöhnlich großen Schwierigkeiten steckte und von Polizisten in Sonderschichten bewacht werden musste. Im Funk bezeichneten die Beamten sie als *Paket*. Scarpetta war nicht ganz sicher, wie das gemeint war.

Also ist sie nach Süden, nach Delray Beach, gezogen. Zwar nicht direkt zurück zu ihren Wurzeln, aber in die Nähe ihrer Mutter und ihrer Schwester - allerdings im notwendigen Sicherheitsabstand.

In dem Arbeitszimmer in ihrem vom Wetter gebeutelten gemieteten Haus aus den fünfziger Jahren türmen sich Papiere und steife Klemmordner aus Pappe. So viel stapelt sich auf dem Boden, dass Scarpetta sich Mühe geben muss, nicht über ihre Arbeit zu stolpern. Deshalb darf sie nicht geistesabwesend sein, wie sie es gewöhnt ist, wenn sie einen Raum betritt. Die Bücherregale sind voll gestopft. Einige medizinische und juristische Wälzer stehen in zweiter Reihe, während sich ihre wertvollen antiken Bücher, geschützt vor Sonnenlicht und Feuchtigkeit, in dem Raum nebenan befinden, der vermutlich als Kinderzimmer gedacht war.

Während sie in Roses selbst gemachtem Tunfischsalat herumstochert, sieht sie ihre Post durch und benutzt ein Skalpell als Brieföffner. Zuerst öffnet sie den braunen Umschlag, der offenbar von ihrer Nichte, vielleicht auch von einem Mitarbeiter in ihrem Büro ist, und entdeckt darin zu ihrem Erstaunen ein zweites Kuvert. Dieses ist weiß und unbedruckt und handschriftlich an *Madame Kay Scarpetta, LLB - Legum Baccalau-reus* - adressiert.

Scarpetta lässt den braunen Umschlag auf den Tisch fallen, stürmt aus dem Büro und hastet wortlos an Rose vorbei und in die Küche, um Gefrierpapier zu holen.

30

Taxis erinnern Benton an Insekten.

Während seines Exils hat er gewisse Insekten schätzen gelernt. Stabheuschrecken haben eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Zweiglein. Benton schlendert oft gedankenverloren durch Parks und Bürgersteige entlang und sucht geduldig das Gebüsch nach Stabheuschrecken oder sogar einer Gottesanbeterin ab, die ausgesprochen selten und deshalb ein gutes Omen ist. Allerdings hat er noch nie erlebt, dass sich sein Schicksal direkt nach einer Begegnung mit einer Gottesanbeterin zum Positiven gewendet hätte.

Vielleicht wird das ja eines Tages passieren. Marienkäfer bringen Glück. Das weiß jeder. Wenn sich ein Marienkäfer ins

Zimmer verirrt, lockt Benton ihn sanft auf seinen Finger, trägt ihn nach draußen und setzt ihn auf einen Busch, ganz gleich, wie viele Treppen er dazu auch steigen muss.

Innerhalb einer Woche ist es nun schon zehn Mal dazu gekommen, und ihm gefiel die Vorstellung, dass es vielleicht immer dieselbe Marienkäferdame war, die mit ihm flirtete. Benton glaubt, dass jede gute Tat einmal belohnt wird. Außerdem ist er überzeugt davon, dass das Böse irgendwann seine gerechte Strafe erhält. Vor dem Beginn seiner Nichtexistenz hat er mit Scarpetta oft über dieses Thema gestritten. Denn damals hat er noch nicht so gedacht. Sie schon.

Auch wenn wir den Grund der Dinge nicht immer kennen, Benton, bin ich sicher, dass es einen gibt.

Als er auf der dunklen Rückbank eines Taxis nach Süden fährt, hört er Scarpettas

Stimme in einem weit entfernten Gewölbe seines Gehirns.

Wie kannst du das sagen?

Und seine eigene Stimme antwortet:

Weil ich genug gesehen habe, um das behaupten zu können. Welchen Grund kann es dafür geben, dass eine Schwester, eine Tochter, ein Bruder, ein Sohn, ein Elternteil oder ein Lebenspartner vergewaltigt, gefoltert und ermordet wird?

Schweigen. Der Taxifahrer hört Hip-Hop.

»Könnten Sie das bitte leiser machen?«, sagt Benton höflich, diesmal laut.

Oder was ist mit der alten Frau, die vom Blitz erschlagen wurde, weil das Gestell ihres Regenschirms aus Metall war? Scarpetta erwidert nichts.

Okay, und was war mit der Familie, die an Kohlenmonoxyd-Vergiftung starb, weil niemand sie davor gewarnt hat, am offenen Kamin mit Holzkohle zu grillen, insbesondere nicht bei geschlossenen Fenstern? Was könnte das für einen Grund gehabt haben, Kay ?

Er spürt sie, ein Gefühl, das sich hält wie ihr Lieblingsparfüm. Und gibt es einen Grund dafür, dass ich ermordet wurde und für immer aus deinem Leben verschwunden bin?

Das Gespräch hat sich in einen Monolog verwandelt und lässt sich nicht mehr stoppen. Wie hat sie sich das wohl erklärt, was ihm ihres Wissens nach zugestoßen ist?, fragt er sich, überzeugt davon, dass ihr inzwischen gewiss etwas eingefallen ist.

Du rationalisierst, Kay. Du hast vergessen, was wir zum Thema Verdrängung gesagt haben.

Bentons wacher Verstand reist weiter, während er kurz nach Einbruch der Dunkelheit mit dem Taxi nach Manhattan fährt. Der Kofferraum und jeder sonstige verfügbare Platz im Wagen ist mit seinen Siebensachen voll gestopft. Der Fahrer hat keinen Hehl aus seinem Ärger gemacht, als er feststellte, dass der Fahrgast eine beträchtliche Menge Gepäck mit sich führt. Doch Benton war schlau. Er hat das Taxi auf der Straße angehalten, sodass der Fahrer den hohen Gepäckhaufen auf dem dunklen Gehweg erst gesehen hat, als ihm nichts anderes mehr übrig blieb, als entweder davonzurasen oder den lukrativen Fahrauftrag nach New York anzunehmen.

Der Fahrer heißt Robert Leary. Er ist ein weißer Mann mit braunem Haar und

braunen Augen, schätzungsweise eins vierundsiebzig groß und neunzig Kilo schwer. Diese Informationen und noch weitere, einschließlich der Registriernummer auf dem Ausweis mit Foto, der am Sonnenschutz klemmt, werden in ein nachfüllbares brieftaschengroßes Notizbuch eingetragen, das Benton auf Schritt und Tritt begleitet. In seinem Hotelzimmer angekommen, wird er wie immer die Daten in seinen Laptop übertragen. Seit seinem Eintritt in das Zeugenschutzprogramm hat Benton jede Unternehmung, jeden aufgesuchten Ort und jeden Menschen, dem er begegnet - vor allem, wenn es mehr als einmal war -, notiert, und er schreibt sogar auf, wie das Wetter ist, ob er trainiert hat und was es zu essen gab.

Robert Leary hat schon öfter versucht, ein Gespräch anzuknüpfen, aber Benton starrt nur wortlos aus dem Fenster. Der Fahrer hat natürlich keine Ahnung, dass der Mann mit dem gebräunten, markanten, bärtigen

Gesicht und dem rasierten Schädel sich schweigend Argumente zurechtlegt, taktische Anforderungen durchgeht und alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aus sämtlichen vorstellbaren Blickwinkeln beleuchtet. Zweifellos findet der Taxifahrer, er habe Pech gehabt und einen komischen Kauz aufgegebelt, den es - nach seinem schäbigen Gepäck zu urteilen - vermutlich ziemlich schlimm erwischt hat.

»Sind Sie sicher, dass Sie die Fahrt bezahlen können?«, fragt er, inzwischen ziemlich fordernd, nun schon zum dritten Mal. »Sie wissen ja, dass es nicht billig wird, abhängig davon, welchen Weg ich nehme, vom Verkehr und davon, welche Straßen in der Stadt gesperrt sind. Heutzutage kann man nie sagen, welche Straßen die Cops sperren. Sicherheit. Das wird inzwischen groß geschrieben. Ich persönlich bin ja kein Fan von Maschinengewehren und Typen in Tarnuniform.«

»Ich kann bezahlen«, erwidert Benton.

Die Scheinwerfer überholender Autos strahlen ins Fenster und erleuchten kurz sein ernstes Gesicht. Eines steht für Benton fest: Jean-Baptiste Chandonnes Mordversuch an Scarpetta hatte keinen Sinn und keine Bedeutung, abgesehen von der bemerkenswerten Tatsache, dass sie ihren Verstand benutzt und überlebt hat. Gott sei Dank, Gott sei Dank. Auch andere Bemühungen, ihr den Garaus zu machen, haben keine weitere Bedeutung als das Wunder, dass sie ebenfalls gescheitert sind. Benton ist mit den Einzelheiten gut vertraut. Vielleicht weiß er nicht alles, aber das, was er aus den Nachrichten hat, genügt ihm.

Jeder der Beteiligten an seinem Plan ist entweder am Rande oder unmittelbar in das Netzwerk des Bösen verstrickt, das die Chandonnes so kunstvoll geknüpft haben. Benton ist genau darüber im Bilde, was den

Chandonnes Macht gibt und was ihnen die Kraft raubt. Er kennt die Verbindungsstücke, ohne die die Kanäle zwischen den Drohnen und der Führungsebene nicht funktionieren. Das Problem zu lösen war bis jetzt so kompliziert, dass noch niemand dahinter gekommen ist. Allerdings hatte Benton sechs Jahre Zeit, sich ungestört damit zu beschäftigen.

Die Antwort liegt, wie er herausgefunden hat, auf der Hand: Man muss die Drähte präzise durchschneiden, die Isolierung entfernen, die Verbindung kappen und dann die einzelnen Stränge voneinander trennen; danach zieht man neue Leitungen und koppelt sie so zusammen, dass die Verbrecher einen Kurzschluss erleiden und das Imperium der Chandonnes implodiert. Währenddessen wird Benton - der tote Benton - unbemerkt sein Meisterstück beobachten, als wäre es ein Videospiel. Keiner der Beteiligten ahnt, was vor sich geht; er hat nur das ungute Gefühl, dass etwas nicht stimmt und

dass dieses Etwas offenbar von Verrätern aus den eigenen Reihen in Gang gesetzt worden ist. Die Hauptdarsteller müssen sterben. Die Nebenrollen, deren Besetzung Benton vielfach nicht kennt, werden die Schuld bekommen und als Verräter gebrandmarkt werden. Und dann ist auch ihr Schicksal besiegelt

Auf diese Weise wird Benton seine Feinde gegeneinander ausspielen und sie, einen nach dem anderen, auslöschen. Seinen Berechnungen nach wird das Bündnis aus ihm selbst und denen, die gar nicht wissen, dass sie zu seiner Privatarmee gehören, die Mission in wenigen Monaten oder sogar Wochen abgeschlossen haben. Er schätzt, dass Rocco Caggiano bereits tot ist oder bald das Zeitliche segnen wird, kaltblütig ermordet, geplant hingerichtet. Auch wenn Lucy und Rudy wissen, was sie tun oder getan haben, sie ahnen nicht, dass es sich um ein Videospiel handelt. Und dass sie selbst Figuren darin sind.

Allerdings hätte Benton nie im Leben damit gerechnet - und es war auch nicht vorauszusehen -, dass Kay Scarpetta Verbindung nach Baton Rouge aufnehmen könnte, dem strategisch wichtigsten Punkt auf Bentons gedachter Landkarte. Aus irgendeinem Grund ist dieser Teil seines beinahe perfekten Plans gescheitert. Die Ursache dafür kennt er nicht, und er weiß nicht, was passiert ist. Immer wieder geht er jede Einzelheit durch, doch am Ende des Vorgangs ist der Bildschirm stets dunkel, und ein nutzloser Cursor blinkt ihn an. Nun muss Benton sich beeilen, obwohl Eile eigentlich gegen seine Grundsätze verstößt. Scarpetta hätte nie auch nur den geringsten Kontakt mit irgendetwas oder irgendjemandem in Baton Rouge haben dürfen. Nur Marino. Und *Das Letzte Revier*.

Wenn Marino vom Tod seines Sohnes erfährt, wird er unweigerlich Roccas letzte Schritte nachvollziehen wollen. Das

wiederum wird Marino und seine Mitstreiter nach Baton Rouge führen, wo Rocco schon seit vielen Jahren eine Wohnung unterhält. Baton Rouge hat einen gewaltigen Hafen. An der Golfküste lässt sich ein Vermögen machen. Die verschiedensten wertvollen und gefährlichen Güter werden täglich auf dem Mississippi transportiert. Baton Rouge gehört ebenfalls zum Imperium der Chandonnes; Rocco hat dort viele Erfolge gefeiert und genießt so manchen Vorteil, zum Beispiel Immunität gegen polizeiliche Ermittlungen. Er hat auch verschiedene Fäden gezogen, um Jay Talley und Jean-Baptiste Chandonne zu schützen, während die beiden in der Umgebung von Baton Rouge ihren wohlverdienten Spaß hatten.

Bei ihrem ersten Besuch in Baton Rouge waren Jean-Baptiste und Jay erst sechzehn gewesen. Jean-Baptiste sammelte Erfahrungen als Mörder, indem er Prostituierte umbrachte, nachdem diese Jay zu Diensten

gewesen waren. Die Fälle wurden nie miteinander in Verbindung gebracht, denn der damalige Leichenbeschauer übertrug die Ermittlungen an andere Behörden, und die Polizei hatte kein großes Interesse an Prostituierten.

Ein Schritt wird zum anderen führen, bis Marino Jay Talley und Bev Kiffin in Baton Rouge aufgespürt und umgelegt hat. So sieht der ursprüngliche Plan aus. Scarpetta darf nichts damit zu tun haben. An Bentons Schläfen pulsiert es heftig.

Er hält das Handgelenk dicht ans Gesicht, kann aber die Zeit nicht von der billigen schwarzen Plastikuhr ablesen, weil der Zeiger nicht selbstleuchtend ist. Das ist Absicht. Dinge, die im Dunklen leuchten, könnten ihm zum Verhängnis werden.

»Wann sind wir voraussichtlich da?«, fragt er im selben abweisenden Ton wie vorhin.

»Weiß nicht genau«, erwidert der Fahrer. »Kommt drauf an, ob wir weiter so wenig Verkehr haben. Vielleicht in zwei bis zweieinhalb Stunden.«

Ein Auto fährt dicht auf, sodass seine Scheinwerfer blendend weiß im Rückspiegel des Taxis reflektieren. Der Fahrer flucht, als ein schwarzer Porsche 911 überholt; seine immer kleiner werdenden roten Rückleuchten lassen Benton an die Hölle denken.

Scarpetta starrt auf den ungeöffneten Brief. Durch die offene Tür strömt ungehindert feuchtwarme Luft herein.

Wolken schweben wie schwarze Blumen am Horizont, und Scarpetta ahnt, dass es noch vor Morgengrauen regnen wird. Dann werden die Fenster, wenn sie aufwacht, beschlagen sein, was sie nicht ausstehen kann. Bestimmt halten die Nachbarn sie für zwanghaft und verrückt, wenn sie, mit Badehandtüchern bewaffnet, um sieben Uhr morgens auf dem Balkon steht und hektisch das Kondenswasser von der Außenseite der Scheiben wienert. Und wegen der erzwungenen Verbindung zu *ihm*, die sie anekelt, stellt sie sich im nächsten Moment vor, wie er in seiner Todeszelle ohne Aussicht sitzt. Dann erscheint ihr ihre Mission, ihre Fenster

von der beschlagenen, milchigen Schicht zu befreien, umso dringlicher.

Der ungeöffnete Brief, der an *Madame Scarpetta*, LLB adressiert ist, liegt auf einem Quadrat aus sauberem weißem Gefrierpapier. In Frankreich werden weibliche Ärzte mit *Madame* angesprochen. In Amerika gilt es als Beleidigung, eine Ärztin anders zu nennen als *Doctor*. Scarpetta fühlt sich unangenehm an schlaue Verteidiger erinnert, die sie vor Gericht mit *Mrs. Scarpetta* anreden, um ihren Rang und ihre beruflichen Kenntnisse unter den Tisch fallen zu lassen. Vermutlich geschieht das in der Hoffnung, dass die Geschworenen und vielleicht auch der Richter sie dann nicht so ernst nehmen wie einen richtigen Doktor der Medizin mit Fachgebiet Pathologie und Schwerpunkt forensische Pathologie, was im Anschluss an das Medizinstudium noch eine sechsjährige Facharztausbildung voraussetzt.

Obwohl Scarpetta tatsächlich über ein abgeschlossenes Jurastudium verfügt, hängt praktisch niemand die Abkürzung für *Legum Baccalaureus* an ihren Familiennamen an. Und es wäre arrogant und irreführend, wenn sie selbst es täte, denn schließlich praktiziert sie nicht als Anwältin. Die drei Jahre, die sie in Georgetown Jura studiert hat, dienen lediglich dem Zweck, ihr eine spätere Karriere in der Rechtsmedizin zu erleichtern. Deshalb ist es Spott, Übertreibung und Herablassung, ihrem Namen ein *LLB* hinzuzufügen.

Jean-Baptiste Chandonne.

Sie weiß, dass der Brief von ihm ist.

Kurz steigt ihr sein schrecklicher Gestank in die Nase. Geruchshalluzination. Das letzte Mal hatte sie so etwas beim Besuch des Holocaust-Museums, als sie den Tod riechen konnte.

»Ich war mit Billy im Garten. Er hat sein Geschäft gemacht und ist jetzt dabei, Eidechsen zu jagen«, verkündet Rose. »Kann ich sonst noch was für Sie tun, bevor ich gehe?«

»Nein, danke, Rose.«

Eine Pause entsteht. »Na, hat mein Tunfischsalat geschmeckt?«, fragt sie dann.

»Sie könnten ein Restaurant eröffnen«, erwidert Scarpetta.

Sie zieht ein frisches Paar Untersuchungshandschuhe aus weißer Baumwolle an, nimmt den Brief und das Skalpell und schiebt die Spitze der dreieckigen Klinge in eine obere Ecke des Umschlags. Edelstahl fährt zischend durch das billige Papier.

Der Sessel, in dem Rocco sitzt, ist gepolstert.

Vor zwei - nein, vielleicht sind es auch drei oder vier - unwirklichen Stunden hat er, in eben diesem Sessel sitzend, sein Abendessen verspeist, als der Zimmerservice an die Tür klopfte, um ihm eine Flasche Champagner zu bringen, einen ausgezeichneten Moët & Chandon mit freundlichen Grüßen der Direktion. Obwohl Rocco mit allen Wassern gewaschen ist und an chronischem Verfolgungswahn leidet, war er kein bisschen misstrauisch. Schließlich ist er ein wichtiger Mann, der immer im Radisson - dem einzigen anständigen Hotel in der Stadt - übernachtet, wenn er Stettin besucht. Die Direktion spendiert ihm häufig etwas, wie zum Beispiel einen guten Cognac oder

kubanische Zigarren, weil er seine Rechnungen in amerikanischen Dollars und nicht in wertlosen Zloty begleicht.

Und da Rocco sich aus reiner Gewohnheit in diesem Hotel sicher fühlt, ist es dem Eindringling mit dem Colt gelungen, sich Zutritt zu seinem Luxuszimmer zu verschaffen. Alles passierte so schnell, dass ihm gar keine Zeit zur Gegenwehr blieb, als der hoch gewachsene Kellner, der keine Arbeitskleidung trug, sich hereindrängte. Auf einem Tablett hatte er eine leere, vermutlich vor einer anderen Zimmertür aufgesammelte Champagnerflasche. Der Dreckskerl - wer immer es auch sein mag - hat Rocco mühelos überwältigt.

Rocco schiebt seinen Teller so weit weg wie möglich. Er befürchtet, sich als Nächstes übergeben zu müssen. In die Hose gemacht hat er sich nämlich bereits. Im Zimmer stinkt es derart, dass er nicht begreift, wie

der Angreifer das überhaupt aushält. Aber der junge muskulöse Mann, der da auf dem Bett sitzt, scheint es gar nicht zu bemerken. Er starrt Rocco an; es ist der Augenausdruck eines Mannes, der auf dem Adrenalintrip und bereit zum Töten ist. Er erlaubt Rocco nicht, sich zu säubern, und gestattet ihm nicht, vom Sessel aufzustehen. Nachdem er kurz mit jemandem gesprochen hat, wirft er sein Mobiltelefon aufs Bett und geht zu dem Tablett mit der leeren Champagnerflasche hinüber. Rocco sieht zu, wie der Mann die Flasche sorgfältig mit einer Serviette abwischt. Er versucht, sich zu erinnern, ob er ihn kennt. Vielleicht ist er ihm schon einmal begegnet. Möglicherweise liegt es auch nur daran, dass er den gewissen Blick hat - den Blick eines FBI-Agenten.

»Hören Sie zu«, übertönt Rocco den Lärm des Fernsehers.

»Sagen Sie mir einfach, wer Sie sind und was Sie wollen. Raus mit der Sprache. Dann finden wir bestimmt eine Lösung, die mehr nach Ihrem Geschmack ist. Sie sind doch vom FBI, richtig? Oder von einer anderen Bundesbehörde? Aber das muss ja nicht heißen, dass es keine Lösung gibt.«

Diesen Spruch hat er schon mindestens sechs Mal heruntergebetet, seit der Agent mit der leeren Flasche auf dem Tablett hereingekommen ist, die Tür hinter sich zugetreten und eine Pistole gezogen hat. Inzwischen hat der Mann ein paar Mal die Tür geöffnet und wieder zugeschlagen, was Rocco zunehmend nervös macht. Obwohl er nicht versteht, was der Agent damit bezweckt, ist ihm - wie er sich jetzt erinnert - bereits bei früheren Aufenthalten aufgefallen, dass die Türen in diesem Hotel so laut knallen wie Pistolenschüsse.

»Schreien Sie nicht so«, befiehlt der Agent.

Er stellt die Champagnerflasche vor Rocco auf den Tisch.

»Anfassen.« Der Mann weist mit dem Kopf darauf.

Rocco glotzt die Flasche an und schluckt mühsam.

»Anfassen, Rocco.«

»Ich frage Sie noch einmal: Woher kennen Sie meinen Namen?«, beharrt Rocco.
»So machen Sie schon den Mund auf. Sie wissen, wer ich bin, richtig? Wir können eine Lösung finden ...«

»Nehmen Sie die Flasche.«

Er gehorcht. Der Agent will, dass Roccas Fingerabdrücke auf die Flasche geraten. Das

ist gar nicht gut. Offenbar möchte der Mann den Eindruck erwecken, dass Rocco den Champagner bestellt oder auf sonstige Weise bekommen und ihn dann getrunken hat. Es sieht ziemlich übel aus. Roccas Befürchtungen steigern sich, als der Agent zum Bett zurückkehrt, eine Jacke nimmt und eine mit Leder bezogene Taschenflasche herausholt. Er schraubt die Verschlusskappe auf, kehrt zu Roccas Tisch zurück und gießt eine ordentliche Portion Wodka in den Rest von Roccas Cocktail.

»Austrinken«, sagt der Mann.

Rocco stürzt den Wodka in wenigen Schlucken hinunter und ist erleichtert, als er ihm brennend die Kehle hinabrinnt und sich die verführerisch beruhigenden Stoffe in seinem Blut verteilen und ihm zu Kopf steigen. Seine verworrenen Gedanken versteigen sich zu der Hoffnung, dass der Agent Gnade zeigt und ihn anständig behandelt,

um ihm die Angst zu nehmen. Vielleicht ändert er ja noch seine Meinung und möchte doch eine Abmachung treffen.

Rocco überlegt weiter. Allerdings bleibt die Tatsache bestehen, dass dieser Mann von jemandem geschickt worden ist, der sich sehr gut mit seinen Geschäften auskennt. Offenbar weiß derjenige, dass Rocco einmal im Monat nach Stettin reist, um für die Chandones am Hafen Geschäfte abzuwickeln. Er ist hauptsächlich für die Kontaktpflege mit der Polizei und anderen Beamten verantwortlich, eine Alltätlichkeit, die er sogar im betrunkenen Zustand hinbekommt. Nichts weiter als routinemäßiges juristisches Geplänkel; dann werden die üblichen Gebühren entrichtet, und wenn nötig folgt darauf ein kleiner Hinweis, wie gefährlich die Welt inzwischen geworden ist.

Nur ein Eingeweihter kann Roccas Zeitplan kennen und wissen, in welchem Hotel

er wohnt. Das Hotelpersonal ahnt nicht, was Rocco von Beruf ist, nur, dass er aus New York stammt oder das wenigstens behauptet. Niemand interessiert sich dafür. Rocco ist großzügig. Rocco ist reich. Anstatt wie die meisten anderen Gäste in Zloty zu bezahlen, begleicht er die Rechnung mit schwer zu ergatternden und auf dem Schwarzmarkt sehr hilfreichen amerikanischen Dollars und gibt reichlich Trinkgeld. Alle mögen ihn. Die Barkeeper kippen ihm die doppelte Menge Chopin-Wodka in seine Drinks, wenn er, wie so oft, in der Bar im oberen Stockwerk im Dunkeln sitzt und Zigarren raucht.

Der Mann, der ihn überwältigt hat, ist schätzungsweise achtundzwanzig Jahre alt, vielleicht auch Anfang dreißig. Das schwarze Haar trägt er kurz und gegelt, sodass es stachelig wirkt wie bei so vielen jungen Männern heutzutage. Rocco bemerkt einen markanten Kiefer, eine gerade Nase, dunkelblaue Augen, Bartstoppeln und die Venen,

die am Bizeps und an den Händen des Mannes zu sehen sind. Vermutlich braucht er gar keine Waffe, um jemanden umzulegen. Die Frauen mögen ihn. Sicher machen sie ihm schöne Augen und baggern ihn an. Rocco war nie attraktiv. Sein Haarausfall fing bereits an, als er ein Teenager war. Außerdem konnte er die Finger einfach nicht von Pizza und Bier lassen, was man ihm bald ansah. Neid packt ihn. Das war schon immer so. Die Frauen schlafen nur mit ihm, weil er Macht und Geld hat. Hass auf den Angreifer lodert auf.

»Anscheinend ist Ihnen nicht klar, mit wem Sie sich hier angelegt haben«, sagt Rocco.

Der Agent würdigt ihn keiner Antwort. Sein Blick huscht hektisch durch den Raum. Rocco wischt sich das Gesicht mit seiner fettigen Serviette ab. Seine Aufmerksamkeit

wendet sich dem Steakmesser auf dem Teller zu.

»Nur zu«, meint der Agent und betrachtet das Messer. »Los, versuchen Sie's. Sie würden mir das Leben damit ziemlich erleichtern.«

»Ich will doch gar nichts von Ihnen. Lassen Sie mich einfach frei, dann vergessen wir, dass es je passiert ist.«

»Ich darf Sie nicht freilassen. Um ehrlich zu sein, könnte ich mir auch was Schöneres als das hier vorstellen. Meine Laune ist also nicht die beste, und ich rate Ihnen deshalb, mich nicht zu reizen. Möchten Sie sich selber was Gutes tun? Tja, Sie kennen ja den Spruch, dass man am Schluss noch sein Gewissen erleichtern sollte.«

»Nein. Was, zum Teufel, soll denn das wieder heißen?«

»Wo ist Jay Talley? Und verschonen Sie mich mit Ihren Lügen, Arschloch.«

»Ich weiß es nicht«, jammert Rocco. »Ich schwöre bei Gott.

Ich habe auch Angst vor ihm. Der Mann ist wahnsinnig. Er hält sich nicht an die Regeln, und wir alle machen einen Bogen um ihn. Der zieht sein eigenes Ding durch, Ehrenwort... Darf ich bitte eine saubere Hose anziehen? Sie können ja zuschauen. Ich will Sie nicht aufs Kreuz legen.«

Rudy steht vorm Bett und öffnet die Schranktür. Der Colt baumelt lässig in seiner Hand, was dem zunehmend verzweifelten und verängstigten Rocco zeigen soll, dass dieser Mann sich vor gar nichts fürchtet. An der Stange hängt etwa ein halbes Dutzend protziger Anzüge. Rudy zerrt eine Hose vom Bügel und wirft sie Rocco zu.

»Los.« Der Agent öffnet die Badezimmer-tür und setzt sich wieder aufs Bett.

Mit zitternden Knien schleppt Rocco sich ins Bad, wo er aus Hose und Unterhose schlüpft. Nachdem er beides in die Wanne geworfen hat, feuchtet er ein Handtuch mit Wasser an und wischt sich ab.

»Jay Talley«, wiederholt der Agent.
»Wirklicher Name Jean-Paul Chandonne.«

»Fragen Sie mich was anderes.« Rocco meint das ernst, als er sich in einem anderen Sessel niederlässt.

»Gut. Auf Talley kommen wir später noch mal. Haben Sie vor, Ihren Vater umzulegen?« Der Blick des Agenten ist kalt. »Es ist kein Geheimnis, dass Sie ihn hassen.«

»Ich betrachte ihn nicht als Vater.«

»Das spielt keine Rolle, Rocco. Sie sind von zu Hause abgehauen und haben Ihren Namen von Marino zu Caggiano geändert. Wie sieht der Plan aus, und wer ist daran beteiligt?«

Rocco zögert eine halbe Ewigkeit, während Gedanken hinter seinen blutunterlaufenen Augen aufblitzen. Der Agent steht auf. Er atmet durch den Mund, wie um den Gestank nicht wahrnehmen zu müssen. Dann drückt er den Lauf des Colts gegen Roccas rechte Schläfe.

»Wer, was, wann und wo?«, fragt er und tippt bei jedem

Wort mit dem Pistolenlauf gegen Roccas Kopf. »Und verarschen Sie mich bloß nicht!«

»Ich wollte es selbst tun. In ein paar Monaten, wenn er zum Angeln geht. In der ersten Augustwoche fährt er immer zum Angeln an

den Buggs Lake. Ich hatte vor, ihn in seiner Hütte umzunieten und einen schief gelaufenen Einbruch vorzutäuschen.«

»Also würden Sie Ihren eigenen Vater beim Angeln abknallen. Wissen Sie, was Sie sind, Rocco? Sie sind das übelste Stück Scheiße, das mir je untergekommen ist.«

33

Immer wenn Nic Robillard am Sno Depot im Zentrum von Zachary vorbeifährt, würde sie am liebsten heulen.

Heute Nacht steht die Bude, an der ein handgepinseltes Schild für Wassereis im Hörnchen wirbt, dunkel und verlassen da. Wenn Buddy dabei wäre, würde er aus dem Fenster starren und betteln, ohne sich dafür zu interessieren, dass das Sno Depot geschlossen ist und seine Mutter ihm deshalb gar kein Eis kaufen kann. Nic hat noch nie jemanden kennen gelernt, der so versessen auf Eis ist wie dieser Junge. Trotz ihrer Bemühungen, ihn von Süßigkeiten fern zu halten, fordert er jedes Mal ein Wassereis - Kirsche oder Weintraube -, wenn sie mit ihm im Auto unterwegs ist.

Zurzeit ist Buddy bei seinem Großvater in Baton Rouge, wie immer, wenn Nic bis spätabends Dienst hat, und seit ihrer Rückkehr aus Knoxville ist sie im Dauereinsatz. Scarpetta hat sie beflügelt. Der Wunsch, Scarpetta zu beeindrucken, beherrscht Nics Leben. Sie ist fest dazu entschlossen, zur Verhaftung des Serienmörders beizutragen. Das Verschwinden der Frauen hat sie in Panik versetzt, denn sie ist felsenfest davon überzeugt, dass es wieder geschehen wird, wenn man diesem

Wahnsinnigen nicht das Handwerk legt. Außerdem quälen sie Trauer und ein schlechtes Gewissen, weil sie ihren Sohn schon wieder vernachlässigt, obwohl sie erst zweieinhalb Monate lang von ihm getrennt gewesen ist.

Wenn Buddy sie irgendwann nicht mehr lieben oder auf die schiefe Bahn geraten sollte, wäre das für Nic ein Grund zum Sterben.

Manchmal, wenn sie nachts endlich in ihr winziges viktorianisches Haus, gleich um die Ecke von der katholischen Kirche Johannes der Täufer in der Lee Street, zurückkehrt, liegt sie im Bett, starrt auf die dunklen Schatten im Zimmer und horcht in die Stille hinein, während sie sich ausmalt, wie Buddy im Haus ihres Vaters in Baton Rouge tief und fest schläft. Gedanken an ihren Sohn und an ihren Exmann Ricky schwirren ihr durch den Kopf wie Motten. Sie überlegt, ob sie sich ins Herz oder in den Kopf schießen würde, falls sie alles verlieren sollte, was ihr wichtig ist.

Kein Mensch hat auch nur die geringste Ahnung davon, dass Nic an Depressionen leidet. Niemand kann sich vorstellen, dass sie hin und wieder mit dem Gedanken an Selbstmord spielt. Was sie daran hindert, das Unaussprechliche zu tun, ist ihre Überzeugung, dass Selbstmord zu den egoistischsten Sünden gehört, die ein Mensch

begehen kann. Sie vergegenwärtigt sich die schrecklichen Konsequenzen einer solchen Tat und schiebt die beängstigende Phantasie weit, weit weg, bis sie das nächste Mal in den Strudel aus Ohnmacht, Einsamkeit und Verzweiflung gerät.

»Scheiße«, flüstert sie, als sie auf der Main Street nach Süden fährt und das Sno Depot in ihrem emotionalen Kielwasser zurücklässt. »Es tut mir so Leid, Buddy-Boy, mein Buddy-Boy.« Es ist eine schwere Entscheidung, ob sie lieber die ermordeten Frauen oder ihren Sohn vernachlässigen soll.

34

»Mon petit agneau prise!«

Mein kleines teures Lamm, übersetzt Scarpetta, während ihr beim Anblick von Chandonnes Handschrift das Herz gefriert, da sie in seinem Brief seine Gegenwart spürt.

Sie sitzt nun schon so lange in derselben Haltung auf dem Holzstuhl mit der geraden Lehne neben der offenen Schlafzimmertür, dass ihre Lendenwirbelsäule schmerzt und sich die feuchte Meeresluft in kleinen Wassertropfen auf dem Glastischchen vor ihr perlt. Als sie sich endlich ans Atmen erinnert, bemerkt sie, dass jeder ihrer Muskeln angespannt ist und dass ihr gesamter Körper an eine geballte Faust erinnert.

Der Brief, der Brief, der Brief.

Es erstaunt sie, wie schön seine Handschrift ist, eine anmutige Kalligraphie in schwarzer Tinte. Kein einziges Wort durchgestrichen, kein einziger Fehler, den sie auf den ersten Blick entdecken könnte. Offenbar hat er viel Zeit darauf verwendet, an sie zu schreiben, so als wäre es ein Liebesbrief, eine Vorstellung, die ihr Entsetzen noch steigert. Er denkt an sie. Das teilt er ihr allein schon durch seine kunstvolle Handschrift mit.

Sie liest seine Worte:

Wissen Sie über den Roten Stab Bescheid und auch, dass Sie dorthin müssen?

Allerdings erst, nachdem Sie mich besucht haben. Im »Longhom State«, wie man ihn so hübsch nennt.

Sehen Sie, ich weise Ihnen den Weg.

Sie haben keinen eigenen Willen, auch wenn Sie das vielleicht glauben. Ich bin der Strom, der durch Ihren Körper fließt, und jeder Impuls kommt von mir. Ich bin in Ihnen. Spüren Sie es!

Erinnern Sie sich an jene Nacht? Voller Vorfreude haben Sie die Tür geöffnet und mich dann angegriffen, weil Sie sich Ihrer Sehnsucht nach mir nicht stellen konnten. Ich habe Ihnen verziehen, dass Sie mir die Augen genommen haben, denn meine Seele konnten Sie mir nicht nehmen. Sie folgt Ihnen auf Schritt und Tritt. Wenn Sie es versuchen, können Sie sie berühren.

Maintenant! Maintenant! Es ist Zeit. Der Rote Stab erwartet Sie.

Aber Sie müssen zuerst zu mir kommen, weil es sonst zu spät sein wird, meine Geschichten zu hören.

Nur Ihnen werde ich sie erzählen.

Ich weiß, was Sie sich wünschen, mon petit tresor agneau! Und ich habe das, was Sie wollen.

In zwei Wochen werde ich tot sein und nichts mehr zu sagen haben. Ha!

Werden Sie mich in die Ekstase entlassen?

Oder werde ich Sie erlösen, indem ich die Zähne in Ihren weichen, runden, wunderschönen Körper schlage?

Sollten Sie mich nicht finden, finde ich Sie.

In Liebe und Verzückung

Jean-Baptiste

Scarpetta läuft in das altmodische Badezimmer mit der schlichten weißen Toilette, dem schlichten Duschvorhang aus Plastikrings um die schlichte weiße Wanne und den weißen Wänden mit den Schimmelflecken und übergibt sich. Nachdem sie ein Glas Leitungswasser getrunken hat, kehrt sie ins Schlafzimmer an den Tisch und zu dem verfluchten Stück Papier zurück, an dem, wie sie vermutet, keine Spuren haften. Er ist zu schlau, um Spuren zu hinterlassen.

Sie sitzt auf ihrem Stuhl und versucht, das Bild der widerwärtigen Bestie zu vertreiben, die, einem knisternden bösen Geist aus der Hölle gleich, durch ihre Eingangstür hereingestürzt kam. An die Verfolgungsjagd, die schreckliche Hatz quer durch ihr Wohnzimmer, kann sie sich kaum noch erinnern. Er schwang dabei einen Hammer, denselben Eisenhammer, mit dem er schon anderen Frauen Kopf und Körper zerschmettert und sie in formloses Fleisch und

zersplitterte Knochen verwandelt hat; insbesondere ihre Gesichter.

Damals war Scarpetta als Chefpathologin für die in Richmond stattfindenden Morde zuständig, und sie hätte nie im Traum daran gedacht, dass sie als Nächste an der Reihe sein könnte. Seitdem sie dem Tod so knapp entronnen ist, kostet es sie unglaublich große Kraft, sich nicht ständig die Zerstörung ihres eigenen Körpers und Gesichts vorzustellen. Er hätte sie nicht vergewaltigt. Dazu ist er gar nicht in der Lage. Jean-Baptiste nimmt Rache an der Welt, indem er Tod und Verstümmelung bringt und andere nach seinem eigenen Ebenbild neu erschafft. Er ist das ultimative Sinnbild des Selbsthasses.

Falls es wirklich stimmt, dass sie ihr Leben gerettet hat, indem sie ihm für immer das Augenlicht nahm, ist es eigentlich ein Glück für ihn, dass ihm so der Anblick seines Gesichts in dem Spiegel aus poliertem Metall

erspart bleibt, den er jeden Tag in seiner Zelle im Todestrakt ansehen muss.

Scarpetta geht zum Wandschrank im Flur und schiebt den Staubsauger beiseite. Dann holt sie einen Rollenkoffer heraus.

35

»Falls du irgendwas brauchst, ruf mich auf dem Mobiltelefon an«, sagt Nic. Sie steht in der Eingangstür des weißen Ziegelhauses ihres Vaters im Old Garden District, wo die Häuser groß sind und die ausladenden Blätterdächer der Magnolien und Eichen ihre Schatten auf die alteingesessenen Einwohner der Stadt werfen.

Selbst an sonnigen Tagen erscheint Nic ihr Elternhaus dunkel und bedrückend.»Du weißt doch genau, dass ich dich nicht auf diesem neu- modischen kleinen Dingsda anrufe«, erwidert ihr Vater augenzwinkernd. »Dann musst du das Telefonat nämlich auch bezahlen, wenn du gar nicht angerufen hast, richtig? Oder hast du unbegrenzte Kilometer, ich meine Minuten?«

»Was?« Nic runzelt die Stirn und lacht dann auf. »Schon gut. Meine neue Nummer hängt am Kühlschrank, falls du doch anrufen solltest. Wenn ich mich nicht gleich melde, heißt das, dass ich beschäftigt bin. Und du bist brav, Buddy-Boy. Du bist doch mein großer Junge, richtig?«

Ihr fünfjähriger Sohn späht hinter seinem Großvater hervor und schneidet eine Grimasse.

»Erwischt!« Nic tut, als würde sie ihm die Nase klauen, und zwar mit dem alten Trick, der daraus besteht, den Daumen zwischen zwei Finger zu klemmen. »Willst du deine Nase zurück?«

Buddy sieht aus wie ein blonder Chorknabe aus dem Bilderbuch und trägt eine Latzhose, die drei Zentimeter zu kurz ist. Er fasst sich an die Nase und streckt die Zunge heraus.

»Wenn du weiter so die Zunge rausstreckst, passt sie eines Tages nicht mehr in deinen Mund«, warnt sein Großvater.

»Pssst«, protestiert Nic. »Sag so was nicht, Papa. Sonst glaubt er dir noch.«

Sie schaut hinter ihn und schnappt sich ihren Sohn. »Gefangen!« Dann hebt sie ihn hoch und bedeckt sein Gesicht mit Küssen. »Anscheinend müssen wir bald mal einkaufen gehen, junger Mann. Du bist schon wieder aus deinen Sachen rausgewachsen. Wie machst du das bloß immer?«

»Weiß nicht.« Er schlingt ihr fest die Arme um den Hals.

»Hältst du es für machbar, auch mal was anderes anzuziehen als Latzhosen?«, flüstert sie ihm ins Ohr.

Er schüttelt heftig den Kopf. Sie setzt ihn vorsichtig ab. »Warum darf ich nicht mitkommen?«, schmolzt Buddy.

»Mama muss arbeiten. Wenn du aufwachst, bin ich wieder da, in Ordnung? Du gehst jetzt ins Bett wie ein großer Junge, und ich bringe dir eine Überraschung mit.«

»Was für eine Überraschung?«

»Wenn ich dir das sagen würde, wäre es keine Überraschung mehr, richtig?« Als Nic ihn noch einmal auf den Scheitel küsst, fährt er sich gereizt durchs Haar, als wolle er Insekten vertreiben. »Hoppla!«, meint sie zu ihrem Vater. »Ich glaube, da wird jemand quengelig.«

Buddy wirft ihr einen gleichzeitig ärgerlichen und gekränkten Blick zu, der in Nic stets das Gefühl auslöst, ihn verraten und im Stich gelassen zu haben. Das geht so, seit ihr

Exmann Ricky, ein Vertreter, die lang ersehnte Beförderung bekam und das Zusammenleben mit ihm immer unerträglicher wurde, weil er ständig unterwegs war, sich beklagte und herumnörgelte. Jetzt ist er fort, und Nic ist froh und erleichtert darüber, aber auch tief verletzt auf eine Art und Weise, die sie nicht in Worte fassen kann. Laut Auffassung ihres Vaters sind alle Schwierigkeiten im Leben zu meistern, wenn man Gottes Willen achtet. Er liebt Nic zwar, weigert sich aber, was ihre gescheiterte Ehe betrifft, Partei für sie zu ergreifen.

»Du solltest wissen, dass der Beruf einer Polizistin sich nicht dazu eignet, einen Mann zu halten, wenn man verheiratet ist«, sagte er zu ihr, als sie vor acht Jahren an der Polizeiakademie angenommen wurde. Davor hatte sie sich als Buchhalterin bei einem Ford-Händler in Zachary zu Tode gelangweilt und dort auch Ricky kennen gelernt. Nachdem sie drei Monate miteinander

gegangen waren, waren sie zusammengezogen. Wieder eine Sünde. Aber so musste sie wenigstens nicht mehr in einem Geisterhaus leben.

»Mama hatte auch ihr eigenes Geschäft«, hielt Nic ihrem Vater stets vor Augen, wenn er wieder damit anfang.

»Das ist nicht dasselbe, Schatz. Sie hat keine Pistole getragen.«

»Wenn sie eine gehabt hätte ...«

»Jetzt halt aber den Mund!«

Nur ein einziges Mal ist es Nic gelungen, den Satz zu beenden. Das war, als sie die Scheidung eingereicht hatte und ihr Vater ihr einen ganzen Nachmittag lang die Leviten las. Er lief in seinem Wohnzimmer auf und ab, und Unglaube, Angst und Wut malten sich in seinem Gesicht. Er ist ein

großer, magerer Mann, sodass jeder zornige Schritt ihn von einer Wand zur anderen zu bringen schien und die antike Kristalllampe auf dem Tisch neben dem Sofa erzittern ließ, bis sie schließlich umkippte und zerbrach.

»Schau, was du angerichtet hast!«, rief er aus. »Du hast die Lampe deiner Mutter kaputtgemacht.«

»*Du* hast sie kaputtgemacht.«

»Es gehört sich nicht für ein Mädchen, Verbrecher zu verfolgen und mit Pistolen rumzuballern. Deshalb hast du Ricky verloren. Er hat eine hübsche Frau geheiratet und keine Annie Oakley. Und was für eine Mutter ...«

Und da hatte Nic es ausgesprochen: »Wenn Mama eine Pistole gehabt hätte, wäre sie nicht von einem verfluchten

Arschloch hier in unserem eigenen Haus niedergemetzelt worden!«

»Wage es nicht, solche Wörter in den Mund zu nehmen«, sagte er und betonte jedes eiskalte Wort mit einer stoßenden Bewegung des Zeigefingers, die sie daran erinnerte, was ihrer Mutter angetan worden war.

Sie haben das Thema nie wieder angesprochen, auch wenn es weiter wie eine geballte Gewitterfront zwischen ihnen steht. Ganz gleich, wie oft sie einander auch sehen, Nic spürt nie seine Wärme und kommt nie an ihn heran. Nic ist nach zwei zu früh geborenen Babys, die nicht überlebten, zur Welt gekommen. Sie ist das einzige Kind ihres Vaters. Er war früher Sozialkundelehrer an der Highschool, und seit er im Ruhestand ist, langweilt er sich und hat sein Leben gewissermaßen an den Nagel gehängt. Wenn er nicht auf Buddy aufpasst, verbringt er

seine Vormittage damit, dass er Kreuzworträtsel löst und übertrieben lange und schnelle Spaziergänge unternimmt.

Sie weiß, dass er sich selbst die Schuld gibt. Ihre Mutter wurde vor acht Jahren am helllichten Tag ermordet, als er und Nic beide bei der Arbeit waren. Vielleicht macht Nic sich ebenfalls Vorwürfe, nicht so sehr wegen des Todes ihrer Mutter, wie sie sich sagt, sondern deshalb, weil sie nach dem Büro noch mit Freunden ausgegangen war. Sonst wäre ihr Vater nämlich nicht derjenige gewesen, der die Leiche seiner Frau auffand. Das ganze Haus war voller Blut, denn sie hatte sich gegen den Mörder gewehrt und war von Zimmer zu Zimmer geflohen. Als Nic, leicht angeheitert vom Bier, nach Hause kam, wimmelte es im Haus bereits von Polizei, und die Leiche ihrer Mutter war fortgeschafft worden. Nic hat sie nie gesehen. Bei der Trauerfeier blieb der Sargdeckel geschlossen. Bis jetzt hat sie es nicht über

sich gebracht, sich eine Kopie des Polizeiberichts zu besorgen, und da der Fall nie aufgeklärt wurde, rückt das Büro des Leichenbeschauers den Autopsiebericht nicht heraus. Nic weiß nur, dass jemand mit einem Messer auf ihre Mutter eingestochen und eingehackt hat, bis sie verblutete. Dieses Wissen hat ihr bislang genügt. Jetzt tut es das aus irgendeinem Grund nicht mehr.

An diesem Abend möchte Nic unbedingt darüber reden, doch das geht nicht, solange Buddy nicht anderweitig beschäftigt ist. »Möchtest du vor dem Schlafen noch fernsehen?«, fragt sie ihn.

Das ist eine große Ausnahme.

»Ja«, antwortet er, immer noch schmollend.

Er läuft ins Haus, und der Fernseher wird eingeschaltet.

Als sie ihrem Vater zunickt, begleitet der sie nach draußen.

»Ich hoffe, es ist wichtig.« Er hat seine Standardsprüche, von denen er nie abweicht.

Sie bemerkt, wie seine Zähne beim Sprechen blitzen, und weiß, dass es ihn freut, wenn sie ihn mitten in der Nacht zu einer geheimen Unterredung aus dem Haus holt, deren Inhalt nicht für die Ohren eines kleinen Kindes bestimmt ist.

»Ich weiß, dass du nicht darüber sprechen möchtest«, beginnt Nic. »Aber es geht um Mama.« Sie spürt, wie er zusammenzuckt und sich zurückzieht, als wäre die Seele plötzlich aus seinem Körper geflohen. »Ich muss mehr erfahren, Papa. Die Ungewissheit belastet mich. Vielleicht liegt es daran, was zurzeit hier los ist. An den verschwundenen Frauen. Ich habe so ein komisches Gefühl, keine Ahnung, wie ich es sonst ausdrücken

soll. Aber ich spüre etwas ... etwas Schreckliches.« Ihre Stimme zittert. »Und es macht mir Angst, Papa. Das Gefühl, das ich manchmal habe, macht mir schreckliche Angst.«

Sein Schweigen ist so massiv wie der Baum, unter dem sie stehen.

»Erinnerst du dich daran, wie ich mir die Leiter geholt und sie an diesen Baum gelehnt habe?« Sie schaut zum Himmel und blickt in dicke, dunkle Äste und Blätter. »Und dann saß ich da oben fest und habe mich weder getraut weiterzuklettern noch runterzukommen. Du musstest mich holen.«

»Ich weiß.« Seine Stimme klingt, als wäre bei ihm niemand zu Hause.

»Und genauso fühle ich mich jetzt«, spricht Nic weiter, in dem Versuch, an den Teil von ihm zu appellieren, den er nach dem Mord an seiner Frau abgeschaltet hat. »Ich

komme weder vor noch zurück und brauche deine Hilfe, Papa.«

»Ich kann nichts für dich tun«, erwidert er.

36

Die Silhouette von Stettin ist von Antennen durchsetzt; die Straßen der schäbigen Innenstadt sind ruhig.

Die Geschäfte sehen alle nicht sehr einladend aus, insbesondere nicht um diese späte Stunde, und die wenigen Autos auf den Straßen sind alt und mehr oder weniger schrottreif. Das Radisson ist ein Backsteinbau mit grau und rot gepflastertem Hof. Ein großes blaues Transparent vor dem Eingang kündigt einen zurzeit stattfindenden Kongress zum Thema »Methoden und Modelle der Automation und Robotertechnik« an, und das ist ein Glück.

Je mehr Menschen im Hotel sind, desto besser. Außerdem hat Lucy früher selbst Roboter programmiert und kann nötigenfalls

jederzeit ein technisches Fachgespräch führen. Doch in diese Verlegenheit wird sie gar nicht erst geraten. Sie hat einen Plan, und zwar einen, der in jeder Hinsicht ausgezeichnet ist. Ein paar Straßen entfernt von einem Fila-Laden, gleich neben einem *delikatesy*, findet sie eine Parklücke.

Nachdem sie den Spiegel am Sonnenschutz heruntergeklappt hat, schminkt sie sich rasch und hängt sich goldene Kreolen an die Ohren. Dann reißt sie sich die Tennisschuhe von den Füßen und zieht schwarze Cowboystiefel aus Satin an, die leider nötig sind, falls sie jemandem im Hotel auffallen sollte. Anschließend zwängt sie sich in eine schwarze Bluse aus zerknittertem Leinen, versteckt den Totschläger im Ärmel und lässt genug Knöpfe offen, um Dekollete zu zeigen. Auf diese Weise in eine attraktive junge Frau verwandelt, wirkt Lucy ausreichend zerzaust und anziehend, um als typische Kongressteilnehmerin durchzugehen, die im

Hotel wohnt und sich in irgendeinem Lokal einen netten Abend gemacht hat. Sie schlüpft in eine Windjacke und geht, ihre Stiefel verfluchend, raschen Schrittes im dämmrigen Schein der Straßenlaternen zum Hotel.

In diesem Radisson herrscht »Selbstbedienung«, wie Lucy es zu bezeichnen pflegt, wenn sie im Hotel ihr Gepäck *selbst* tragen, sich mit einer Codekarte *selbst* Zutritt zum Fitnessraum verschaffen und *selbst* ihren Eiskübel nachfüllen muss, und wo die Zimmermädchen beim Vorfinden eines Trinkgeldes aus allen Wolken fallen. Um diese Uhrzeit ist weder ein

Portier noch ein Page zu sehen, nur eine junge Frau, die an der Rezeption sitzt und eine polnische Zeitschrift liest. Lucy bleibt draußen im Dunkeln stehen, blickt sich um und vergewissert sich, dass sich nicht gerade jemand nähert, der sie bemerken könnte. In

diesem unwahrscheinlichen Fall würde sie in ihrer kleinen Ledertasche wühlen und so tun, als suche sie ihren Zimmerschlüssel. Unruhig wartet sie zehn Minuten lang, bis die gelangweilte, müde Frau am Empfang aufsteht und davongeht, vermutlich zur Toilette oder um sich einen Kaffee zu holen. Lucy schlendert durch die Hotelhalle, schlüpft in einen Aufzug und drückt auf den Knopf für den fünften Stock.

Rudy befindet sich in Zimmer 511. Es ist nicht sein Zimmer. Er hat das Hotel auf einem ähnlichen Weg betreten wie Lucy. Allerdings wollte der Zufall, dass er sich einer Gruppe von Geschäftsleuten anschließen konnte, die gerade vom Abendessen kamen. Zum Glück war er so klug, Anzug und Krawatte zu tragen. Rudy ist ein komischer Kauz. Die früheren Kollegen vom Sonderkommando Geiselnbefreiung haben ihn um seinen traumhaft muskulösen Körper beneidet und ihn verdächtigt, Steroide zu

nehmen, obwohl er so ein Zeug nie angerührt hat. Lucy würde das wissen, denn Rudy hat zwar seine Fehler, ist aber so ehrlich und aufrichtig, dass sie ihn manchmal als *Freundin* bezeichnet. Sie weiß bis in die kleinste Einzelheit darüber Bescheid, wie er sich ernährt, welche Vitamine und Nahrungsergänzungsstoffe er schluckt, wie er sich im Training schindet und welche Zeitschriften und Fernsehsendungen er mag. Sie könnte nicht sagen, wann er zuletzt ein Buch gelesen hätte. Außerdem versteht sie, warum er sie im Reifenhaus sexuell belästigt hat, und bedauert inzwischen, ihm die Nase gebrochen zu haben.

»Ich dachte echt, dass du auf mich stehst, ich schwöre«, hat er mit unglaublich kläglich-licher Miene beteuert. »Wahrscheinlich haben mich das Herumrollen zwischen den Reifen und das Schießen scharf gemacht. Du warst da, rings um uns hagelte es Geschosshülsen, wir waren beide dreckig

und voller Ruß, und du hast so toll ausgesehen, dass ich es nicht mehr ausgehalten habe. Also habe ich dir die Frage gestellt - was ich hätte lassen sollen -, und du hast gesagt, du hättest am liebsten so oft wie möglich Sex. Ich dachte, du meintest mit mir.«

»Sofort hier und jetzt?«, fragte Lucy.
»Hast du das wirklich geglaubt?«

»Ja. Ich habe angenommen, du wärst genauso scharf wie ich.«

»Du solltest dir hin und wieder was anderes anschauen als Actionfilme«, entgegnete Lucy. »Walt Disney vielleicht.«

Dieses Gespräch fand in ihrem Zimmer in der FBI-Akademie statt. Sie saßen beide auf ihrem Bett, denn Lucy hat noch nie Angst vor Rudy gehabt. Schließlich war er derjenige mit der genähten Unterlippe und

der gebrochenen Nase, die das Können eines plastischen Chirurgen erfordert hatten.

»Außerdem - und ich weiß, dass du das jetzt schwachsinnig finden wirst, Lucy - hatte ich die Sprüche der anderen Jungs satt. Vielleicht wollte ich was beweisen, nämlich, dass du nicht das bist, was sie behaupten.«

»Schon kapiert. Und wenn wir miteinander geschlafen hätten, hättest du anschließend losziehen und allen brühwarm davon berichten können.«

»Nein, so habe ich es nicht gemeint! Ich hätte den anderen nichts erzählt. Es geht sie nämlich gar nichts an.«

»Hmmm. Wie soll ich das jetzt verstehen? Mit Sex im Reifenhaus hättest du den anderen Jungs bewiesen, dass ich doch auf Typen stehe - und das, obwohl sie gar nichts davon gewusst hätten, weil du zu anständig

gewesen wärest, um es hinterher herumzuposaunen.«

»Ach, scheiße.« Rudy starrte bedrückt zu Boden. »Ich kann das nicht richtig erklären. Natürlich hätte ich nichts verraten, aber wenn wieder einer gelästert hätte, dass du lesbisch oder frigide bist, hätte ich denjenigen anschauen oder sonst etwas tun können, damit er merkt, dass er keine Ahnung hat.«

»Ich weiß es zu schätzen, dass du nur mein Bestes im Sinn hattest, als du versucht hast, mir die Kleider vom Leib zu reißen und mich zu vergewaltigen«, entgegnete Lucy.

»Ich habe nicht versucht, dich zu vergewaltigen! Mein Gott, benutz doch nicht solche Wörter! Ich dachte, du wärest auch geil. Mist, Lucy. Was verlangst du jetzt von mir?«

»Dass du so was nie wieder probierst. Sonst breche ich dir beim nächsten Mal nämlich mehr als nur die Nase.«

»Einverstanden. Ich lasse in Zukunft die Finger von dir, wenn du nicht den ersten Schritt machst. Oder es dir anders überlegst.«

Rudy hat beim FBI gekündigt und nach einer Weile beim *Letzten Revier* angeheuert. Er ist ein erstaunlich widersprüchlicher Mensch. Einerseits ist er der große, gut aussehende Muskelprotz, der es nicht schafft, sich auf die jeweilige Frau, in die er angeblich rasend verliebt ist, einzulassen (und soweit Lucy es beurteilen kann, legt er dabei einen erschreckend schlechten Geschmack an den Tag). Andererseits ist er ein ausgesprochen gründlich arbeitender und fähiger Verbrecherjäger und Hubschrauberpilot. Außerdem neigt er weder zum Egoismus noch zur Selbstverliebtheit. Er trinkt nur

selten und nimmt niemals Drogen, nicht einmal Aspirin.

»Ein Gutes hatte es ja.« Rudy sah Lucy an, die neben ihm auf dem Bett saß. »Als der Chirurg meine Nase repariert hat, hat er auch gleich den kleinen Höcker entfernt.« Vorsichtig betastete er die Schiene auf seinem Nasenrücken. »Er sagt, jetzt habe ich eine perfekte Römernase. So hat er es genannt. *Römernase*.«

Ein wenig verdattert hielt er inne. »Was genau ist eigentlich eine Römernase?«

Lucy klopft an die Tür von Zimmer 511.

Am Türknauf hängt ein »Bitte-nicht-stören«-Schild, und drinnen plärrt der Fernseher. Hufe donnern, Schüsse knallen. Es klingt, als ob Rudy sich einen Western anschaut. Doch in Wirklichkeit beobachtet er Rocco.

»Ja.« Nach einer Pause ist von drinnen Rudys Stimme zu hören.

»Sicher gelandet«, antwortet sie im Helikopterjargon und lässt den Blick den Gang entlangschweifen, während sie Latexhandschuhe aus der Tasche nimmt und sie über die Hände stülpt.

Als sich die Tür einen kleinen Spalt öffnet, schlüpft sie hinein und zieht sie hinter sich zu. Rudy, der auch OP-Hand- schuhe trägt, schließt ab und schiebt den Riegel vor. Lucy entledigt sich ihrer Jacke und mustert eindringlich Rocco Caggiano, seinen schwabbeligen, dicken Körper und die blutunterlaufenen Augen. Sie nimmt jede Einzelheit im Raum in sich auf. Über einem Stuhl hängt ein schwarzer Kaschmirmantel, und in einer Ecke auf dem Boden befindet sich ein Plastiktablett mit einer leeren Champagnerflasche neben einem Eiskübel aus Edelstahl, der voller Wasser ist. Das Schmelzen des Eises hat sicher einige Stunden gedauert. Außerdem gibt es im Zimmer noch ein Doppelbett und direkt davor, an einem Fenster mit zugezogenen Vorhängen, einen kleinen Glastisch und zwei Sessel. Auf dem Boden liegen einige britische Zeitungen. Vielleicht ist er ja vor kurzem in England gewesen. Allerdings hat Rocco sich nie die Mühe

gemacht, eine Fremdsprache zu lernen. Also kann er die Zeitungen auch irgendwo auf dem Weg hierher gekauft haben.

Zwischen Tisch und Bett ist ein Servierwagen geparkt, auf dem nur vier Tellerhauben aus Edelstahl zu sehen sind. Lucy muss an Roccas entfremdeten Vater Pete Marino denken, als sie den abgenagten Knochen eines T-Bone-Steaks, Stücke von der Schale einer Folienkartoffel, das Teilerchen mit einem Stück Butter (zerflossen), den leeren Brotkorb und den Glaskelch mit welken Salatblättern, Cocktailsauce, Zitronenstückchen und Shrimpsschwänzen betrachtet. Ein Stück Schokoladenkuchen hat Rocco so restlos verschlungen, dass bis auf die Schmierer, die offenbar von seinen Fingern stammen, nichts mehr davon übrig ist.

»Ich muss mal wohin.«

»Tu dir keinen Zwang an.«

Lucy eilt ins Bad. Der Gestank ist atemberaubend.

»Ist er nüchtern?«, fragt sie Rudy, als sie zurückkommt.

»Mehr oder weniger.«

»Muss genetisch sein.«

»Was?«

»Wie Vater und Sohn mit sich umgehen«, erwidert sie. »Aber mehr haben er und Marino nicht gemeinsam.« Dann wendet sie sich an Rocco. »Sind Sie in Stettin, um nach ein paar überzähligen Schusswaffen zu sehen? Vielleicht auch noch nach Munition, Sprengstoff, Elektronikartikeln, Parfüm und Designerkleidung? Wie viele gefälschte Lieferscheine haben Sie im Aktenkoffer?«

Rocco starrt sie finster an und mustert dann interessiert ihr Dekollete.

»Hören Sie auf, mich so anzuglotzen, verdammt«, zischt Lucy, die ihre Aufmachung ganz vergessen hat. Sie schließt die Knöpfe und setzt ihr Verhör fort. »Vermutlich sind derzeit Tausende davon im Umlauf, was, Rocco?«

Er schweigt. Lucy bemerkt das Erbrochene auf dem Teppich zwischen seinen schwarzen Mokassins aus Krokodilleder.

»Wird langsam Zeit, dass Sie an Ihrer eigenen Scheiße ersticken, Rocco.« Sie setzt sich auf die Bettkante.

»Ist das eine Essiggurke in deinem Ärmel, oder bist du nur froh, mich zu sehen?«, meint Rudy zu Lucy, allerdings ohne zu lächeln oder die Augen von Rocco abzuwenden.

Lucy fällt ein, dass sie ja noch den Totschläger im Ärmel ihrer Leinenbluse hat; sie holt ihn heraus und legt ihn aufs Nachtschränkchen. Es ist warm im Zimmer. Ein Blick aufs Thermostat sagt ihr, dass Rudy die Heizung auf fünfundzwanzig Grad eingestellt hat. Eine höhere Temperatur würde Verdacht erregen. Ein heißer Luftstrom bewegt die Vorhänge vor dem Fenster auf der anderen Seite des Raums. Das Fenster ist groß und geht auf die Vorderseite des Hotels hinaus. Rocco starrt auf die Pistole, und Tränen treten ihm in die Augen.

»Aber, aber«, höhnt Lucy. »Für einen so harten und brutalen Typen sind Sie eine ziemliche Heulsuse. Ihr Vater weint übrigens nicht.« Sie dreht sich zu Rudy um. »Hast du Marino je weinen sehen?«

»Nein.«

»Oder in die Hose scheißen?«

»Nein. Wusstest du, dass Rocco vorhatte, Marino während seines Angelausflugs eine Kugel in den Kopf zu jagen? Du weißt schon, wenn er wie jedes Jahr zum Buggs Lake fährt.«

Lucy erwidert nichts. Röte steigt ihr den Hals hinauf. Hoffentlich wird Marino niemals erfahren, dass sie und Rudy hier waren und ihm vermutlich das Leben gerettet haben. Rocco wird nie wieder auf jemanden schießen.

»Sie hätten Ihren Vater schon vor Jahren töten können. Warum ausgerechnet diesen August?«, fragt Lucy Rocco.

Sie weiß über Marinos alljährlichen Angelausflug Bescheid.

Rocco zuckt die Achseln. »Anweisungen.«

»Von wem?«

»Einem früheren Mandanten. Er hat noch eine Rechnung offen.«

»Jean-Baptiste«, stellt Lucy fest. »Also stecken Sie beide noch unter einer Decke. Wie rührend, denn er ist der Grund, warum Sie jetzt sterben werden.«

»Das glaube ich nicht!«, ruft Rocco aus. »Er würde niemals ... Er braucht mich.«

»Wofür?«, fragt Rudy.

»Um draußen alles für ihn zu regeln«, entgegnet Rocco. »Ich bin immer noch sein Anwalt. Er kann mir schicken, was er will, und sich jederzeit mit mir in Verbindung setzen.«

»Was schickt er Ihnen denn so ?«, hakt Rudy nach.

»Alles Mögliche. Er muss nur *Anwaltspost* daraufschreiben, und dann darf es

niemand öffnen. Wenn er also jemandem, der offensichtlich kein Anwalt ist, einen Brief oder sonst irgendwelchen Mist zukommen lassen will, erledigt er das über mich.«

»In dem Brief, den ich von ihm gekriegt habe, hat er Sie verpiffen, Rocco. Hat er den auch über Sie verschickt?«

»Nein. Ich habe von ihm nie ein Schreiben mit Ihrem Namen drauf bekommen. Aufmachen tue ich sie nie. Zu riskant. Wenn er je dahinter kommen würde ...« Er verstummt, seine Augen sind glasig. »Ich glaube nicht, dass er Ihnen etwas geschrieben hat.«

»Wir sind doch hier, oder nicht?«, gibt Rudy zurück. »Und wie wäre das möglich, wenn Chandonne uns keinen Brief geschrieben und uns alles erzählt hätte, was wir wissen müssen?«

Darauf hat Rocco keine Antwort.

»Welchen Grund hat er, Ihren Vater zu töten?« Lucy hat nicht vor, dieses Thema unter den Tisch fallen zu lassen. »Ausgerechnet jetzt. Welche Rechnung ist denn noch offen?«

»Vielleicht findet Jean-Baptiste ihn einfach unsympathisch. Man könnte es als Abschiedsgeschenk bezeichnen.« Kurz malt sich ein selbstzufriedener Ausdruck in Rocos Gesicht.

»Darf ich mir die kurz mal anschauen?« Lucy streckt die Hand nach Rudys Pistole aus.

Er nimmt das Magazin heraus und entfernt die Patrone aus der Kammer. Das Geschoss fällt aufs Bett. Lucy hebt es auf, und Rudy reicht ihr den Colt. Während sie auf Rocco zugeht, schiebt sie mit dem Daumen die einzelne Patrone ins Magazin.

»Ihr Vater hat mir das Autofahren beigebracht«, sagt sie im Plauderton. »Kennen Sie seinen riesigen Pick-up? Tja, in diesem Ding habe ich es gelernt, als ich noch so klein war, dass ich selbst bei hochgestelltem Sitz noch ein Kissen brauchte.«

Sie zieht den Schieber zurück und zielt mit der Pistole zwischen Roccas Augen.

»Das Schießen hat er mir auch beigebracht.«

Sie drückt ab.

Klick.

Rocco zuckt heftig zusammen.

»Hoppla.« Lucy steckt das Magazin wieder in den Griff. »Ganz vergessen, dass sie nicht geladen ist. Aufstehen, Rocco.«

»Sie sind doch Cops?« Seine Stimme zittert ängstlich und verständnislos. »Cops legen niemanden um! So was tun die nicht!«

»Ich bin kein Cop«, meint Rudy zu Lucy.
»Bist du vielleicht einer?«

»Nein, ich auch nicht. Ich sehe hier im Zimmer keinen einzigen Cop. Du etwa?«

»Dann sind Sie eben von einem Sonderkommando der CIA. Ich wette, Sie wurden in den Irak geschickt, um Saddam Hussein auszuschalten. Ich kenne Leute wie Sie.«

»Ich war noch nie im Irak, was ist mit dir?«, meint Lucy zu Rudy.

»In letzter Zeit nicht.«

Im Fernsehen läuft wieder ein Western.

Lippen bewegen sich mit Verzögerung, als zwei Cowboys, die Stimmen polnisch synchronisiert, von ihren Pferden steigen.»Die letzte Chance«, sagt Rudy zu Rocco. »Wo ist Jay Talley? Lügen Sie mich nicht an. Ich schwöre, dass ich das merke.«

»Er hat an der FBI-Akademie einen Kurs in Aussagenanalyse absolviert«, fügt Lucy hinzu. »Und zwar als Lehrgangsbester.«

Rocco schüttelt langsam den Kopf. Inzwischen ist klar, dass er mit der Sprache herausrücken würde, wenn er etwas wüsste. Er ist ein verschlagener, kriecherischer Feigling und hat im Moment mehr Angst vor den beiden als vor Jay Talley.

»Der Deal lautet folgendermaßen: Wir werden Sie nicht töten, Rocco.« Lucy wirft Rudy wieder die Pistole zu. »Stattdessen begehen Sie Selbstmord.«

»Nein.« Er wackelt mit dem Kopf, als hätte er die Parkinson-Krankheit.

»Sie sind Schnee von gestern, Rocco«, spricht Rudy weiter. »Polizeilich gesucht. Eine rote Meldung. Es gibt keinen Ausweg für Sie; Sie werden auf jeden Fall verhaftet. Wenn Sie Glück haben, landen Sie im Gefängnis, vermutlich auf Sizilien, und ich habe gehört, dass das dort kein Ferienparadies ist. Aber Sie wissen es besser. Die Chandonnes werden Sie erledigen. Und zwar sofort. Möglicherweise werden Sie nicht so gnädig mit Ihnen sein, als wenn Sie Ihr mieses kleines Leben jetzt auf der Stelle beenden.«

Lucy geht zum Bett und kramt einen Umschlag aus dem hinteren Abteil ihrer

Umhängetasche. Darin befindet sich ein Stück Papier, das sie entfaltet.

»Hier.« Sie hält es Rocco hin.

Er macht keine Anstalten, es entgegenzunehmen.

»Los. Das ist eine Kopie Ihrer roten Meldung. Frisch aus dem Drucker. Bestimmt sind Sie neugierig.«

Rocco reagiert nicht. Selbst seine Augäpfel scheinen zu zittern.

»Nehmen Sie es«, befiehlt Lucy.

Rocco gehorcht. Die rote Meldung bebt heftig in seiner Hand, während er seine Fingerabdrücke auf dem Papier hinterlässt, eine Kleinigkeit, an die er in diesem Moment vermutlich gar nicht denkt.

»Und jetzt lesen Sie laut vor. Ich finde es sehr wichtig, dass Sie wissen, was drinsteht. Denn danach werden Sie sicher zu dem Schluss kommen, dass Ihnen gar nichts anderes übrig bleibt, als sich in diesem reizenden Hotelzimmer umzubringen«, sagt Lucy.

Das Blatt Papier trägt in der oberen rechten Ecke das Emblem von Interpol, natürlich in kräftigem Rot. Darunter ist klar und deutlich ein Foto von Rocco zu erkennen, das nicht schwer aufzutreiben war. Selbstgefällig, wie er ist, hat er die Kameras nie geschaut, wenn er in Skandalprozessen Verbrecher verteidigte. Deshalb ist das Foto auf dem Fahndungsauftrag auch neueren Datums und sieht ihm sehr ähnlich.

»Laut vorlesen«, weist Lucy ihn wieder an. »Märchenstunde, Rocco.«

»Persönliche Daten.« Seine Stimme zittert, und er räuspert sich immer wieder. »Derzeitiger Name: Rocco Caggiano. Geburtsname: Peter Rocco Marino junior.«

Bei diesen Worten hält er inne, und Tränen treten ihm in die Augen. Er beißt sich auf die Unterlippe und liest dann weiter seine Lebensgeschichte. Als er bei den strafrechtlich relevanten Fakten angelangt ist und verkündet, dass er wegen Mordes an einem sizilianischen und einem französischen Journalisten gesucht wird, verdreht er die Augen zur Decke.

»Du meine Güte«, murmelt er.

»Ganz richtig«, entgegnet Lucy. »Haftbefehl Nummer sieben-zwei-sechs-null für den bedauernswerten Signor Guarino. Haftbefehl Nummer sieben-zwei-sechs-eins für den armen Monsieur La Fleur. Ausgestellt am 24. April 2003. Vor zwei Tagen.«

»Verfluchte Scheiße!« »Das war Ihr treuer Mandant Jean-Baptiste«, erinnert ihn Lucy.

»Dieser Scheißkerl«, flüstert Rocco. »Nach allem, was ich für dieses üble Stück Dreck getan habe.«

»Es ist vorbei«, sagt Rudy.

Rocco lässt die rote Meldung auf den Tisch fallen.

»Soweit mir bekannt ist, können die Chandonnes recht kreativ sein«, fährt Lucy fort. »Folter. Wissen Sie noch, welchen Spaß Jay Talley daran hatte, andere Leute an Seilen und Ösen aufzuhängen und sie mit Heißluftföhns zu traktieren? So lange, bis ihre Haut schwarz verkohlt war? Dabei waren die Opfer die ganze Zeit am Leben und bei vollem Bewusstsein. Haben Sie vergessen, wie er das auch bei meiner Tante versucht hat, während seine gottverdammte

Komplizin Bev Kiffin mich mit einer Flinte wegpusten wollte?«

Rocco starrt ins Leere.

Lucy tritt einen Schritt näher, und der Gedanke daran, welchem Schicksal ihre Tante so knapp entronnen ist, lässt sie beinahe zum Totschläger greifen, um Rocco den Rest zu geben. Nach einem Blick auf die Schlagwaffe, die auf dem Nachtschränkchen liegt, bleibt sie vernünftig.

»Das Ertränken ist auch eine beliebte Methode«, spricht sie weiter.

Rocco zuckt bei diesen Worten zusammen. »Nein«, fleht er.

»Erinnern Sie sich an Jean-Baptistes Cousin Thomas? Ertränkt. Kein sehr hübscher Tod.« Sie wirft Rudy einen Blick zu. Dieser wischt als zusätzliche

Vorsichtsmaßnahme den Colt sorgfältig am Bettlaken ab. Sein Gesichtsausdruck ist hart, in seinen Augen steht ein weit entferntes, entschlossenes Glitzern, das es ihm ermöglicht, das Mitgefühl wegzuschieben, das er plötzlich für Rocco empfindet, obwohl dieser Typ es nicht verdient hat weiterzuleben.

Als Rudy Lucy ansieht, springt ein Funke zwischen ihnen über.

Schweiß läuft Lucy das Gesicht hinunter, und Haarsträhnen kleben an ihren Schläfen. Sie ist bleich, und Rudy ahnt, dass sie sich zu jedem ihrer Versuche, spöttisch zu sein, zwingen muss und die schrecklichste Rolle ihres Lebens spielt.

Er zieht den Schieber zurück, sodass eine Patrone in die Kammer gleitet, und nähert sich Rocco.

»Ein Rechtshänder, richtig, Partner?«, wendet Rudy sich ruhig an Lucy.

»Richtig.«

Sie wendet den Blick nicht von Rocco ab. Ihre Hände haben zu zittern begonnen, und sie zwingt sich, an Jay Talley und seine bösertige Geliebte Bev Kiffin zu denken.

Bilder.

Lucy vergegenwärtigt sich die Trauer im Gesicht ihrer Tante, als diese das, was sie für Benton Wesleys Asche hielt, über dem Wasser verstreute.

Sie hat das Gefühl, als würde ihr Gehirn in ihrem Schädel hin und her rutschen. Obwohl sie noch nie seekrank war, stellt sie sich das ungefähr so vor.

»Ihre Entscheidung«, sagt sie zu Rocco. »Das meine ich ernst. Sie können jetzt sterben, ohne Schmerzen zu leiden. Keine Verbrennungen. Kein Ertränken. Die rote Meldung wird dort gefunden werden, wo Sie sie fallen gelassen haben, was Ihren Selbstmord absolut verständlich macht. Natürlich können Sie auch hier rausspazieren, immer in der Ungewissheit, wann Sie Ihren letzten Atemzug tun und welchen Albtraum Sie werden ertragen müssen, wenn die Chandonnes Sie erwischen. Und das werden sie bestimmt.«

Rocco nickt. Natürlich werden sie das. Das ist eine Tatsache. »Strecken Sie Ihre rechte Hand aus«, weist Rudy ihn an.

Rocco verdreht wieder die Augen zur Decke.

»Sehen Sie? Ich halte die Pistole. Ich werde Ihnen helfen«, fährt Rudy im

Plauderton fort und mimt den Gleichgültigen, während sein Schweiß auf den Teppich tropft.

»Pass auf, dass der Lauf nach oben zeigt«, meint Lucy, die an den Kopf des enthaupteten Nazis denkt.

»Los, Rocco, machen Sie, was ich sage. Es tut nicht weh. Sie werden gar nichts spüren.«

Rudy setzt den Lauf an Roccas rechter Schläfe auf.

»Nach oben«, erinnert Lucy ihn noch einmal.

»Sie legen die Hand um den Griff, und ich halte meine darüber.«

Rocco schließt die Augen, und seine Hand zuckt auf und ab. Als sich seine Wurstfinger

um den Griff schließen, senkt sich Rudys große, kräftige Hand sofort darauf.

»Ich muss Ihnen helfen, weil Sie die Pistole nicht ruhig halten können«, erklärt Rudy. »Wenn Sie nicht geradeaus schießen, wäre das Ergebnis ziemlich scheußlich. Und ich kann Ihnen schließlich nicht einfach die Waffe in die Hand drücken. Das wäre ziemlich leichtsinnig von mir.« Seine Stimme klingt nun ganz sanft. »Schauen Sie, so schwierig ist das doch gar nicht. Und jetzt pressen Sie den Lauf fest an Ihren Kopf.«

Rocco würgt, seine Brust hebt und senkt sich. Er fängt an zu hyperventilieren.

»Nach oben«, meint Lucy noch einmal. Sie konzentriert sich auf den Kopf des enthaupteten Nazis und versucht, Roccas Kopf nicht anzusehen.

Er schwankt in seinem Sessel hin und her und atmet flach. Sein Gesicht ist hochrot, die Augen hat er fest zugekniffen. Rudys behandschuhter Finger betätigt den Abzug.

Die Waffe geht mit einem lauten Plopp los.

Rocco und der Sessel kippen nach hinten. Sein Kopf landet auf den britischen Zeitungen, die auf dem Teppich verstreut sind; sein Gesicht ist dem Fenster zugewandt. Blut gurgelt aus seinem Kopf wie aus einer Wasserleitung. In der Luft liegt beißender Pulverdampf.

Rudy kauert sich hin, um Roccas schlaffen rechten Arm mit der Pistole unter seine Brust zu schieben. Auf dem Colt aus blauem Stahl werden nur Fingerabdrücke von Rocco, ganz oder in Teilen, sichergestellt werden.

Lucy öffnet das Fenster einen Spalt, nicht weiter als zehn Zentimeter, und reißt sich die Handschuhe von den Händen, während Rudy zwei Finger an Rocco Caggianos Karotidarterie drückt. Der Puls pocht schwach und verebbt schließlich. Er nickt Lucy zu und steht auf. Aus einer Jackentasche kramt er ein deutsches Senfglas heraus. In den Deckel sind Löcher gebohrt, und innen im Glas krabbeln Schmeißfliegen herum. Sie ernähren sich von verfaulten Fleischresten, mit denen sie gestern an einem überquellenden Müllcontainer hinter einem polnischen Restaurant in die Gefangenschaft gelockt worden sind.

Rudy öffnet das Glas und schüttelt es. Einige Dutzend Fliegen heben träge ab, surren auf Lichtquellen zu und prallen von beleuchteten Lampenschirmen ab. Als sie die Pheromone und das Aroma einer offenen Wunde wahrnehmen, stürzen sie sich gierig auf Roccas reglose Gestalt. Schmeißfliegen,

die am häufigsten vorkommenden Aas fressenden Insekten, machen sich auf seinem blutigen Gesicht breit. Einige verschwinden in seinem Mund.

39

In Boston ist es erst zwanzig Uhr.

Pete Marino sitzt am Flugsteig von US Air, isst Schokoladenbrezeln und lauscht einer weiteren um Verständnis bittenden Durchsage, die ihm verspricht, dass sein Flug nach einer weiteren kleinen Verspätung von nur zwei Stunden und zehn Minuten starten wird. Davor hat es bereits eine erste Verzögerung gegeben, die ihn - eine Stunde und fünfundzwanzig Minuten seit dem planmäßigen Abflug - zum Gefangenen im Logan Airport gemacht hat.»Scheiße!«, ruft er aus, ohne sich darum zu kümmern, wer ihn hören könnte. »Inzwischen wäre ich wahrscheinlich schon zu Fuß da!«

Er hat nur selten genug Zeit, um über sein Leben nachzugrübeln. Nun lenkt er sich von

seinem Elend und seiner Wut ab, indem er an Benton denkt und sich dessen körperliche Fitness und muskulöse, männliche Figur vorstellt. Der Mann sieht sogar noch besser aus als früher, sagt sich Marino niedergeschlagen. Wie ist das möglich, wenn man sechs Jahre mehr oder weniger in Einzelhaft verbracht hat? Marino begreift das nicht. Er beißt in einen Schokoladenkeks aus dem Korb von Delicious Desserts of Gainesville, auf den er zufällig im Flughafen-Geschenkeshop gestoßen ist, und fragt sich, wie es wohl wäre, wenn er nicht mehr für Lucy arbeiten und die Jagd nach Bösewichtern an den Nagel hängen würde. Verbrecher sind wie Kakerlaken: Wenn man eine zerquetscht, tauchen dafür sofort fünf neue auf. Vielleicht sollte Marino besser angeln gehen, Profi-Bowlingspieler werden (er hatte einmal fast die perfekte Punktzahl) oder sich eine nette Frau suchen und eine Hütte im Wald bauen.

Einmal, vor langer, langer Zeit, ist auch Marino angehimmelt worden, und der Spiegel war noch nicht sein Feind. Benton wird von Frauen - und sicher auch Männern, wie er verwirrt und angewidert annimmt - immer noch angeglotzt und begehrt, da ist sich Marino ganz sicher. Und wenn zu dem guten Aussehen auch noch seine Intelligenz und der Status als hochrangiger FBI-Agent - oder besser ehemaliger FBI- Agent - hinzukommen, kann ihm sicher niemand mehr widerstehen. Marino schiebt sich graue Haarsträhnen aus der Stirn und hält sich vor Augen, dass keiner Benton mehr kennt und von seiner wahren Identität oder seiner früheren Karriere beim FBI weiß. Er ist entweder tot oder Tom Nobody. Dass Scarpetta Benton so vermisst, löst bei Marino ein schmerzhaftes Stechen irgendwo in der Herzgegend aus und stürzt ihn in noch tiefere Verzweiflung. Er hat großes Mitleid mit ihr. Und auch mit sich selbst. Falls er

sterben sollte, würde Scarpetta zwar trauern, allerdings nicht für immer. Sie war noch nie in ihn verliebt, wird es auch nie sein. Für seinen übergewichtigen, behaarten Körper ist kein Platz in ihrem Bett.

Marino schlendert in einen anderen Geschenke-Shop und nimmt eine Fitnesszeitschrift von einem Stapel auf dem Boden. Sportliche Betätigung ist ihm genauso fremd wie die hebräische Sprache. Auf dem Titelblatt von *Fitness für Männer* ist ein attraktiver junger Kerl abgebildet, der aussieht, als sei er aus glattem Stein gemeißelt. Offenbar rasiert er sich am ganzen Körper, nur nicht am Kopf, und poliert seine Haut mit Öl. Marino zieht sich wieder in eine nahe gelegene Bar mit Sportübertragung im Fernsehen zurück, bestellt noch ein Budweiser vom Fass, setzt sich an denselben Tisch wie vorhin, wischt Pizzakrümel weg und breitet die Zeitschrift aus. Er hat ein wenig Angst, sie aufzuschlagen. Endlich fasst

er sich ein Herz und greift danach. Der Hochglanzeinband bleibt am Tisch kleben.

»Hey!«, ruft Marino dem Barmann zu.
»Werden in diesem Laden denn nie die Tische abgewischt?«

Alle in der Bar starren Marino an.

»Ich habe gerade drei fünfzig für ein wässriges Bier bezahlt, und der Tisch ist so dreckig, dass meine Zeitschrift dran kleben bleibt.«

Alle Gäste in der Bar starren auf seine Zeitschrift. Ein paar junge Männer stoßen einander grinsend an. Der verärgerte Barmann, der ein Oktopus sein müsste, um all die Bestellungen zu bewältigen, wirft Marino ein feuchtes Handtuch zu. Nachdem der den Tisch abgewischt hat, schmeißt er es zurück und trifft dabei fast eine alte Frau am Kopf. Sie trinkt weiter ihren Weißwein, ohne es zu

bemerken. Marino beginnt, die Zeitschrift durchzublättern. Vielleicht ist es ja noch nicht zu spät, sich seine männlichen Attribute zurückzuerobern und Muskeln zu züchten, die er spielen lassen kann wie ein Pfau, der den Fächer ausbreitet. Als Junge in New Jersey hielt er sich durch Klimmzüge, Liegestützen und mit dem Stemmen von aus Betonsteinen und Mopp- oder Besenstielen gebastelten Gewichten in Form. Er hob die Hecks von Autos an, um seinen Rücken und Bizeps zu stählen, machte mit einem Wäschesack voller Ziegelsteine in der Hand Kniebeugen und rannte damit Treppen rauf und runter. Er boxte gegen die Wäsche an der Leine, und zwar immer an windigen Tagen, wenn die Wäsche sich auch wehrte.

»Peter Rocco! Hör auf, auf die Wäsche einzuschlagen! Wenn du sie wieder schmutzig machst, musst du sie waschen!«

Seine Mutter war verschwommen hinter der Fliegentür zu sehen, wo sie, die Hände in die Hüften gestemmt, stand und sich um einen strengen Ton bemühte, während der kräftige rechte Haken ihres Sohnes ein nasses Unterhemd seines Vaters von den hölzernen Wäscheklammern riss, sodass es in den nächstbesten Busch segelte. Als Marino älter wurde, wickelte er sich Lumpen um die Fäuste und bearbeitete eine alte Matratze, die er im Kriechkeller unter dem Haus aufbewahrte, mit heftigen Schlägen. Wenn es möglich wäre, eine alte Matratze umzubringen, wäre diese sicher schon tausend Tode gestorben, angelehnt an die Veranda, bis der Bezug schließlich riss und der alterstrockene Schaumgummi bei jedem Hieb in alle Richtungen stob. Marino durchstöberte die Sperrmüllhaufen in der Nachbarschaft nach alten Matratzen und bekämpfte seine fleckigen, gleichmütigen Gegner, als hasse er sie wegen

einer unverzeihlichen Schmach, die sie ihm angetan hatten.

»Wen willst du denn ermorden, Junge?«, fragte seine Mutter ihn eines Nachmittags, als er, schweißtriefend und zittrig vor Erschöpfung, den Kühlschrank aufriss, um sich das Eiswasser zu nehmen, das sie stets dort aufbewahrte. »Trink nicht aus der Flasche. Wie oft soll ich dir das noch sagen? Weißt du, was Bazillen sind? Das sind kleine, hässliche Käfer, die aus deinem Mund direkt in die Flasche kriechen. Dass man sie nicht sehen kann, heißt noch lange nicht, dass sie nicht da sind. Und diese Bazillen sorgen dafür, dass du und alle anderen Grippe und Kinderlähmung kriegen, und dann landest du in der eisernen Lunge und...«

»Dad trinkt auch aus der Flasche.«

»Tja.«

»Was heißt *tja*, Mom?«

»Er ist der Mann im Haus.«

»Als ob das eine Rolle spielen würde. Offenbar kommen bei ihm keine kleinen hässlichen Käfer aus dem Mund, weil er der Mann im Haus ist. Und wahrscheinlich ist es ihm auch scheißegal, wer von uns in der eisernen Lunge landet.«

»Wen bekämpfst du, wenn du da draußen auf die Matratze einschlägst? Du hast nichts als Prügeln im Kopf.«

Marino bestellt sich noch ein Bier und tröstet sich mit dem Gedanken, dass die männlichen Models in der Fitnesszeitschrift keine Kämpfer sind, weil sie die Beweglichkeit von Steinen haben. Sie tänzeln nicht hin und her und boxen, sondern tun nichts weiter als Gewichte heben, für Fotos posieren und sich mit Steroiden vergiften. Dennoch

hätte Marino nichts gegen einen Bauch, der aussieht wie die Wellen auf einer Skipiste. Und er würde alles für Haare geben, die auf seinen Kopf heimkehren, anstatt weiterhin gnadenlos auf andere Körperteile auszuweichen. Während er raucht und trinkt, dringen aus dem großen Fernseher die Geräusche eines aufschlagenden Basketballs, quietschender Turnschuhe und jubelnder Zuschauer. Nachdem er lautstark ein paar Seiten seiner Zeitschrift weitergeblättert hat, stößt er auf Werbung für Aphrodisiaka und Erektionshilfen und auf Anzeigen für Nudistenpartys und Nacktvolleyball.

Als er die haarlosen Hünen in ihren Tangas und Netzhöschen auf der Mittelseite sieht, klappt er die Zeitschrift zu. Ein Geschäftsmann am Nebentisch steht auf und setzt sich ans andere Ende der Bar. Marino trinkt in Ruhe aus, steht auf und streckt sich gähnend. Die Gäste in der Bar beobachten ihn, als er auf den Geschäftsmann zugeht

und die Zeitschrift auf dessen *Wall Street Journal* fallen lässt.

»Ruf mich an«, meint Marino augenzwinkernd und schlendert aus der Bar.

40

Zurück am Flugsteig, wird Marino von Unruhe und Ungeduld ergriffen.

Wegen des Wetters wurde sein Flug eine weitere Stunde verschoben. Plötzlich will Marino nicht mehr nach Hause zu Trixie, wo er morgens aufstehen und sich darüber klar werden wird, was eigentlich in Boston geschehen ist. Als er an sein kleines Haus mit Carport in einem Arbeiterviertel denkt, versinkt er noch tiefer in Bitterkeit, und sein Bedürfnis wächst, sich endlich zu wehren. Wenn er nur wüsste, wer der Feind ist. Er kann nicht erklären, warum er immer noch in Richmond lebt. Und auch nicht, warum er zugelassen hat, dass Benton ihn so abserviert. Er hätte in Bentons Wohnung bleiben müssen.

»Wissen Sie, was *wegen des Wetters* bedeutet?«, fragt Marino die junge Rothaarige, die neben ihm sitzt und sich die Nägel feilt. Wenn es zwei Formen unhöflichen Verhaltens gibt, die Marino einfach nicht ertragen kann, dann sind das Furzen in der Öffentlichkeit und das Kratzgeräusch einer Nagelfeile, begleitet von rieselndem Staub.

Die Feile setzt ihr hektisches Schmirgeln fort.

»Es heißt, dass sie noch nicht entschieden haben, ob sie unsere Ärsche überhaupt aus Boston rausfliegen sollen. Verstehen Sie? Es sind nicht genug Passagiere, als dass es sich für die Airline lohnen würde. Und wenn sie dabei Geld verliert, fliegt sie nicht und schiebt es auf höhere Gewalt.«

Die Feile erstarbt in der Luft, und die Frau lässt den Blick über Dutzende unbesetzter Plastiksitze schweifen.

»Also können Sie die ganze Nacht hier rumsitzen«, fährt Marino fort. »Oder sich mit mir ein Motelzimmer suchen.«

Nach einem Moment ungläubigen Schweigens steht sie auf und stolziert empört davon.

»Schwein!«, schimpft sie.

Marino schmunzelt, wieder ganz Gentleman und, wenn auch nur kurz, von seiner Langeweile abgelenkt. Er beschließt, nicht weiter auf einen Flug zu warten, der wahrscheinlich niemals starten wird. Außerdem muss er wieder an Benton denken. Wut und Argwohn schwappen in seinem Schädel. Das Gefühl, ohnmächtig und zurückgewiesen worden zu sein, umschließt ihn immer enger

und erstickt ihn mit einer Niedergeschlagenheit, die seine Gedanken lähmt und ihn ermüdet, als hätte er tagelang nicht geschlafen. Er erträgt es nicht. Er will nicht mehr. Marino wünscht, er könnte Lucy anrufen, aber er weiß nicht, wo sie ist. Sie hat ihm nur verraten, dass sie etwas Geschäftliches erledigen und deshalb verreisen muss.

»Was für ein Geschäft?«, hat Marino sich erkundigt.

»Ein Geschäft eben.«

»Manchmal frage ich mich, warum, zum Teufel, ich für dich arbeite.«

»Das frage ich mich nie. Ich denke nie darüber nach«, erwiderte Lucy, die in ihrem Büro in Manhattan am Telefon saß. »Du betest mich eben an.«

Vor dem Logen Airport hält Marino ein Cambridge-Checker-Taxi an, indem er praktisch vor die Motorhaube läuft und mit den Armen rudert, ohne auf die Warteschlange am Taxistand und die vielen dort stehenden müden, unzufriedenen Menschen zu achten.

»Zum Ufer«, weist er den Fahrer an. »In die Nähe des Konzertpavillons.«

Scarpetta weiß ebenfalls nicht, wo Lucy steckt. Ihre Nichte geht weder zu Hause noch unterwegs ans Telefon und reagiert auch nicht, wenn sie sie anpiepst. Marino kann Scarpetta auch nicht erreichen, und sie hat nicht die Absicht, Rose anzurufen und ihr von dem Brief zu erzählen.

Ihre Sekretärin macht sich ohnehin schon zu viele Sorgen. Also sitzt Scarpetta auf dem Bett und überlegt. Billy läuft die Hunderrampe hinauf und lässt sich in einem Abstand zu ihr nieder, in dem sie ihn noch erreichen könnte, wenn sie ihn streicheln will. Sie tut es.

»Warum sitzt du immer so weit weg?«, fragt sie ihn, während sie seine weichen Schlappohren kraut. »Ach, ich verstehe. Ich soll

mich bewegen und näher an dich ranrutschen.«

Sie gibt sich geschlagen.

»Weißt du, dass du ein ausgesprochen herrschsüchtiger Hund bist?«

Billy leckt ihr die Hand.

»Ich muss für ein paar Tage verreisen«, teilt sie ihm mit. »Aber Rose wird sich gut um dich kümmern. Vielleicht kannst du ja bei ihr bleiben, und dann geht sie mit dir an den Strand. Also versprich mir, dass du dich nicht aufregst, wenn ich wegfahre.«

Das tut er nie. Er läuft ihr nur nach, wenn sie sich auf den Weg macht, weil er im Auto mitfahren will. Wenn es nach ihm ginge, würde er sich den ganzen Tag spazieren fahren lassen. Scarpetta wählt noch einmal Lucys Büronummer. Obwohl die Bürozeiten

längst vorbei sind, meldet sich dort wie immer vierundzwanzig Stunden pro Tag und sieben Tage pro Woche ein lebendiger und wacher Mensch. Heute ist Zach Manham dran.

»Also, Zach«, kommt Scarpetta sofort zur Sache. »Es istschlimm genug, dass Sie mir nicht verraten wollen, wo Lucy ist...«

»Es liegt nicht daran, dass ich nicht will...«

»Natürlich tut es das«, fällt Scarpetta ihm ins Wort. »Sie wissen es und verschweigen es mir.«

»Ich schwöre bei Gott, dass ich keine Ahnung habe«, erwidert Manham. »Hören Sie, wenn ich es wüsste, würde ich sie auf ihrem internationalen Mobiltelefon anrufen und sie wenigstens bitten, sich bei Ihnen zu melden.«

»Also hat sie das internationale Mobiltelefon dabei. Ist sie im Ausland?«

»Sie hat dieses Mobiltelefon immer dabei. Sie wissen, welches ich meine: das, mit dem man auch Fotografien und Videoaufnahmen machen und sich ins Internet einloggen kann. Sie hat das neueste Model. Es bäckt sogar Pizza.«

Im Moment ist Scarpetta nicht nach Lachen zumute.

»Ich habe es auf ihrem Mobiltelefon probiert. Sie geht nicht ran«, entgegnet sie. »Ganz gleich, ob sie nun hier oder im Ausland ist. Und was ist mit Marino? Decken Sie den ebenfalls?«

»Mit dem habe ich seit Tagen nicht geredet«, antwortet Manham. »Nein, ich weiß nicht, wo er steckt. Geht der auch nicht ans Mobiltelefon oder an den Piepser?«

»Nein.«

»Soll ich einen Lügendetektortest machen, Doc?«

»Ja.«

Manham lacht auf.

»Okay, ich gebe mich geschlagen. Ich bin zu müde, um die ganze Nacht weiterzutelefonieren«, sagt Scarpetta und krault Billys Bauch. »Falls Sie von einem der beiden hören, bitten Sie sie, sich sofort mit mir in Verbindung zu setzen. Es ist dringend. Und zwar so dringend, dass ich morgen früh deshalb nach New York fliege.«

»Was? Sind Sie in Gefahr?«, fragte Manham erschrocken.

»Darüber will ich mit Ihnen nicht sprechen, Zach. Nehmen Sie's nicht persönlich. Gute Nacht.«

Scarpetta schließt die Schlafzimmertür ab, stellt den Wecker und legt ihre Pistole neben sich auf das Nachtschränkchen.

42

Marino findet den Taxifahrer unsympathisch und fragt ihn, woher er kommt.

»Kabul.«

»Wo genau ist Kabul?«, erkundigt sich Marino. »Ich meine, ich weiß natürlich, in welchem Land« - tut er nicht -, »aber ich kenne die geographische Lage nicht.«

»Kabul ist die Hauptstadt von Afghanistan.«

Marino versucht, sich Afghanistan vorzustellen. Ihm fallen dabei nur Diktatoren, Terroristen und Kamele ein.

»Und was machen Sie dort?«

»Dort mache ich gar nichts. Ich wohne hier.« Die dunklen Augen des Fahrers betrachten ihn im Rückspiegel. »Meine Familie hat in einer Wollspinnerei gearbeitet, und ich bin vor acht Jahren hierher gekommen. Sie sollten Kabul mal besuchen. Es ist sehr schön. Sehen Sie sich die Altstadt an. Mein Name ist Babur. Wenn Sie Fragen haben oder ein Taxi brauchen, rufen Sie meinen Unternehmer an, und fragen Sie nach mir.« Als er lächelt, leuchten seine Zähne weiß in der Dunkelheit.

Marino spürt, dass der Fahrer sich über ihn lustig macht, aber er versteht den Witz nicht. Sein Ausweis ist am Sonnenschutz des Beifahrersitzes befestigt, und Marino versucht vergeblich, ihn zu entziffern. Obwohl er nicht mehr so gut sieht wie früher, weigert er sich, eine Brille zu tragen. Scarpetta redet zwar ständig auf ihn ein, aber er lehnt auch eine Laseroperation strikt ab und beharrt felsenfest darauf, er würde davon entweder

blind werden oder Schäden am Stirnlappen erleiden.»Der Weg kommt mir so unbekannt vor«, stellt Marino knurrig wie immer fest, als fremde Gebäude am Autofenster vorbeisausen.

»Wir nehmen eine Abkürzung am Hafen und an den Docks entlang und dann die Stadtautobahn. Hübsche Aussicht.«

Marino beugt sich auf der harten Sitzbank vor, wobei er einer Feder ausweichen muss, die fest entschlossen scheint, sich durch das Kunstlederpolster zu bohren und anschließend hochzuschnellen, um seine linke Pobacke zu perforieren.

»Sie fahren ja nach Norden, Sie Drecksack von einem Maultiertreiber! Ich bin zwar nicht aus Boston, aber ich weiß, wo die Uferpromenade ist, und Sie sind nicht mal auf der richtigen Seite dieses bescheuerten Flusses!«

Der Taxifahrer, der sich Babur nennt, achtet überhaupt nicht auf seinen Fahrgast, tuckert fröhlich weiter und weist Marino auf Sehenswürdigkeiten wie das Gefängnis von Suffolk County, das Massachusetts General Hospital und das Shriners-Zentrum für Brandverletzte hin. Als er ihn am Storrow Drive aussteigen lässt, in der Nähe, aber nicht zu nah bei Benton Wesleys Wohnung, zeigt das Taxameter 68,35 Dollar. Marino reißt die Tür auf und wirft einen zerknitterten Ein-Dollar-Schein auf den Vordersitz.

»Sie schulden mir noch siebenundsechzig Dollar und fünfunddreißig Cent.« Der Taxifahrer streicht den Geldschein auf dem Oberschenkel glatt. »Ich rufe die Polizei!«

»Und ich prügel dich windelweich, ohne dass du was dagegen tun kannst, denn du hast bestimmt keine Arbeitsgenehmigung, richtig? Zeig mir mal deine Greencard, Arschloch. Und soll ich dir noch was verraten?

Ich bin Polizist und habe eine Pistole unter dem Arm.« Er zieht die Brieftasche heraus und zeigt die Dienstmarke, die er der Polizei von Richmond nicht zurückgegeben hat, als er in den Ruhestand gegangen ist.

Er hat behauptet, er hätte sie verloren.

Reifen quietschen, als der Taxifahrer davonbraust und dabei

Verwünschungen durch das offene Fenster brüllt. Marino geht in Richtung Longfellow-Brücke, biegt nach Südosten ab und folgt kurz demselben Bürgersteig, den er und Benton heute Nachmittag entlanggeschlendert sind. Er nimmt einen Umweg über die von Gaslaternen gesäumten Pinckney und Revere; wie immer lauscht er dabei ständig, schaut sich um und vergewissert sich, dass ihn wirklich niemand beschattet. Dabei fürchtet Marino nicht etwa das Chandonne-Kartell, sondern ist eher auf der

Hut vor den üblichen Straßenkriminellen und Spinnern, obwohl er in diesem Teil von Beacon Hill noch keine Hinweise auf solche Leute entdeckt hat.

Als Bentons Haus in Sicht kommt, stellt Marino fest, dass die Fenster von Wohnung 46 dunkel sind.

»Scheiße«, murmelt er und wirft seine Zigarette weg, ohne sich die Mühe zu machen, sie auszutreten.

Bestimmt ist Benton zu einem späten Abendessen, ins Fitnessstudio oder zum Joggen gegangen. Allerdings ist das nicht sehr wahrscheinlich. Marinos Angst nimmt bei jedem Schritt zu und schnürt ihm die Brust ab. Er weiß verdammt gut, dass Benton das Licht anlassen würde, wenn er aus dem Haus ginge. Er gehört nämlich nicht zu der Sorte von Leuten, die eine stockdunkle Behausung betreten würden.

Die Treppen zum vierten Stock strengen Marino noch mehr an als beim letzten Mal, denn Adrenalin und Bier lassen sein überfordertes Herz so schnell schlagen, dass er kaum noch Luft bekommt. Als er Wohnung 46 erreicht, klopft er laut an die Tür. Von drinnen ist kein Geräusch zu hören.

Er klopft noch heftiger. »Hey, Tom!«, brüllt er.

43

Lucy startet den Mercedes, dann starrt sie Rudy plötzlich in der schwarzen Finsternis an.

»Oh Gott, ich fasse es nicht!« Als sie mit der Faust aufs Lenkrad schlägt, kommt sie versehentlich an die Hupe.

»Was ist?« Rudy zuckt zusammen und wird plötzlich von Panik ergriffen. »Was, zum Teufel, tust du da?«

»Mein Totschläger. Verdammte Scheiße! Ich habe ihn auf dem Nachtschränkchen liegen lassen. Bestimmt sind meine Fingerabdrücke drauf, Rudy.«

Wie konnte sie nur so einen hirnlosen Fehler machen? Alles ist nach Plan gelaufen,

bis sie nachlässig geworden ist. Ein gedankenloser Schnitzer, wie er Menschen, die auf der Flucht sind, immer wieder zum Verhängnis wird. Mit leise laufendem Motor stehen sie am dunklen Straßenrand. Weder Lucy noch Rudy sind sicher, was sie tun sollen. Sie sind frei. Sie haben es geschafft. Niemand im Hotel hat sie bemerkt. Und jetzt muss einer von ihnen zurück.

»Tut mir Leid«, flüstert Lucy. »Ich bin eine verdammte Idiotin«, fügt sie hinzu. »Du wartest hier.«

»Nein. Ich erledige das.« Rudys Angst verwandelt sich in das leichter zu beherrschende Gefühl von Wut, und er widersteht der Versuchung, sie an Lucy auszulassen.

»Ich habe Scheiße gebaut. Also muss ich es wieder gerade bügeln.« Sie macht die Autotür auf.

Bev Kiffin fährt mit den Fingern einen Ständer mit billigen Höschen und BHs aus Kunstfaser entlang.

Die Abteilung Damenwäsche bei Wal-Mart befindet sich gleich neben der Bastelabteilung und gegenüber von den Herrensportschuhen. Bev stöbert häufig hier herum, ist aber sicher, dass die Verkäuferinnen mit den schäbigen blauen Kitteln und den Namensschildern sie nicht erkennen. In solchen Billigsupermärkten, die vierundzwanzig Stunden pro Tag und sieben Tage die Woche geöffnet haben, kümmern sich die müden, erschöpften Mitarbeiter nicht um unauffällige Kundinnen, die wie Bev auf Schnäppchenjagd sind.

Ein roter Spitzen-BH beflügelt ihre Phantasie. Sie sieht nach der Größe und sucht einen in 95 D. Nachdem sie ein Exemplar in Schwarz entdeckt hat, schiebt sie es in den Ärmel ihres dunkelgrünen Regenmantels. Dem BH folgen zwei Bikinislips Größe L. Unterwäsche und andere Dinge ohne Sicherheitsetikett zu stehlen, ist so einfach, dass Bev sich fragt, warum nicht alle es tun. Sie fürchtet sich nicht vor den Konsequenzen. In ihrem Gehirn schrillt kein Warnsignal, wenn sie ein Verbrechen plant, ganz gleich, wie schwer es auch sein mag. Auf ihrem Radarschirm sind nur Gelegenheiten zu sehen, manche besser und verheißungsvoller als andere - so wie zum Beispiel die Frau, die gerade in die Bastelabteilung geschlendert ist und sich offenbar für Stickmaterialien interessiert.

Der bloße Gedanke an ein so dämliches Hausfrauenhobby erfüllt Bev mit Verachtung, und sie kommt sofort zu dem Schluss,

dass die attraktive Blondine in Jeans und hellblauer Jacke naiv sein muss.

Ein Lamm.

Bev stöbert weiter am Ständer mit der Unterwäsche. Das Ziel auf ihrem Radar blinkt mit jeder Sekunde heller, ihr Puls beschleunigt sich, ihre Handflächen werden feucht.

Die Frau legt buntes Stickgarn und eine Vorlage mit Adler und Flagge in ihren Einkaufswagen. *Eine Patriotin also*, denkt Bev. Vielleicht hat sie einen Mann oder Freund beim Militär, der zurzeit nicht da ist, möglicherweise noch im Irak. Sie ist mindestens fünfunddreißig oder eher vierzig. Kann sein, dass ihr Mann bei der Nationalgarde ist.

Der Einkaufswagen rollt weiter und kommt näher.

Bev riecht Parfüm. Den Duft kennt sie nicht, vermutlich teuer. Die Frau hat schlanke Beine und eine gute Haltung. Sie trainiert im Fitnessstudio. Sie hat genug Freizeit. Falls sie Kinder hat, kann sie sich offenbar jemanden leisten, der sie beaufsichtigt, während sie zum Sport oder vielleicht zum Friseur geht.

Bev betrachtet einen Zettel, eine Einkaufsliste, und tut so, als hätte sie die Frau nicht bemerkt, die im Gang stehen bleibt und den Ständer mit der Wäsche ansieht. Offenbar will sie ihrem Mann eine Freude machen.

Ein Lamm.

Gut aussehend. Und eine Ausstrahlung, die auf Bev intelligent wirkt.

Bev spürt es, wenn jemand klug ist. Die Leute brauchen kein Wort von sich zu geben, da der Rest von ihnen es aussagt. Die Frau

schiebt ihren Einkaufswagen geradewegs auf den Ständer zu. Nun ist sie keine dreißig Zentimeter mehr von Bev entfernt. Ihr Parfüm kriecht in Bevs Nebenhöhlen und bohrt sich in ihren Schädel. Bevs Blick wird nadelspitz, als die Frau den Reißverschluss ihrer Jacke aufzieht, einen durchsichtigen BH vom Ständer nimmt und ihn sich an die festen, üppigen Brüste hält.

Hass und Neid bringen jeden Nerv und jeden Muskel in Bevs matronenhaftem Körper zum Vibrieren. Kalter Schweiß steht auf ihrer Oberlippe. Sie schlendert in Richtung Herrensportschuhe, während die Frau zum Mobiltelefon greift und eine Nummer wählt. Irgendwo läutet es einige Sekunden lang.

»Liebling?«, sagt sie zärtlich und vergnügt. »Ich bin immer noch hier. So ein Riesenladen.« Sie lacht auf. »Ich mag den Wal-Mart am Acadian lieber.« Wieder lacht

sie. »Tja, vielleicht mache ich das, wenn du ganz sicher nichts dagegen hast.«

Sie streckt den linken Arm aus und schaut auf die Uhr, die unter ihrem Ärmel hervorlugt. Es ist eine Uhr, wie Jogger sie tragen. Bev hätte eigentlich mit etwas Teurerem gerechnet.

45

Ein leichter Nieselregen glänzt feucht auf den Straßen von Stettin, als Lucy sich dem Radisson Hotel nähert.

Diesmal braucht sie nicht zu warten, bis die Empfangsdame die Rezeption verlässt. Die Hotelhalle ist menschenleer. Ruhig, aber schnellen Schrittes tritt sie ein und geht zum Aufzug. Sie will schon auf den Knopf drücken, als sich die Türen öffnen. Ein sehr betrunkenener Mann taumelt heraus und rempelt sie an.

»Tschulligung«, lallt er so laut, dass Lucy erschrickt, und einen Moment lang kann sie nicht mehr klar denken.

Was soll ich tun? Was soll ich tun?

»So was Hübsches wie Sie ist mir schon lang nicht mehr untergekommen!«

Seine Sprache ist schleppend wie nach einer Betäubungsspritze, und er schreit beinahe, während er Lucy lüstern anglotzt und sie, angefangen bei ihrem Haar bis zum Dekollete und den Cowboystiefeln aus Satin, mustert. Er verkündet, dass in Zimmer 301 eine tolle Party steigt, zu der sie unbedingt kommen muss. Immer weiter und weiter redet er. Ach, wie wunderschön und sexy sie ist und ganz bestimmt aus Amerika. Er selbst ist aus Chicago, vor kurzem nach Deutschland versetzt worden und sehr einsam. Außerdem lebt er getrennt von seiner Frau, die ein Miststück ist.

Die Empfangsdame kommt in die Hotelhalle gehastet, kurz darauf folgt ein Wachmann, der den Betrunkenen auf Englisch anspricht.

»Vielleicht sollten Sie jetzt besser auf Ihr Zimmer gehen. Es ist schon spät. Schlafen Sie ein bisschen«, sagt der Wachmann mit verkniffener Miene und bedenkt Lucy mit einem angewiderten und argwöhnischen Blick. Offenbar nimmt er an, dass sie die Freundin dieses vulgären Menschen ist. Oder womöglich eine Prostituierte und bestimmt ebenfalls betrunken.

Lucy versucht, den Aufzugknopf zu drücken, verfehlt ihn einige Male und klammert sich schwankend an den Arm des Zechbruders.

»Komm, Baby, gehen wir«, lallt sie mit russischem Akzent und lehnt sich an ihn.

»Na, wenn das nicht ...« Er will seiner Begeisterung schon überrascht Ausdruck verleihen, als sie sich auf die Zehenspitzen stellt und ihn fest auf den Mund küsst.

Die Aufzugtür öffnet sich, sie zieht ihn hinein, presst sich an ihn und setzt den langen Zungenkuss fort, der nach Knoblauch und Whiskey schmeckt. Der Wachmann starrt sie streng an, während sich die Türen schließen.

Fehler.

Der Wachmann wird sich an ihr Gesicht erinnern. Lucys Gesicht vergisst man nicht so leicht, und er hatte genug Zeit, es eingehend zu betrachten, weil das betrunkene Arschloch Lucy aufgehalten hat.

Großer Fehler.

Sie drückt auf den Knopf mit der Zwei, während der Mann sie betatscht. Offenbar bemerkt er nicht, dass der Aufzug in der falschen Etage stoppt. Doch plötzlich rennt seine neue Geliebte, ihre Kleider zusammenhaltend, los. Er versucht fluchend, ihr mit

wild rudernden Armen nachzulaufen, bleibt mit der Schuhspitze am Teppich hängen und stolpert.

Lucy folgt Schildern mit der Aufschrift »Ausgang«, biegt in den nächsten Flur ein und stößt auf ein Treppenhaus. Leise pirscht sie sich drei Stockwerke hinauf und wartet mit angehaltenem Atem auf dem dämmrigen Treppenabsatz. Während sie lauscht, läuft ihr der Schweiß übers Gesicht und durchweicht ihre aufreizende schwarze Bluse. Wahrscheinlich eher aus Gewohnheit als aus Voraussicht hat sie den Hotelschlüssel aus Plastik vom Tisch in Caggianos Zimmer genommen und ihn in eine Tasche ihrer Windjacke gesteckt. Wenn sie ein Hotel verlässt, behält sie immer einen Schlüssel, falls es sich um ein Einweg-Modell handelt, für den Fall, dass sie etwas vergessen hat. Einmal, und daran erinnert sie sich nur ungern, hat sie ihre Pistole in der Nachttischschublade liegen gelassen und es erst beim Einsteigen ins

Taxi bemerkt. Gott sei Dank, dass sie noch ihren Schlüssel hatte.

Das »Bitte-nicht-stören«-Schild baumelt immer noch bedrohlich am Türknauf von 511. Lucy lässt den Blick über den Flur schweifen und hofft verzweifelt, dass sie nicht wieder von jemandem überrascht wird. Als sie sich der Tür nähert, hört sie drinnen in Roccas Zimmer den Fernseher laufen und bekommt ein flaues Gefühl im Magen. Angst steigt in ihr auf und erinnert sie daran, dass sie und Rudy gerade etwas Schreckliches getan haben und dass sie sich ihrer Sünde jetzt noch einmal stellen muss.

Ein grünes Lämpchen flackert, und sie schiebt die Tür mit dem Ellenbogen auf. Sie hat keine frischen Handschuhe dabei, weil sie einfach losgestürmt ist. Der üble Geruch von Roccas letzter fettiger Mahlzeit schlägt ihr entgegen und überdeckt den Gestank nach alkoholdurchsetztem Blut, das wie

Pudding unter seinem Kopf gerinnt. Seine Augen sind halb offen und milchig. Der Stuhl liegt am Boden, die Pistole klemmt unter seiner Brust; alles ist genau so, wie Rudy und sie es zurückgelassen haben. Schmeißfliegen umschwirren die Leiche, auf der Suche nach dem besten Stück Mensch, um dort ihre Eier abzulegen. Gebannt starrt Lucy auf die wild gewordenen Insekten.

Dann fällt ihr Blick auf den Totschläger. Auch er liegt noch genauso da wie vorhin, nämlich auf dem Tisch links vom Bett.

»Gott sei Dank«, flüstert sie.

Der Totschläger ist wieder wohlbehalten in ihrem Ärmel verstaut, als sie vorsichtig die Tür öffnet und den Knauf mit ihrer Bluse abwischt. Diesmal benutzt sie für den ganzen Weg nach unten zum Servicebereich die Treppe; dort hört sie Stimmengewirr, vermutlich aus der Küche. An den Wänden

stehen Wagen mit schmutzigem Geschirr, verwelkten Blumen in kleinen Väschen, leeren Weinflaschen und Resten von Cocktails und anderen Getränken. Das Essen ist auf dem Hotelporzellan angetrocknet und befleckt weiße Tücher und zusammengeknüllte Servietten. Hier unten gibt es keine Fliegen. Keine einzige.

Lucy schluckt ein paar Mal. Als sie sich vorstellt, wie die Schmeißfliegen auf Rocco herumkrabbeln und sich an seiner Leiche laben, wird ihr plötzlich übel. Sie malt sich aus, was als Nächstes passieren wird. In dem warmen Zimmer werden sich die Schmeißfliegenlarven in Maden verwandeln, die - abhängig davon, wie lange Rocco unentdeckt bleibt - über seine verwesende Leiche kriechen, insbesondere in seine Wunde und in die Körperöffnungen. Schmeißfliegen lieben tiefe, dunkle, feuchte Nischen und Gänge.

Der heftige Aasfresser-Befall wird es erschweren, Roccas Todeszeitpunkt zu bestimmen, was auch Rudys Absicht war, als er die Fliegen im Zimmer freiließ. Der Gerichtsmediziner, der Roccas Leiche untersucht, wird verwirrt sein, wenn er hört, wann der Zimmerservice das Essen gebracht hat, während er gleichzeitig das fortgeschrittene Stadium des Madenbefalls und der Verwesung sieht. Der Blutalkoholpegel wird darauf hinweisen, dass Rocco betrunken war, als er an einer selbst zugefügten Schusswunde starb; das Bleischrapnell und die rasiermesserscharfen Kupferkanten eines Hohlspitzengeschoßes mit Teilmantel sind wie ein Sturm durch sein Gehirn gefegt. Die Fingerabdrücke auf der Waffe stammen von ihm.

Die Wärme im Zimmer wird zwar einkalkuliert werden, aber vermutlich keinen Verdacht erregen. Auf der leeren Champagnerflasche wird die Polizei Caggianos Fingerabdrücke finden, falls sie sich überhaupt die

Mühe macht, danach zu suchen. Allerdings wird nirgendwo vermerkt sein, dass Rocco den Champagner bestellt oder als Geschenk des Hauses erhalten hat. Möglicherweise hat er ihn ja anderswo gekauft. Das Papier der roten Meldung wird ebenso seine Fingerabdrücke aufweisen, wenn jemand es daraufhin untersucht, und davon muss Lucy ausgehen.

Sie wünscht, Rocco hätte nicht den Zimmerservice kommen lassen. Doch sie hat diese Möglichkeit eingeplant, in dem Wissen, dass der Kellner, der das Essen gebracht hat, sich bestimmt an das Trinkgeld erinnern und lieber verschweigen wird, dass es sich hierbei um amerikanische Dollars gehandelt hat. Bestimmt will der Betreffende nicht in einen Skandal verwickelt werden und es mit der Polizei zu tun bekommen. Und wenn Roccas Todeszeitpunkt, wie der Gerichtsmediziner ihn ermittelt, überhaupt nicht mit der Aussage des Kellners übereinstimmt - immer vorausgesetzt, dieser Mensch macht

überhaupt den Mund auf -, wird man wahrscheinlich davon ausgehen, dass er sich in der Zeit oder sogar im Tag geirrt hat. Oder dass er lügt. Niemand wird zugeben wollen, dass er amerikanisches Geld und vielleicht noch weitere Gefälligkeiten und illegale Waren angenommen hat, die Rocco dem Hotel im Laufe der vielen Jahre hat zukommen lassen.

Wen wird es interessieren, dass Rocco Caggiano tot ist? Möglicherweise keinen Menschen außer der Familie Chandonne, die sich einige Fragen stellen wird. Lucy hat eingeplant, dass die Chandonnes Druck ausüben werden, um die Tatsachen in Erfahrung zu bringen. Vielleicht werden sie es tun, vielleicht aber auch nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man von einem Selbstmord ausgehen, den kein Mensch betrauert und der niemanden kümmert.

46

Lucy rennt durch die Dunkelheit; dass sie Schmerzen in der Brust hat, liegt nicht an der körperlichen Anstrengung.

Der Mercedes steht still am Straßenrand, und sie kann Rudy wegen der getönten Scheiben nicht erkennen. Das Schloss entriegelt sich, und sie öffnet die Fahrertür.

»Mission erledigt?«, fragt er mürrisch in die Dunkelheit. »Noch nicht den Motor starten.«

Sie berichtet ihm von ihrer Begegnung mit dem Betrunkenen und dem Hotelpersonal und erklärt ihm, wie sie das Problem gelöst hat. Er schweigt, aber sie spürt, dass er nicht damit einverstanden und ärgerlich auf sie ist.

»Du kannst mich auch mal loben. Ich glaube, wir sind aus dem Schneider.«

»Jedenfalls so weit das unter den gegebenen Umständen möglich ist«, muss er einräumen.

»Niemand hat einen Grund, mich mit Roccas Zimmer oder mit seinem Tod in Verbindung zu bringen«, fährt sie fort. »Ich bin absolut sicher, dass das Hotelpersonal das Zimmer nicht betreten wird, solange das >Bitte-nicht-stören<-Schild an der Tür hängt. Weil das Fenster offen ist, werden noch mehr Fliegen hereinkommen. Wenn er in drei oder vier Tagen gefunden wird, wird er so von Maden befallen sein, dass er unkenntlich ist. Und falls du es noch nicht wissen solltest: Schmeißfliegen werden auch von Scheiße angezogen.

Außerdem ist sein Blutalkoholpegel so hoch, dass kein Mensch Grund hat, an

seinem Selbstmord zu zweifeln. Das Hotel wird seine verwesende Leiche nebst Maden so schnell wie möglich loswerden wollen. Und der Gerichtsmediziner wird glauben, dass Rocco schon länger tot ist, als der Zimmerservice behauptet - vorausgesetzt, dass die genaue Uhrzeit, um die er sein Abendessen bestellt hat, überhaupt festgehalten wurde, was vermutlich nicht der Fall ist. Die Bestellungen werden nicht in einen Computer eingegeben. Das ist eine Tatsache.«

»Eine Tatsache?«, gibt Rudy zurück.
»Woher, zum Teufel, willst du das wissen?«

»Hältst du mich für total verblödet? Natürlich, weil ich angerufen habe. Schon vor ein paar Tagen. Ich habe mich als Mitarbeiterin von Hewlett-Packard ausgegeben, die die Hotelcomputer überprüfen wollte. Der, den die Küche für den Zimmerservice benutze, brauche eine neue Software. Die

hatten keine Ahnung, wovon ich redete, und meinten, sie hätten gar keinen Computer für den Zimmerservice. Nur einen für den Warenbestand. Daraufhin habe ich ihnen die Vorzüge eines hp pavilion 753n mit Intel-Pentium-Prozessor, achtzig Gigabyte, CD-Rom-Laufwerk und so weiter für den Zimmerservice erläutert ... Der springende Punkt ist, dass es keine Computeraufzeichnung darüber gibt, wann Rocco sein Abendessen bestellt hat. Zufrieden?«

»Haben die in diesem Hotel denn Computer von Hewlett- Packard?«, fragt Rudy nach einer kurzen Pause.

»Das war nicht schwer rauszufinden. Ich habe die Verwaltung angerufen. Ja«, erwidert sie.

»Okay. Gut gemacht. Also haben wir den Schauplatz von Roccas Selbstmord so hergerichtet, dass alle glauben werden, er sei

schon tot gewesen, als du dich mit dem Betrunkenen amüsiert hast - nur für den Fall, dass der Typ oder sonst jemand sich dein Gesicht gemerkt hat.«

»Richtig, Rudy. Es ist alles in Ordnung. Alles bestens. Rocco ist bereits von Fliegen befallen. Die Wärme, die von den vielen Maden erzeugt wird, wird den Verwesungsprozess noch beschleunigen. Außerdem sieht es sowieso nach einem Selbstmord aus, und zwar wie einer, der früher - viel früher - begangen wurde, als alle annehmen.«

Lucy lässt den Wagen an und legt Rudy die Hand auf den Arm. »Können wir jetzt endlich abhauen?«

»Wir dürfen uns keine Fehler mehr erlauben, Lucy«, antwortet er schicksalsergeben. »Das geht einfach nicht.«

Ärgerlich fährt sie los.

»Fakt ist, dass mindestens zwei Leute in diesem Hotel dich für eine betrunkene Kongressteilnehmerin oder sogar für eine Prostituierte halten und dass du nicht so leicht zu vergessen bist, ganz gleich, wie sie dich eingeschätzt haben mögen. Wahrscheinlich ist das scheißegal, aber ...« Er beendet den Satz nicht.

»... aber es hätte auch schief gehen können.« Lucy fährt vorsichtig, schaut immer wieder in die Rückspiegel und beobachtet die in dunkle Schatten gehüllten Gehwege.

»Richtig, das hätte es.«

Sie spürt seinen Blick auf sich und bemerkt, dass seine Stimmung sich ändert. Er wird versöhnlicher, und offenbar tut es ihm Leid, dass er so barsch gewesen ist.

»Hey, Rudy.« Sie berührt liebevoll seine Wange, die wegen der Bartstoppeln so rau ist, dass sie Lucy an die Zunge einer Katze erinnert. »Wir sind unterwegs, und es hat geklappt.« Sie greift nach seiner Hand und umfasst sie fest.

»Es hat ein Problem gegeben, ein echtes Problem. Doch jetzt läuft alles bestens. Uns kann nichts mehr passieren.«

Obwohl sie beide niemals zugeben würden, dass sie Angst haben, wissen sie es, weil sie einander dann brauchen. In solchen Situationen sehnt sich jeder von ihnen verzweifelt nach dem warmen Körper des anderen. Lucy hebt seine Hand an ihren Mund und schmiegt sich an seinen Arm.

»Nicht«, sagt er. »Wir sind beide müde und erschöpft. Kein guter Zeitpunkt, um ... um nicht beide Hände am Lenkrad zu haben. Nicht, Lucy«, murmelt er, als sie zärtlich

seine Finger, seine Knöchel und die Handfläche küsst.

Während sie die eine Hand liebkost, schiebt sie seine andere in ihre schwarze Leinenbluse.

»Lucy, hör auf... mein Gott... das ist unfair.« Er öffnet seinen Sicherheitsgurt. »Ich will nicht so für dich empfinden, verdammt.«

Lucy fährt weiter.

»Aber du empfindest so für mich. Wenigstens manchmal. Richtig?«

Lucy streichelt sein Haar, steckt die Hand unter seinen Kragen und lässt sie seine oberen Rückenmuskeln entlanggleiten. Ohne ihn anzusehen, tritt sie aufs Gas.

Nic hat schon einige Male Aktennotizen an die Sonderkommission in Baton Rouge geschickt, in denen sie die Männer und Frauen - hauptsächlich sind es Männer - daran erinnert, dass ein Wal-Mart oder ein anderer großer Supermarkt ein ausgezeichnetes Umfeld für einen Mörder ist, um seine Opfer auszuspähen.

Niemand kümmert sich dort um einen Wagen, der - ganz gleich, um welche Uhrzeit - auf dem Parkplatz steht. Außerdem haben laut Kreditkartenbeleg sämtliche vermisste Frauen bei Wal-Mart eingekauft. Wenn nicht in dem in der Nähe der Louisiana State University, dann in anderen Filialen in Baton Rouge und New Orleans. Auch Ivy Ford. Am Samstag vor ihrem Verschwinden ist sie von

Zachary aus mit dem Auto zu dem Wal-Mart an der Uni gefahren.

Die Sonderkommission hat sich nie direkt mit Nic in Verbindung gesetzt. Doch offenbar hat ein Mitarbeiter sich bei ihrem Vorgesetzten gemeldet, denn vor ihrer Abreise nach Knoxville hat er sie im Pausenraum abgefangen und aus heiterem Himmel gesagt: »Die meisten Leute kaufen bei Wal-Mart und in ähnlichen Supermärkten und Drogeriemärkten ein, Nic.«

»Jawohl, Sir«, erwiderte sie. »Das tun die meisten.«

Baton Rouge gehört nicht zu ihrem Zuständigkeitsbereich, und daran wird sich erst dann etwas ändern, wenn der Justizminister beschließt, sämtliche Bezirksgrenzen endlich zum Teufel zu jagen. Nic hat keinen guten Grund, um das von ihm zu verlangen, während er nicht wüsste, warum er es

bewilligen sollte. Nic gehört nicht zu den Leuten, die jemanden um Erlaubnis für etwas fragen, außer, das Thema ragt vor ihr auf wie eine offene Zugbrücke, sodass sie keine andere Wahl hat, als anzuhalten oder umzukehren. Inzwischen ermittelt sie verdeckt an Orten, die ihr Instinkt ihr rät, und zwar häufig in dem Wal-Mart in Uninähe, unweit des Old Garden District, wo ihr Vater wohnt. Es ist nicht schwierig, sich vorzustellen, dass ein Mörder sich hier auf die Jagd nach Opfern macht. Damenwäsche erregt ihn vermutlich besonders, vor allem dann, wenn ein mögliches Opfer sich BHs und Höschen anhält und nach verschiedenen Schnitten und Größen sucht - so wie die füllige Frau mit dem kurzen, grau melierten Haar, die den Laden, gestohlene Ware im Ärmel ihres Regenmantels, soeben verlassen hat. Dieser geringfügige Diebstahl wird nicht gemeldet werden, weil Nic größere Pläne hat. Sie lässt den Einkaufswagen im Gang stehen

und verschwindet aus dem Wal-Mart. Dabei nimmt sie jeden anwesenden Mann und das, worauf er achtet und was er tut, bewusst wahr, während sie die ganze Zeit die Pistole in ihrer Gürteltasche spürt.

Der Parkplatz draußen ist ziemlich gut beleuchtet. Die wenigen Autos - es sind nicht einmal hundert - stehen eng beisammen, als wollten sie einander Gesellschaft leisten. Sie bemerkt die beleibte Ladendiebin, die rasch auf einen dunkelblauen Chevrolet mit Nummernschildern aus Louisiana zusteuert. Nic prägt sich das Kennzeichen ein, während sie auf die Frau zugeht und so tut, als hätte sie sie nicht bemerkt. Sie entdeckt niemanden in der Umgebung, der ein potenzieller Serienmörder sein könnte. Falls die Frau wirklich verfolgt wird - das war ohnehin nur eine Vermutung -, weist nichts darauf hin.

Wieder bekommt Nic ein schlechtes Gewissen, weil sie enttäuscht ist. Der

Gedanke, dass sie Bedauern empfindet, weil eine andere Frau nicht im Begriff ist, zum Opfer zu werden, ist so schrecklich, dass Nic ihre sündigen Hoffnungen nie jemandem anvertrauen würde und sie auch sich selbst kaum eingestehen kann. Stattdessen verdrängt sie diese Tatsache derart, dass sie sogar einen Lügendetektortest bestehen könnte, wenn der Prüfer sie fragt: »Sind Sie enttäuscht, wenn Sie ein potenzielles Opfer beschatten, ohne dass der Mörder einen Entführungsversuch unternimmt oder damit sogar Erfolg hat?« Nic würde sich weder verkrampfen noch zögern. Ihr Puls würde sich nicht verändern, wenn sie »Nein« erwiderte. Je kürzer die Antwort, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, dass ihr Nervensystem sie verrät.

Sie hält Abstand zu ihrem eigenen Wagen, einem fünf Jahre alten tannengrünen Ford Explorer, den sie - von außen nicht zu sehen - mit einem am Armaturenbrett zu

befestigenden tragbaren Blaulicht, einer Pistole, einem Verbandskasten, Überbrückungskabeln, einer Leuchtpistole, einem Feuerlöscher und einer Notfalltasche ausgestattet hat, die Kampfuniformen, Stiefel, zusätzliche Magazine und weitere Ausrüstungsgegenstände enthält; unter dem Armaturenbrett klemmen ein tragbarer Scanner und eine Ladestation für ihr internationales Mobiltelefon, das auch als Funkgerät benutzbar ist. Einen Großteil dieser Ausrüstung hat sie von ihrem eigenen Geld gekauft. Sie ist ein Mensch, der es mit den Vorbereitungen auf den Ernstfall gern übertreibt.

Die füllige Frau wühlt in einer schmutzigen Badetasche aus Leinen und steht etwa drei Meter von dem Chevrolet entfernt. Sie ist zwar eindeutig ein ganz anderer Typ als die bisherigen Opfer, aber Nic gibt nicht viel auf die so genannten Verbrechensmuster und Theorien zum Modus Operandi. Wie sie sich erinnert, hat Scarpetta vor der

Gefährlichkeit von Täterprofilen gewarnt, weil diese von Fehlern strotzten. Kein Mensch macht etwas immer und immer wieder auf genau dieselbe Art und Weise. Und eine Frau, die mutterseelenallein auf einem dunklen Parkplatz am Rand eines riesigen Unigeländes steht, muss stets mit einer Bedrohung durch Verbrecher rechnen.

Die Frau nestelt an ihren Schlüsseln herum und lässt sie fallen. Als sie sich bückt, um sie aufzuheben, verliert sie das Gleichgewicht, fällt, stößt plötzlich einen Schrei aus und umklammert ihr linkes Knie.

Panisch blickt sie sich um, entdeckt Nic und fleht: »Helfen Sie mir!«

Nic rennt hin und geht neben der Frau in die Hocke. »Nicht bewegen«, sagt sie zu ihr. »Wo tut es denn weh?«

Der Geruch von Insektenschutzmitteln und Körperausdünstungen steigt ihr in die Nase. Nebenbei bemerkt sie, dass die Autoschlüssel auf dem Asphalt nicht aussehen, als gehörten sie zu einem relativ neuen Chevrolet.

»Ich glaube, ich habe mir was im Knie gezerzt«, erwidert die Frau und starrt Nic an.
»Es ist mein kaputtes Knie.«

Sie hat einen deutlich schleppenden Südstaatenakzent und stammt offenbar nicht aus dieser Gegend. Ihre Hände sind rau und schwielig, als sei sie an harte körperliche Arbeit wie Putzen oder Krabbenpulen gewöhnt. Nic bemerkt keinen Schmuck, nicht einmal eine Armbanduhr. Die Frau zieht das Hosenbein hoch und betrachtet den leuchtenden lilafarbenen Bluterguss auf ihrer Kniescheibe. Die Verletzung ist nicht frisch. Instinktiv fühlt Nic sich von dem Gestank der Frau, ihrem Mundgeruch und

etwas an ihrem Verhalten abgestoßen; obwohl sie es nicht richtig in Worte fassen kann, ist sie argwöhnisch. Also steht sie auf und weicht zurück.

»Ich rufe einen Krankenwagen«, schlägt sie vor. »Mehr kann ich auch nicht für Sie tun, Ma'am. *Ich bin keine Ärztin.*«

Der Ausdruck, der sich nun auf dem Gesicht der Frau zeigt, lässt es im Schein der Parkplatzlaternen härter wirken.

»Nein, ich brauche keinen Krankenwagen. Wie ich schon sagte, passiert mir das ständig.« »Warum haben Sie dann nur einen einzigen Bluterguss?«

»Ich falle eben immer auf dieselbe Stelle.«

Nic hält Abstand. Sie hat nicht die Absicht, der Fremden weiter ihre Hilfe anzubieten. Die Frau ist schmutzig und vielleicht

geistesgestört, und Nic ist zu klug, um sich mit solchen Leuten abzugeben. Schließlich können sie ansteckende Krankheiten haben und sich unberechenbar oder sogar gewalttätig verhalten, wenn man sie anfasst. Inzwischen hat sich die Frau aufgerappelt und verlagert ihr Gewicht aufs linke Bein.

»Ich glaube, ich hole mir einen Kaffee und ruhe mich ein bisschen aus«, sagt sie. »Dann geht es schon wieder.«

Langsam hinkt sie vom Chevrolet weg und kehrt zurück zum Laden.

Nic bekommt Mitleid. Nachdem sie in der Tasche ihrer Jeans gewühlt hat, läuft sie der Frau nach.

»Hier.« Sie gibt ihr einen Fünf-Dollar-Schein.

Die Frau lächelt und mustert Nic eindringlich aus beweglichen schwarzen Augen.

»Gott segne Sie.« Sie umklammert den Geldschein. »Sie sind ein Lämmchen«, sagt sie.

48

Die Tür auf der anderen Seite des Flurs öffnet sich, und ein älterer Mann in Unterhemd und Jogginghose mustert Marino argwöhnisch.

»Was soll denn der Krach?«, fragt er. Sein graues Haar steht ab, seine Augen sind verquollen und blutunterlaufen.

Marino kennt diesen Anblick nur zu gut. Der Mann hat getrunken, wahrscheinlich schon seit er heute Morgen aufgestanden ist.

»Haben Sie Tom gesehen?«, fragt Marino schwitzend und keuchend.

»Kann nicht behaupten, dass ich ihn kenne. Kriegen Sie mir bloß keinen Herzinfarkt, ich kann nämlich keine Mund-zu-

Mund-Beatmung. Aber erste Hilfe bei Erstickungsanfällen hab ich drauf.«

»Wir waren miteinander verabredet« - Marino schnappt nach Luft -, »und ich bin extra den ganzen verdammten Weg von Kalifornien hergekommen.«

»Wirklich?« Die Neugier des Mannes ist geweckt. Er tritt auf den Flur hinaus.
»Warum?«

»Was meinen Sie mit warum?« Inzwischen hat sich Marino so weit wieder erholt, dass er ihn anblaffen kann. Schließlich geht das den Mann überhaupt nichts an. »Weil der gottverdammte Goldrausch vorbei ist. Weil ich es satt habe, am Hafen rumzusitzen. Weil es mich langweilt, ein bescheuerter Filmstar zu sein.«

»Wenn Sie mal in einem Film mitgespielt haben, habe ich den nie gesehen, und ich

leihe mir die ganze Zeit Videos aus. Was soll man hier denn sonst groß machen?«

»Haben Sie Tom gesehen?«, beharrt Marino. Vergeblich versucht er, die Tür mit Gewalt zu öffnen, indem er den Türknauf dreht und daran rüttelt.

»Ich habe geschlafen, als Sie mit dem Radau angefangen haben«, beschwert sich der Mann, der aussieht wie mindestens sechzig und nicht alle Tassen im Schrank zu haben scheint. »Ich habe Tom nicht gesehen. Außerdem habe ich für Typen wie ihn sowieso nicht viel übrig, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Er mustert Marino.

»Was bedeutet Typen wie ihn?«

»Homos.«

»Das wäre mir neu. Auch wenn es mir scheißegal ist, was die Leute so treiben,

solange ich nicht dabei zuschauen muss. Bringt er etwa Männer mit in die Wohnung? Denn ich bin nicht sicher, ob ich da reingehen will, falls ...«

»Aber nein. Ich habe nie mitgekriegt, dass er Besuch gehabt hätte. Doch ein anderer Homo hier im Haus, der Leder und Ohrringe trägt, hat mir erzählt, er hätte Tom in einer dieser Bars gesehen, wo Homos hingehen, um sich anzubaggern und auf dem Klo ein kurzes Nümmerchen zu schieben.«

»Hören Sie zu, Sie Schwachkopf. Eigentlich war geplant, dass dieser Mistkerl mir die Wohnung untervermietet«, teilt Marino dem Mann erbst mit. »Die ersten drei Monatsmieten habe ich ihm bereits bezahlt, und jetzt bin ich von Kalifornien hierher gefahren, um den Schlüssel abzuholen und einzuziehen. Mein ganzer Kram ist unten im Scheißtransporter.«

»Da würde ich auch sauer werden.«

»Kein Scherz, Sherlock.«

»Ich meine, so richtig sauer. Wer ist eigentlich Sherlock? Ach ja, der Detektiv mit Hut und Pfeife. Ich lese keine gewalttätigen Bücher.«

»Falls Sie also Krach aus dieser Wohnung hören, achten Sie nicht darauf. Ich gehe jetzt da rein, und wenn ich dafür Dynamit nehmen muss.«

»Das meinen Sie doch nicht ernst.«

»Aber klar«, höhnt Marino. »Ich laufe immer mit Dynamitstangen in der Hosentasche rum. Ich bin nämlich ein Selbstmordattentäter mit New-Jersey-Akzent und weiß auch, wie man ein Flugzeug steuert. Ich kann nur nicht starten und landen.«

Der Mann flüchtet in seine Wohnung.
Eine Sicherheitskette rasselt.

49

Marino mustert die hohle Metalltür von Wohnung 46. Gut dreißig Zentimeter oberhalb des Türknaufs befindet sich ein Riegel. Nachdem Marino sich eine Zigarette angezündet hat, begutachtet er den Feind durch eine Qualmwolke: Es ist ein billiger Messingknauf mit einem Knopf zum Herunterdrücken und ein - weitaus problematischeres - Zylinderschloss. Keine der anderen Türen auf diesem Flur hat so ein Schloss, was Marinos Vermutung bestätigt, dass Benton es selbst angebracht hat. Und wie man ihn kennt, hat er sicher ein einbruchssicheres Exemplar genommen, eines, das weder ein Dieb noch ein Killer oder ein entnervter Marino aufbohren kann, denn in diesem Fall würde sich ein von einer Feder angetriebenes Plättchen vor die Öffnung schieben wie die Luke eines Bankschalters,

sodass kein Bohrer eine Chance hätte. Allerdings war Benton gegen das Sicherheitsrisiko Türrahmen machtlos, denn bei diesem handelt es sich nur um einen schmalen, am Holz festgeschraubten Metallstreifen.

Ein Kinderspiel, sagt sich Marino, während er sein Allzweckmesser vom Gürtel nimmt und es aus der abgewetzten Lederhülle zieht.

Die handelsüblichen Scharniere der Tür sind nur lose zusammengesteckt. Marino klappt eine Zange aus seinem Allzweckmesser, setzt sie an dem Stift an und zieht ihn heraus wie einen Flaschenkorken. Bald liegen drei Stifte am Boden, die Tür hat auf der linken Seite keinen Halt mehr. Mit zwei kräftigen Rucken bricht Marino die Schlösser aus dem Metallrahmen. Drinnen in der Wohnung angekommen, lehnt er die Tür

wieder gegen den Rahmen, um ungestört zu bleiben, und macht Licht.

Offenbar ist Benton ausgezogen, ohne etwas zurückzulassen bis auf die Lebensmittel in den Schränken, einen Kühlschrank voller Budweiser und einen halb vollen Müllsack in der Küche. *Wenn ich schon mal hier bin, kann ich mir auch ein Bier genehmigen*, denkt Marino. Der Flaschenöffner liegt auf der Anrichte, wo Marino ihn zuletzt gesehen hat. Er scheint ihm freigebig und liebevoll zuzuwinken wie ein gefüllter Weihnachtsstrumpf. Sonst befindet sich alles an seinem Platz. Sogar die Spülmaschine ist leer.

Komisch.

Benton hat darauf geachtet, dass nicht einmal der Teil eines Fingerabdrucks auf Fenstern, Tischen, Gläsern, Töpfen oder Besteck verblieben ist. Marino hält die

Gegenstände ans Dämmerlicht, um sie zu betrachten. Auf dem Teppich sind Spuren eines Staubsaugers zu sehen. Benton hat die gesamte Wohnung geputzt, und als Marino in dem Müllsack wühlt, findet er nichts als seine eigenen leeren Budweiser-Flaschen und die Scherben der Dos-Equis-Flasche, die er in der Spüle zerbrochen hat. Jedes Stück Glas ist sauber, die Etiketten sind feucht und seifig.

»Was, zum Teufel, ist hier los?«, fragt Marino ins Wohnzimmer hinein.

»Keine Ahnung«, erwidert eine Männerstimme hinter der angelehnten Tür. »Ist da drinnen alles in Ordnung?«

Marino erkennt den Nachbarn von gegenüber. »Gehen Sie ins Bett«, antwortet er mürrisch. »Wenn wir beide uns vertragen wollen, sollten Sie sich um Ihre eigenen

Angelegenheiten kümmern ... wie heißen Sie eigentlich?«

»Dave.«

»Das ist aber komisch. Ich heiße nämlich auch Dave.«

»Echt?«

»Echt.« Marino späht mit finsterer Miene durch den Spalt zwischen angelehnter Tür und Türrahmen.

Dave, der offenbar eher neugierig als ängstlich ist, blickt hinein und versucht, sich in der Wohnung umzuschauen. Allerdings versperrt Marinos beträchtliche Leibesfülle dem Nachbarn die Sicht.

»Kaum zu fassen, der Mistkerl ist einfach abgehauen«, erbst sich Marino. »Wie würden Sie es finden, wenn Sie in Ihre

eigene gottverdammte Wohnung einbrechen müssten?«

»Nicht sehr toll.«

»Und nicht nur das. Die Bude ist außerdem ein Schweinestall. Der Typ hat das Besteck, die Töpfe und Pfannen, jedes Stück Seife und sämtliche Klopapierrollen mitgehen lassen.« »Besteck und Töpfe gehören zur Wohnung«, entgegnet Dave empört. »Aber soweit ich sehen kann, macht die Wohnung einen recht sauberen Eindruck.«

»Ja, soweit Sie sehen können.«

»Ich fand den Kerl schon immer seltsam. Warum nimmt man eigentlich Klopapier mit?«

»Ich habe ihn erst vor ein paar Monaten kennen gelernt. Er hat per Anzeige einen Untermieter gesucht«, sagt Marino.

Er richtet sich auf, weicht von der Tür zurück und lässt den Blick noch einmal durch die Wohnung schweifen, während Dave hineinspäht. Der alte Mann hat rot geränderte und glasige Augen, seine rosigen schlaffen Wangen sind mit geplatzten Äderchen marmoriert. Vermutlich das Ergebnis vieler in Gesellschaft einer Whiskeyflasche verbrachter Jahre.

»Ja«, meint Dave. »Er hat nie geredet. Das heißt, *wirklich* nie, nicht einmal, wenn wir uns im Treppenhaus begegnet sind oder zufällig zur gleichen Zeit die Tür aufgemacht haben. Sogar wenn wir uns gegenüberstanden, hat er mich immer nur kurz angelächelt und mit dem Kinn geruckt.«

Marino ist kein Mensch, der an Zufälle glaubt. Er vermutet vielmehr, dass Dave gehorcht hat, wann Benton kam und ging, um dann gleichzeitig die Tür öffnen zu können.

»Wo waren Sie heute Nachmittag?«
Marino fragt sich, ob Dave die ziemlich lautstarke Auseinandersetzung in Bentons Wohnung gehört hat.

»Ach, keine Ahnung. Nach dem Mittagessen schlafe ich immer.«

Betrunken, denkt Marino.

»Er gehört zu den Leuten, die keine Freunde haben«, fährt Dave fort.

Marino blickt sich weiter um und bleibt neben der Tür stehen, während Dave durch den Spalt späht.

»Ich habe nie mitgekriegt, dass er mal Besuch gehabt hat, und ich wohne schon seit fünf Jahren hier. Ich hasse dieses

Haus. Aber ab und zu ist er weggefahren. Seit ich als Chefkoch im Lobster House in

Rente gegangen bin, muss ich jeden Penny umdrehen.«

Marino weiß nicht, was das Umdrehen von Pennys mit dem geheimnisvollen Nachbarn des Mannes zu tun haben soll.

»Sie waren dort Chefkoch? Ich esse jedes Mal im Lobster House, wenn ich in Boston bin.«

Das stimmt nicht, und außerdem ist Marino auch nicht sehr oft in Boston.

»Sie und der Rest der Welt, jawoll, Sir. Tja, ich war zwar nicht Chefkoch, aber ich hätte es weiß Gott verdient gehabt. Irgendwann koche ich mal für Sie.«

»Wie lange hat der komische Typ denn hier gewohnt?«

»Oh.« Dave seufzt, und seine Augen funkeln im Türspalt, als er Marino beobachtet. »So zwei Jahre, würde ich sagen. Was war denn im Lobster House Ihr Lieblingsgericht?«

»Zwei verdammte Jahre. Sehr interessant. Mir hat er erzählt, er wäre eben erst eingezogen und dann gleich wieder versetzt worden, sodass er die Wohnung aufgeben müsste.«

»Tja, wahrscheinlich Hummer«, fährt Dave fort. »Alle Touristen bestellen Hummer und ertränken ihn dann in so viel Butter, dass es ein Wunder ist, dass sie außer der Butter noch was schmecken. Das habe ich immer zu meinen Kollegen in der Küche gesagt. Was bringt es, jemandem einen guten, frischen Hummer zu servieren, wenn alles nur nach Butter schmeckt?«

»Ich verabscheue Fisch«, erwidert Marino.

»Na ja, wir haben auch ganz tolle Steaks. Abgehangenes, hundertprozentiges, bestes Angus.«

»Abgehangen gefällt mir gar nicht. Im Lebensmittelhandel heißt *abgehangen* so viel wie verdorben. Sie wissen schon, die bescheuerten Nahrungsmittelvorschriften.«

»Aber er war ja nicht immer hier«, erzählt Dave weiter. »Nur ab und zu; manchmal blieb er wochenlang weg. Doch dass er eben erst eingezogen sein soll, stimmt auf keinen Fall. Wie ich schon sagte, sehe ich ihn seit zwei Jahren kommen und gehen.«

»Können Sie mir sonst noch was über diesen Homo sagen, der mich ausgesperrt hat und mit der halben Wohnungseinrichtung abgehauen ist?«, fragt Marino. »Wenn ich den in die Finger kriege, kann er was erleben.«

Dave schüttelt den Kopf und schaut enttäuscht drein. »Ich würde Ihnen ja gern helfen, aber wie ich schon sagte, kenne ich den Mann nicht, und ich bin froh, dass er weg ist. Ganz bestimmt werden wir zwei sehr gute Nachbarn werden, Dave.«

»Ein Herz und eine Seele. Und jetzt gehen Sie besser zu Bett. Ich muss hier noch ein paar Dinge erledigen. Wir sprechen uns später.«

»War wirklich nett, Sie kennen zu lernen. Wenn Sie nichts dagegen haben, nenne ich Sie von jetzt an einfach Dave.«

»Gute Nacht.«

50

Obwohl Benton zwei Jahre lang hier gewohnt hat, kannte ihn niemand, nicht einmal sein einsamer, neugieriger Nachbar Dave.

Allerdings überrascht das Marino nicht wirklich, auch wenn diese Erkenntnis ihn daran erinnert, was für ein trauriges und unfreies Dasein Benton fristet. Und deshalb ergibt die Weigerung, in sein altes Leben und zu seinen Freunden und den Menschen, die ihn lieben, zurückzukehren, noch weniger Sinn. Marino sitzt auf Bentons makellos gemachtem Bett und starrt mit leerem Blick auf den Spiegel über der Kommode. Da Benton ihn gut kennt, hat er sich wahrscheinlich gedacht, dass er zurückkommen und ihn noch einmal anbrüllen würde. Denn seine Aussage, dass er Marino nicht wieder

sehen wolle - nie mehr war schließlich die schlimmste Kränkung, die es gibt.

Marino mustert seine beleibte, ungesund wirkende Gestalt im Spiegel; der Schweiß läuft ihm übers Gesicht, und ihm fällt ein, dass Benton während des Streits die Klimaanlage im Wohnzimmer abgeschaltet hat. Doch als Marino gerade eben eingebrochen ist, lief das Gerät dort wieder; dafür war es im Schlafzimmer aus. Benton tut niemals etwas Unüberlegtes. So ist er nun einmal, und darum hat es sicher einen Grund, dass er die Klimaanlage im Wohnzimmer auf die höchste Stufe und im Schlafzimmer auf null gestellt hat. Marino steht vom Bett auf, geht zur Klimaanlage am Fenster und bemerkt den Umschlag, der mit Klebeband daran befestigt ist.

Genau in der Mitte stehen in Blockbuchstaben die Initialen PM.

Aufregung ergreift ihn, wird allerdings von Argwohn gedämpft. Er geht in die Küche, um ein scharfes Messer zu holen. Zurück im Schlafzimmer, legt er es auf das Klimagerät. Dann zerrt er im Bad einige Meter Klopapier von der Rolle und wickelt sie sich um die Finger.

Anschließend kehrt er zum Fenster zurück, nimmt vorsichtig den Umschlag ab und stellt fest, dass beide Enden des Klebebands umgeschlagen sind, sodass sie aneinander haften; mit derselben Methode verhindern Polizisten, dass Fingerabdruck-Band an ihren Handschuhen kleben bleibt.

Er schlitzt den Umschlag oben auf, nimmt ein gefaltetes weißes Blatt Papier heraus und klappt es auf. »Bitte anlassen«, steht da in derselben Blockschrift wie auf dem Umschlag.

Verdattert überlegt Marino kurz, ob die Botschaft vielleicht gar nicht für ihn bestimmt ist und nicht von Benton stammt. Als Nächstes fällt ihm auf, dass weder das Klebeband noch das Papier alt und dass beide außerdem sehr sauber sind. Die umgeschlagenen Enden des Klebebands sind ein Hinweis darauf, dass der Benutzer möglicherweise Latexhandschuhe getragen hat. Marinos Initialen lauten PM, und Benton weiß, dass Blockbuchstaben einen Handschriftenvergleich normalerweise unmöglich machen, wenn dem Gutachter nicht mehrere Druckschriftproben desselben Menschen vorliegen. Benton weiß weiterhin, dass Marino sich in diesem Zimmer totschwitzen und deshalb die Klimaanlage einschalten wird. Und dass er so auf jeden Fall bemerken wird, dass das eine Gerät läuft und das andere nicht. Das wird ihn dann ins Grübeln bringen.

»Die Klimaanlage anlassen?«, sagt Marino laut. Er ist entnervt und erschöpft.

Er kehrt in die Küche zurück und reißt einen Schrank auf, in dem er vorhin einen ordentlich gefalteten Stapel Einkaufsstüten aus Papier gesehen hat. Nachdem er eine Tüte durch Schütteln geöffnet hat, lässt er den Umschlag hineinfallen.

»Wovon zum Teufel redest du? Willst du mich etwa verarschen, du Mistkerl?«

Vor Wut schnürt es ihm die Brust zu, als er sich daran erinnert, wie Benton ihn behandelt hat; nicht, als seien sie beide schon ein ganzes Leben lang Freunde, gute Kumpel und fast wie Brüder, die sich - wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise - dieselbe Frau teilen. Insgeheim hat Marino schon immer der phantastischen Vorstellung angehangen, dass er und Benton beide gleichzeitig mit Scarpetta verheiratet waren. Nun hat Marino Exklusivrechte auf sie, aber sie begehrt ihn nicht, und die ständig schwelende Trauer darüber steigert seine Gereiztheit und üble

Laune noch mehr. Leichte Panik regt sich in seinem Magen und kriecht ihm die Kehle hinauf.

Draußen in der Dunkelheit ist kein Taxi in Sicht. Marino zündet sich eine Zigarette an und lässt sich entkräftet und schwer atmend auf eine Backsteinmauer sinken. Sein Herz klopft so heftig gegen die Rippen, als würde er von einem Boxer bearbeitet, der auf ihn eindrischt, bis ihm die Luft wegbleibt. Als ihm ein scharfer Schmerz durch die linke Brustseite schießt, bekommt er es mit der Angst zu tun. Er holt langsam, tief und kräftig Luft, kriegt aber nicht genug Sauerstoff.

Ein unbesetztes Taxi fährt vorbei und scheint zu schweben. Der Schweiß rinnt Marino vom Gesicht, als er reglos, die Augen weit aufgerissen und die Hände auf den Knien, auf der Mauer sitzt. Die Zigarette fällt ihm aus den verkrampten Fingern, rollt

über das Kopfsteinpflaster und bleibt in einer Ritze liegen.

51

Bev muss ständig an sie denken.

Eigentlich sollte sie einen Bogen um das Lämmchen machen, das ihr gerade auf dem Parkplatz von Wal-Mart fünf Dollar geschenkt hat. Doch das geht nicht. Bev kann den Drang nicht unterdrücken, und obwohl ihre Gelüste gegen sämtliche Gesetze der Vernunft verstoßen, greifen auch in ihren schwarzen, hässlichen Gedanken die Regeln von Ursache und Wirkung: Das Lämmchen hat Bev verhöhnt. Die Frau ist wie angeekelt vor ihr zurückgewichen und hat es dann noch gewagt, sie mit einem Almosen zu demütigen.

Drinnen im Wal-Mart drückt Bev sich um die Regale mit den Insektenschutzmitteln herum, greift nach Flaschen und tut so, als

läse sie die Aufschrift, während sie durch die Fensterscheibe den Parkplatz im Auge behält. Zu ihrem Erstaunen fährt das Lämmchen keinen Neuwagen, sondern einen tannengrünen Explorer, der aus irgendeinem Grund nicht zu einer reichen, verwöhnten Ehefrau oder Freundin zu passen scheint. Noch interessanter ist, dass sie mit laufendem Motor und ausgeschalteten Scheinwerfern in dem Geländefahrzeug sitzen bleibt. Bev verschwindet in einer Umkleidekabine und verlässt den Wal-Mart fünf Minuten später in einem grellfarbigen Hawaiihemd und Bermudas, die sie nicht bezahlt und deren Sicherheitsetikette sie mit dem Jagdmesser abgeschnitten hat. Den Regenmantel hat sie auf links gedreht und trägt ihn über dem Arm. Auf dem Kopf hat sie trotz der klaren Nacht eine billige Regenhaube aus Plastik. Wenn sie damit auffallen sollte, werden alle glauben, dass sie entweder nicht richtig tickt oder eine Haarkur einwirken lassen will.

Der Explorer hat sich nicht gerührt. Bev geht schnurstracks auf Jays zerbeulten, schmutzigen weißen Geländewagen zu, überzeugt, dass das Lämmchen sie entweder nicht bemerken oder sie nicht als die Frau erkennen wird, der sie vor einer knappen halben Stunde begegnet ist und der sie Geld gegeben hat. Bev fährt los, biegt nach links in die Perkins ein, überquert die Acadian und parkt auf einem kleinen Parkplatz, wo sich die Autos drängen, da das Caterie besonders bei Studenten ein beliebtes Restaurant ist. Nachdem sie Motor und Scheinwerfer abgeschaltet hat, wartet sie. Je länger das Lämmchen in dem tannengrünen Explorer auf dem Wal-Mart-Parkplatz auf der anderen Straßenseite steht, desto heißer brennt ihre Begierde.

Vielleicht telefoniert sie ja auch. Vielleicht streitet sie sich mit ihrem Mann, anstatt ihn so widerwärtig süßlich anzuflöten wie die andere Frau vorhin im Wal-Mart. Bev ist

Weltmeisterin im Beschatten. Sie tut es regelmäßig, wenn sie Jays Cherokee fährt. Bevor sie ihr Dasein als Flüchtling in einer Fischerhütte fristen musste, hat sie regelmäßig andere Leute verfolgt, entweder mit einem bestimmten Ziel vor Augen oder einfach nur so zum Spaß. Allerdings hatte ihr Handeln damals einen Sinn oder war zumindest Mittel zu einem bestimmten Zweck. Ganz gleich, was Bev auch tat, sie gehorchte stets Befehlen.

In gewisser Hinsicht befolgt sie auch jetzt Jays Anweisungen, obwohl sich Methoden und Gefühle ändern, wenn von einem verlangt wird, dass man immer wieder dieselbe Aufgabe ausführt. Inzwischen gestattet Bev sich das Vergnügen, ihren eigenen Phantasien nachzuhängen und ein bisschen Spaß zu haben. Darauf hat sie schließlich ein Recht. Der Explorer hält auf das Herz des alten Garden District zu. Die hübsche blonde Fahrerin hat keine Ahnung, dass die Frau

mit dem verletzten Knie ihr dicht auf den Fersen ist. Das amüsiert Bev. Sie lächelt in sich hinein, als der Explorer langsamer wird und nach rechts in eine dunkle, von hohen Büschen gesäumte Auffahrt einbiegt.

Bev fährt weiter, stoppt am Straßenrand und steigt aus. Rasch schlüpft sie in den dunklen Regenmantel und schleicht zu dem weißen Backsteinhaus zurück, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie sich die Eingangstür schließt und die Frau wohlbehalten im Haus verschwindet. Bev geht wieder zu ihrem Cherokee, notiert sich die Adresse und verdrückt sich in eine Seitenstraße, damit sie nicht mehr an dem Haus vorbei muss. Dort wartet sie.

52

Mehr als alles in der Welt wünscht sich Jean-Baptiste Chandonne eine Dipolantenne, doch er hat keine Einkaufserlaubnis für den Gefängnisladen, wo die Antennen erhältlich sind.

Häftlinge, die sich gut führen, haben die Möglichkeit, Dipolantennen, Kopfhörer, Kofferradios, Lang- und Kurzwellenverstärker und Heiligenmedaillen an einem Kettchen zu erwerben. Zumindest einige dürfen das. Bist gibt besonders gern mit seinem Kofferradio an. Allerdings besitzt auch er keine Dipolantenne, weil jedem Häftling nur ein Gegenstand von der Liste der so genannten »Großen Zehn« gestattet ist. Im Todestrakt wird mit Vergünstigungen gezeizt, weil man befürchtet, dass die Häftlinge sich Waffen basteln könnten.

Jean-Baptiste hat kein Interesse an Waffen. Für den Fall, dass er je beschließen sollte, loszuschlagen, ist sein Körper seine Waffe. Doch auch Losschlagen steht bei ihm derzeit nicht an oberster Stelle. Wenn er gefesselt zum Duschen gebracht wird, hat er es nicht nötig, das Wachpersonal anzugreifen, obwohl er es natürlich wegen seines Magnetismus jederzeit könnte. Dieser verstärkt sich wiederum, wenn man ihn an den vielen Metalltüren mit ihren Eisenstäben vorbeiführt. Jean-Baptistes Macht wächst. Sie pocht in seinen Lenden und hebt seine Schädeldecke an, bis sie über seinem Kopf schwebt. Außerdem zieht er einen sichtbaren Funkenschweif hinter sich her. Das Wachpersonal versteht nicht, was Jean-Baptiste da zu grinsen hat, und ärgert sich über sein Verhalten.

Um einundzwanzig Uhr wurden die Lichter ausgemacht. Der Beamte in der Wachloge hat einen Riesenspaß daran, jeden

Hebel einzeln umzulegen und den Todestrakt mit den Häftlingen darin in absolute Dunkelheit zu tauchen. Jean- Baptiste hat die Wärter sagen hören, in der Dunkelheit hätten die »Dreckschweine« wenigstens Gelegenheit, über ihre bevorstehende Hinrichtung nachzudenken, die Strafe für das, was sie getan haben, als sie noch draußen, frei und in der Lage waren, ihre Gelüste zu befriedigen.

Wer nie getötet hat, kann nicht begreifen, dass es die ultimative Vereinigung mit einer Frau bedeutet, sie zu erlösen, sie schreien und stöhnen zu hören, sich mit ihrem Blut zu benetzen, ihren Körper zu schänden und sie dann so hinzubetten, dass alle sie sehen und an ihrer Ekstase teilhaben können, an der bis in alle Ewigkeit andauernden Vermählung ihres Magnetismus mit dem von Jean-Baptiste.

Jean-Baptiste liegt auf seiner Pritsche. Schweiß durchtränkt die Laken, sein Geruch erfüllt die kleine, stickige Zelle, die Edeltahltoilette steht kaulquappenförmig rechts hinten an der Wand. Die zum Tode Verurteilten sind still, mit Ausnahme von Biest. Er spricht leise mit sich selbst und flüstert fast, nicht ahnend, dass Jean-Baptiste zum Hören keine Ohren braucht. Nachts verwandelt sich Biest in das machtlose, schwache Geschöpf, das er in Wirklichkeit ist. Wenn der Giftcocktail ihn in Schlaf versetzt und er seinen hinfälligen, angeschlagenen Körper nicht mehr braucht, wird es ihm viel besser gehen.

»... halt still. Das ist doch schön, oder? Es fühlt sich so schön an. Hör auf, bitte hör auf. Hör auf! Das tut weh! Weine nicht. Das fühlt sich gut an. Verstehst du das nicht, du kleine Fotze? Es fühlt sich schön an. Ich will zu meiner Mama! Ich auch. Aber sie ist eine Hure. Und jetzt hör auf zu weinen, kapiert? Wenn du noch mal schreist...«

»Wer ist da?«, fragt Jean-Baptiste in die stinkende Luft hinein.

»Halt's Maul! Maul halten, verdammt! Es ist deine Schuld. Du musstest ja unbedingt schreien. Obwohl ich es dir verboten habe. Tja, keinen Kaugummi mehr für dich. Zimt. Und das Papier hast du nur deshalb bei der Schaukel fallen lassen, damit ich wusste, welche Geschmacksrichtung du magst. Blöde kleine Fotze. Du bleibst jetzt hier im Schatten, okay? Ich muss weg, ich muss weg. Wie klingt das? Ich muss weg, ich muss weg, ich muss weg.« Er fängt leise an zu singen. »Ich muss weg, ich muss weg, ich muss weg-weg-weg ...«

»Wer ist da?«

»Klopf, klopf, wer ist da?«, äfft Biest ihn nach. »Haariges Hänschen, wie geht's denn deinem Schwänzchen? Ri-ra- rutsch, die Eier, die sind futsch«, singt er ganz leise, aber

man hört ihn trotzdem. »Ich bin ein Dichter, aber ein richt'ger. Ene-mene-muh, und tot bist du.«

»Wer ist da?« Jean-Baptiste bleckt die weit auseinander stehenden spitzen Zähne, leckt kräftig darüber und hat den salzigen Metallgeschmack seines eigenen Blutes im Mund.

»Nur ich, Haarmonster. Dein bester Freund. Dein einziger Freund. Du hast niemanden außer mir, wusstest du das? Bestimmt. Wer redet sonst mit dir und schickt dir Liebesbriefe von Tür zu Tür, bis sie unter deiner durchgeschoben werden, ganz schmutzig und von allen gelesen?«

Jean-Baptiste lauscht und lutscht sich das Blut aus der Zunge.

»Du hast ja eine supersupereinflussreiche Familie. Das habe ich im Radio gehört. Sogar öfter als einmal.«

Schweigen. Jean-Baptistes Ohren sind Satellitenschüsseln.

»Vi-ta-min-B. Wo sind denn die verdammten Wärter, wenn man sie mal braucht?«, spottet Biest in die Dunkelheit.

Seine hasserfüllte Stimme schwirrt wie winzige Fledermäuse durch die Eisenstäbe in Jean-Baptistes Tür. Wörter umflattern ihn, und er verscheucht sie durch ein Wedeln seiner haarigen Hand.

»Wusstest du, dass man hier drin verrückt werden kann, Haarmonster? Wenn man nicht irgendwann rauskommt, ist man so durchgeknallt wie eine Katze mit einer M40 im Arsch. Schon gewusst, Haarmonster?«

»*Je ne comprends pas*«, flüstert Jean-Baptiste; ein Blutstropfen rinnt ihm das Kinn entlang und versickert in seinem Babyflaum. Er tastet nach dem Blut und leckt sich den Finger ab.

»Oh, du *comprenez vous* ausgezeichnet. Vielleicht schieben sie dir ja auch was in den Arsch. Und dann *kawumm!*« Biest lacht leise auf. »Weißt du, wenn sie dich erst mal da drüben in dem Käfig haben, können sie mit dir veranstalten, was sie wollen, denn keiner erfährt es. Sobald du das Maul aufmachst, tun sie dir noch mehr weh und sagen, du wärst es selbst gewesen.«

»Wer ist da?«

»Ich habe es satt, dass du dauernd den gleichen Scheiß fragst, Minischwanz. Du weißt ganz genau, wer da ist. Ich bin es, dein Kumpel.«

Jean-Baptiste hört Biest atmen. Die Luft strömt an zwei Zellen vorbei, und Jean-Baptiste riecht Knoblauch und roten Burgunder, einen jungen Clos des Mouches, den er als dummen Wein bezeichnet, weil er noch nicht lange genug an dunklen und feuchten Orten geschlafen hat, um strahlend und weise zu werden. In der Dunkelheit wird Jean-Baptistes Zelle im Todestrakt zu seinem Weinkeller.»Aber da wäre noch etwas, mein bester und einziger Freund. Sie müssen mich in einem Laster dorthin bringen, wo sie mich fertig machen wollen. Huntsville, was für ein Name: die Stadt der Jagd. Die Fahrt dauert eine Stunde. Was ist, wenn zwischen Punkt A und Punkt B was passiert?«

Am Place Dauphin blühen die Kastanien, Azaleen und Rosen. Jean-Baptiste braucht es nicht zu sehen, nur zu riechen, um zu wissen, wo er ist: in der Bar du Caveau im Restaurant Paul, einem ausgezeichneten Lokal. Die anderen Menschen, die dort essen, trinken,

lächeln und laut lachen oder mit eindringlicher Miene im Kerzenlicht sitzen, sind wie durch eine gläserne Wand von ihm getrennt. Einige von ihnen werden gehen und sich lieben, ohne zu ahnen, dass sie beobachtet werden. Jean-Baptiste gleitet durch die Nacht zur Spitze der Ile St.-Louis, wo sich die Lichter von Paris im Wasser der Seine spiegeln und schimmern wie feines Haar. In wenigen Minuten nähert er sich bis auf anderthalb Kilometer dem Gerichtsmedizinischen Institut.

»Nur dass ich nicht die Möglichkeit habe, was zu tun. Ich wette, du könntest es. Du könntest den Laster anhalten, wenn ich unterwegs zur Nadel bin, und dann komme ich dich holen, Haarmonster. Meine Zeit ist um. Noch drei Tage. Hast du verstanden? Drei gottverdammte Tage. Ich weiß, dass du einen Weg finden wirst. Du kannst etwas unternehmen, um mir den Arsch zu retten, und dann sind wir Partner.«

In einer Brasserie auf der Ile St.-Louis saß er in einer Ecke und starrte hinaus auf einen Balkon, wo sich die Blumentöpfe drängten. Eine Frau trat nach draußen, vielleicht, um den blauen Himmel und den Fluss zu betrachten. Sie war sehr schön, und ihre Fenster standen offen, um die frische Herbstluft hineinzulassen. Er erinnert sich, dass sie nach Lavendel roch. Das dachte er zumindest.

»Du kannst sie haben, wenn ich mit ihr fertig bin«, sagte Jay und trank einen Schluck Clos de Beze vom Weingut Domaine

Prieure Roch. Der Wein hatte einen Beigeschmack nach Räuchermandeln.

Langsam ließ Jean-Baptiste den roten Burgunder kreisen; der Wein leckte den bauchigen Glaskelch entlang wie eine warme Zunge, die langsame Kreise beschrieb.

»Mir ist klar, dass du es nötig hast.«
Lachend über die Doppeldeutigkeit hob Jay
sein Glas. »Aber du weißt, wie du dann wirst,
mon frere.«

»Hörst du mir überhaupt zu, Haarmon-
ster? Drei gottverdammte Tage, nur eine
Woche vor dir. Ich werde dafür sorgen, dass
du draußen so viele Fotzen kriegst, wie du
willst. Ich bringe sie dir, solange du nichts
dagegen hast, dass ich es ihnen zuerst be-
sorge. Das kannst du ja sowieso nicht,
richtig? Warum solltest du sie also nicht mit
mir teilen?« Eine Pause, dann wird Biests
Tonfall tückisch. »Hörst du mir zu, Haar-
monster? Frei wie ein Vogel.«

»Also los«, meinte Jay mit einem
Zwinkern.

Er stellte sein Weinglas ab und meinte, er
werde gleich zurück sein. Jean-Baptiste, glatt
rasiert und die Mütze tief ins Gesicht

gezogen, dürfe mit niemandem sprechen, während Jay ... Er kann ihn nicht Jay nennen ... Jean-Paul ... während Jean- Paul weg war. Durch das Fenster sah Jean-Baptiste zu, wie sein schöner Bruder der Frau auf dem Balkon etwas zurief. Er fuchtelte mit den Händen und zeigte mit dem Finger, als brauche er eine Wegbeschreibung, während sie lächelte und schließlich über sein Gebaren lachte. Binnen weniger Minuten war sie seinem Charme erlegen und verschwand in ihrer Wohnung.

Dann saß sein Bruder, das Glückskind, wie durch Zauberhand plötzlich wieder an seinem Tisch. »Geh«, befahl er Jean- Baptiste. »Ihre Wohnung ist in der dritten Etage.« Er wies mit dem Kopf darauf. »Du wirst sie erkennen. Versteck dich, während sie und ich etwas trinken. Mit ihr wird es ein Kinderspiel. Du weißt, was du zu tun hast. Also, hau jetzt ab, und jag niemandem Angst ein.«

»Du mieses Stück behaarter Scheiße.« Bists abscheuliches Flüstern schwebt in Jean-Baptistes Zelle. »Du willst doch nicht sterben, oder? Niemand will sterben, bis auf die Leute, die *wir* kaltmachen, wenn sie es nicht mehr aushalten und anfangen zu betteln, richtig? Überleg mal. *Frei wie ein Vogel.*«

Jean-Baptiste stellt sich die Ärztin namens Scarpetta vor. Sie wird in seinen Armen einschlafen, ohne dass er auch nur einen Moment den Blick von ihr abwendet, und dann wird sie für immer bei ihm sein. Er liebkost den kurzen, mit der Schreibmaschine getippten Brief, den sie ihm geschickt hat. Darin fleht sie Jean-Baptiste an, ihn besuchen zu dürfen, und bittet ihn um seine Hilfe. Er wünscht, sie hätte den Brief mit der Hand geschrieben, damit er jede Kurve und Schwingung ihrer sinnlichen Handschrift studieren kann. Jean-Baptiste malt sich aus, wie sie nackt aussieht, und lutscht an seiner Zunge.

53

In der Ferne grollt der Donner wie eine Pauke, und am bleichen Mond wälzen sich Wolken vorbei.

Bev wird erst zum Dutch Bayou fahren, wenn der Sturm vorbei ist, falls er überhaupt so weit nach Südosten zieht; laut Wettervorhersage im Autoradio hört es sich nicht danach an. Aber sie ist noch nicht bereit, zum Bootshafen zurückzukehren. Das Lämmchen im tannengrünen Ford Explorer hat in den letzten beiden Stunden eine interessante Strecke zurückgelegt, und Bev versteht den Grund einfach nicht. Sie - wer immer sie auch sein mag - fährt langsam durch Straßen und insbesondere über Parkplätze, und zwar aus keinem für Bev erkennbaren Anlass.

Sie vermutet, dass das Lämmchen Streit mit seinem Mann hatte und deshalb absichtlich nicht nach Hause kommt, vermutlich, damit er sich schreckliche Sorgen macht, ein Macht-

Spielchen also. Bev muss Abstand halten, in Seitenstraßen und in Tankstellen am Highway 19 einbiegen und dann wieder aufs Gas treten. Einige Male hat Bev den Explorer links überholt und ist nach mindestens fünfzehn Kilometern Vorsprung vom Highway abgefahren, um dort auf ihre Beute zu warten. Nach einer Weile kommen sie durch Baker, ein Städtchen, in dem die Läden seltsame Namen wie Raif's Po-Boy, Money Flash Cash und Crawfish Depot haben.

Die Stadt zieht vorbei wie eine Fata Morgana, und der Highway wird stockdunkel. Hier draußen gibt es überhaupt nichts, keine Lichter, nur Bäume und eine Plakatwand, auf der **AUCH DU BRAUCHST JESUS** steht.

54

Die Augen von Alligatoren erinnern Bev an Periskope, die sie fixieren, bevor sie im Wasser, das die Farbe von dünnem Kaffee hat, verschwinden. Jay hat ihr erklärt, die Alligatoren würden sie nicht behelligen, solange sie sie in Ruhe lässt. Dasselbe behauptet er allerdings auch von Mokassinschlangen.

»Hast du die Viecher mal gefragt, was sie von dieser Behauptung halten? Und wenn sie stimmt, warum springen die Mokassinschlangen dann aus den Bäumen und versuchen, ins Boot zu kommen? Und denk an den Film, den wir gesehen haben. Wie hieß er noch mal... ?«

»*Gesichter des Todes*«, erwiderte er, ausnahmsweise amüsiert und nicht verärgert über ihre Frage.

»Erinnerst du dich an den Wildhüter, der in den See fiel, und dann hat ein Riesenalligator ihn geschnappt?«

»Mokassinschlangen kommen nicht ins Boot, wenn man sie nicht erschreckt«, erwiderte Jay. »Und der Alligator hat den Wildhüter nur angegriffen, weil der Wildhüter zuerst ihn angreifen wollte.«

Das klang ziemlich logisch, und Bev war ein wenig beruhigt, bis Jay wieder sein grausames Lächeln lächelte, eine Kehrtwendung machte und ihr erläuterte, woran sie erkennen könne, ob ein Reptil oder ein anderes Tier auf Beutezug und deshalb aggressiv und ein furchtloser Jäger sei.

»Es ist alles in den Augen, Baby«, sagte er. »Die Augen eines Raubtiers sind vorn am Kopf wie meine.« Er wies auf seine schönen blauen Augen. »Wie bei einem Alligator, einer Mokassinschlange oder einem Tiger. Wir Raubtiere sind ständig auf der Suche nach etwas, das wir angreifen können. Die Augen von Nicht-Raubtieren liegen hingegen eher seitlich am Kopf, denn wie, zum Teufel, soll sich ein Kaninchen gegen einen Alligator verteidigen? Deshalb braucht das arme Ding einen Blick zur Seite, um zu sehen, was kommt, und um schnell abzuhaufen.«

»Ich habe Raubtieraugen«, erwiderte Bev, froh, das zu wissen, aber ganz und gar nicht glücklich, zu hören, dass Alligatoren und Mokassinschlangen auch Raubtiere waren.

Solche Augen bedeuten also, dass ein Tier auf Beutezug ist und ein Lebewesen sucht, das es verletzen oder töten kann. Raubtiere, insbesondere Reptilien, fürchten sich nicht

vor Menschen. *Mist!* Was Bev betrifft, ist sie einem Alligator oder einer Schlange nicht gewachsen. Und wer wird wohl gewinnen, wenn sie ins Wasser fällt oder auf eine Mokassinschlange tritt? Ganz bestimmt nicht sie.

»Der Mensch ist das höchste Raubtier«, sagte Jay. »Allerdings sind wir komplizierter angelegt. Ein Alligator ist und bleibt ein Alligator. Eine Schlange ist und bleibt eine Schlange. Ein Mensch hingegen kann ein Wolf oder ein Lamm sein.«

Bev ist ein Wolf.

Sie spürt, wie ihr wölfisches heißes Blut sich regt, als sie an den Zypressenknieen vorbeigleitet, die wie die Rückenkämme von Ungeheuern aus dem Bayou ragen. Die hübsche blonde Frau, die gefesselt auf dem Boden des Bootes liegt, blinzelt ins aufblitzende Licht der Morgensonne. Wo die

Zypressenwurzeln aus dem Wasser ragen, ist es nicht tief, und Bev ist auf der Hut, als sie sich langsam der Fischerhütte nähert. Hin und wieder versucht die Gefangene, ihre Lage zu verändern, um die schrecklichen Schmerzen in ihren Gelenken zu lindern. Ihr mühsames Atmen bläht ihre Nasenflügel, und der feuchte Knebel um ihren Mund wird eingezogen und wieder ausgeblasen.

Bev kennt den Namen der Frau nicht und hat ihr verboten, ihn zu nennen. Das war vor einigen Stunden im Cherokee, als dem Lämmchen klar wurde, dass es nicht durch die Beifahrertür fliehen konnte und dass Bev es erschießen würde, wenn es über den Sitz kletterte. Dann wurde das Lämmchen gesprächig und versuchte, nett zu sein und sich bei Bev einzuschmeicheln. Es erkundigte sich sogar höflich nach ihrem Namen. Das tun sie alle, und Bevs Antwort darauf lautet stets: »Mein Name geht dich einen

Scheißdreck an, und ich will weder deinen noch sonst was über dich wissen.«

Die Frau war sofort machtlos, als ihr klar wurde, dass sie sich aus dem Grauen, das ihr bevorstand, nicht würde herausreden können.

Namen haben nur zwei Zwecke: Entweder benutzt man sie, um Menschen einzureden, dass ihr Leben einen Wert hat - oder man weigert sich, sie zu benutzen, damit besagte Menschen einsehen, wie wertlos ihr Leben ist. Außerdem wird Bev noch früh genug etwas über dieses hübsche Lämmchen erfahren, wenn Jay auf dem batteriebetriebenen Radio die Nachrichten hört.

»Bitte, tun Sie mir nichts«, fleht das Lämmchen. »Ich habe eine Familie.«

»Ich habe keine Lust, dir zuzuhören«, erwidert Bev. »Und weißt du, warum? Weil du

für mich nichts weiter bist als der Fang des Tages.«

Bev lacht auf und genießt die Kraft ihrer Stimme, weil bald nicht mehr *sie* das Sagen haben wird, sondern Jay. Wenn er das

Lämmchen erst mal übernommen hat, muss Bev tun, was er ihr befiehlt, und lassen, was er ihr verbietet. Hauptsächlich wird sie nur zuschauen dürfen. Und als ihr das einfällt, wird sie von dem übermächtigen Bedürfnis ergriffen, Macht auszuüben und Schmerz zuzufügen, solange sie das noch kann. Sie fesselt die Lämmer fester, als Jay es tut, und bindet Knöchel und Handgelenke am Rücken zusammen, sodass der Körper gebeugt wird, damit sich das Zwerchfell des Lamms beim Ringen nach Atem nur mühsam entspannen und zusammenziehen kann.

»Ich sag dir was, Schätzchen«, verkündet Bev beim Steuern. »Wir werfen da hinten

unter den schattigen Bäumen Anker, und dann sprühe ich dich ordentlich mit Skeeter-Spray ein, denn mein Mann mag es gar nicht, wenn du von oben bis unten verschwollen und zerstoichen bist.«

Sie lacht, als sich die Augen der Gefangenen weiten und Tränen ihr über die geschwollenen roten Lider quellen. Das Lamm hört zum ersten Mal, dass es einen Mann gibt.

»Und jetzt hör auf zu heulen, Schätzchen. Du musst hübsch sein, und im Moment siehst du aus wie ein Stück Scheiße.«

Das Lamm blinzelt heftig; der Knebel macht bei jedem qualvollen, raschen, flachen Atemzug schmatzende Geräusche. Bev lenkt das Boot näher ans Ufer, schaltet den Motor ab und wirft Anker. Dann greift sie zur Flinte und sucht die Bäume nach Schlangen ab. Nachdem sie sich vergewissert hat, dass ihre

Gefangene die Einzige ist, der Gefahr droht, legt sie die Pumpgun auf die Abdeckplane und wirft ein Bootskissen ein paar Zentimeter entfernt von ihrem »niedlichen kleinen Fang des Tages«, wie sie die Frau weiter nennt, auf den Boden. Dann kramt sie aus ihrer Badetasche eine Plastiksprühflasche mit Insektenschutzmittel hervor.

»Ich nehme dir jetzt den Knebel und die Fesseln ab«, verkündet Bev. »Weißt du, warum ich es mir leisten kann, so nett zu sein, Schätzchen? Weil du nirgendwo hinkannst als über Bord, und wenn du darüber nachdenkst, was alles in diesem

Wasser herumschwimmt, hast du sicher keine Lust mehr auf ein kleines Bad. Außerdem ist da noch der Fischtank.« Bev öffnet den Deckel des sarggroßen Fischtanks. Er ist mit Eis gefüllt. »Da drinnen bleibst du hübsch frisch, falls du auf die Idee kommen

solltest, Ärger zu machen. Und das willst du doch nicht, oder?«

Die Frau schüttelt heftig den Kopf und stößt ein »Nein« hervor, als der Knebel entfernt wird. »Danke, danke«, sagt sie mit zitternder Stimme und befeuchtet ihre Lippen.

»Ich wette, deine Gelenke tun höllisch weh«, meint Bev und lässt sich beim Lösen der Fesseln Zeit. »Mein Mann Jay hat mich mal gefesselt und mir Knöchel und Handgelenke auf dem Rücken zusammengeschnürt, bis ich verbogen war wie eine Brezel. Genau wie du jetzt. Es hat ihn scharf gemacht, weißt du.« Sie wirft das Seil auf die Abdeckplane. »Tja, das wirst du noch früh genug rauskriegen.«

Die Frau reibt sich die wunden Knöchel und Handgelenke und versucht, wieder zu Atem zu kommen. Sie erinnert Bev an eine Cheerleaderin, eine dieser sportlichen

Blondinen, die so hübsch und sauber aussehen. Sie trägt eine kleine Hornbrille, mit der sie einen intelligenten Eindruck macht, und sie hat auch das richtige Alter: Ende dreißig, vielleicht vierzig. Bev hat sie schließlich auf dem Parkplatz des Wal-Marts am Unigelände aufgegriffen, nachdem sich keine Gelegenheit mehr ergab, das Lämmchen im grünen Ford Explorer zu schnappen.

»Warst du auf dem College?«, fragt Bev.

»Ja.«

»Gut. Das ist wirklich sehr gut.« Eine Weile versinkt sie in Gedanken, und ein schlaffer Ausdruck malt sich auf ihrem fleischigen, wettergegerbten Gesicht.

»Bitte, bringen Sie mich zurück. Wir haben Geld. Wir zahlen Ihnen, was Sie verlangen.«

Bevs Blick wird wieder tückisch. Jay ist klug und hat Geld. Diese Frau ist klug und hat Geld. Sie beugt sich zu ihr vor.

Hinter den Bäumen ist das laute Surren von Moskitos zu hören. Nicht weit entfernt platscht ein Fisch aufs Wasser. Je höher die Sonne steigt, desto heißer wird es, und Bevs Hawaiihemd ist durchgeschwitzt. »Hier geht es nicht um Geld«, sagt sie, als die Frau sie anstarrt; die Hoffnung schwindet aus den hellblauen Augen. »Weißt du nicht, warum es hier geht?«

»Ich habe Ihnen nichts getan. Bitte, lassen Sie mich einfach frei. Dann werde ich es nie jemandem erzählen. Ich werde nichts tun, was Sie in Schwierigkeiten bringt. Wie sollte ich auch? Schließlich kenne ich Sie nicht.«

»Tja, du wirst mich bald kennen lernen, Schätzchen«, entgegnet Bev, legt der Frau eine raue, trockene Hand auf den Hals und

streicht mit dem Daumen darüber. »Wir werden einander bald sehr gut kennen lernen.«

Die Frau blinzelt und befeuchtet ihre aufgesprungenen Lippen, als Bevs Hand nach unten wandert, die Grube am Schlüsselbein betastet, weiter abwärts gleitet und alles nach Herzenslust befummelt. Die Frau sitzt stocksteif da und schließt die Augen. Als Bev unter ihre Kleider greift und den Rückenverschluss ihres BHs öffnet, zuckt sie zusammen. Bev fängt an, sie mit Insektenschutzmittel zu besprühen und es in ihre nackte Haut einzumassieren. Sie spürt, dass der wohlgerundete, feste Körper der Frau zittert wie Götterspeise. Bev denkt an Jay und die ausgebleichte Stelle auf dem Boden unter dem Bett und versetzt dem Lamm einen festen Stoß, sodass der Kopf der Frau gegen den Außenbordmotor prallt.

55

An der Ecke 83. Straße und Lexington Avenue hat ein Lieferwagen eine Fußgängerin, eine ältere Frau, überfahren.

Benton Wesley hört, was die Gaffer sich aufgeregt zuraunen; das Blaulicht der Rettungswagen blinkt, und die Polizei sperrt den ganzen Häuserblock mit gelbem Band ab. Der tödliche Unfall hat sich vor einer knappen Stunde ereignet. Benton, der in seinem Leben schon genug Blut gesehen hat, geht rasch vorbei und wendet respektvoll den Blick von der Leiche ab, die eingeklemmt unter einem Hinterrad des Lasters liegt.

Er schnappt die Wörter *Gehirn* und *geköpft* auf und dann noch etwas von einem *Gebiss*, das angeblich auf der Straße herumliegen soll. Wenn es nach dem Willen der

meisten Leute ginge, wäre jeder Todesfall ein Spektakel, für das man Eintritt bezahlen muss. Für fünf Dollar pro Karte könnte man dann nach Herzenslust Blut und Gedärme anglotzen. Wenn Benton früher an einem Tatort eintraf, machten die Polizisten ihm Platz, damit er sich mit geschultem Blick jede Einzelheit einprägen konnte. Er war dazu ermächtigt, alle Unbefugten davonzuja-gen. Und er konnte seinem Ärger nach Be-lieben Luft machen - manchmal ruhig, manchmal lautstark.

Durch die dunklen Brillengläser mustert er die Umgebung. Sein schlanker Körper schlängelt sich im Zickzackkurs und mit der Geschmeidigkeit eines Luchses durch die Menschenmenge auf dem Gehweg. Eine un-bedruckte schwarze Baseballkappe auf dem rasierten Schädel, pirscht er sich zurück zu Lucys Hauptquartier, nachdem er zehn Blocks nördlich von hier, nicht etwa direkt vor dem Gebäude oder auch nur in dessen

Nähe, aus dem Taxi gestiegen ist. Vermutlich könnte Benton einfach an Lucy Vorbeigehen und »Verzeihung« sagen, ohne dass sie ihn erkennen würde. Es ist jetzt sechs Jahre her, dass er sie zuletzt getroffen oder mit ihr gesprochen hat, und er will unbedingt wissen, wie sie heute aussieht, wie sie klingt und wie sie sich verhält. Die Ungeduld treibt ihn entschlossenen Schrittes weiter, bis er das moderne Gebäude aus poliertem Granit in der 75. Straße erreicht hat. Davor steht, die Hände auf dem Rücken, ein Portier. Er schwitzt in seiner grauen Uniform und tritt von einem Bein aufs andere, ein Hinweis darauf, dass ihm die Füße wehtun.

»Ich suche das *Letzte Revier*«, spricht Benton ihn an.

»Das was?« Der Portier schaut ihn an, als hätte er nicht alle Tassen im Schrank.

Benton wiederholt den Satz.

»Meinen Sie so eine Art Polizeirevier?«
Der Portier betrachtet ihn, und das Urteil *obdachloser Spinner* steht ihm ins müde irische Gesicht geschrieben. »Vielleicht ist es ja das Revier in der 69.«

»Einundzwanzigster Stock, Suite zwanzig-eins-null-drei«, erwidert Benton.

»Ach, jetzt weiß ich, wovon Sie reden. Aber die Firma heißt nicht *Das Letzte Revier*. In zwanzig-eins-null-drei sitzt eine Softwarefirma, Sie wissen schon, so was mit Computern.«

»Sind Sie sicher?«

»Verdammt, ich arbeite schließlich hier.«
Der Portier wird ungeduldig und betrachtet finster eine Frau, deren Hund zu dicht an dem Blumenkübel vor dem Gebäude herum-schnüffelt. »Hey«, sagt er zu ihr. »Hier pinkeln keine Hunde in die Hecke.«

»Sie schnuppert doch nur«, entgegnet die Frau empört, zerrt an der Leine und zieht ihren bedauernswerten Toy-Pudel in die Mitte des Bürgersteigs.

Nachdem er so seine Autorität unter Beweis gestellt hat, achtet der Portier nicht mehr auf die Frau und ihren Hund. Benton wühlt in der Tasche seiner aus gebleichten Jeans, holt einen zusammengefalteten Zettel heraus, streicht ihn glatt und studiert einen Namen und eine Telefonnummer, die nichts mit Lucy, diesem Gebäude oder dem Büro, das - ganz gleich, was der Portier auch glaubt - wirklich *Das Letzte Revier* heißt, zu tun haben. Falls der Mann Lucy später zufällig, vielleicht im Scherz, erzählen sollte, dass ein komischer Typ da war und sich nach dem *Letzten Revier* erkundigt hat, wird sie erschrecken und sich große Sorgen machen. Marino vermutet, dass Jean-Baptiste Lucys Firma unter diesem Namen kennt. Deshalb will Benton erreichen, dass Marino und Lucy

es mit der Angst zu tun kriegen und auf der Hut sind.

»Hier steht aber zwanzig-eins-null-drei«, teilt er dem Portier mit und steckt den Zettel wieder in die Tasche. »Wie heißt die Firma? Vielleicht hat man mir ja was Falsches gesagt.«

Der Portier geht hinein und greift nach einem Klemmbrett. Nachdem er mit dem Finger die Seite entlangefahren ist, antwortet er: »Okay, okay, zwanzig-eins-null-drei. Wie ich schon sagte, eine Computerfirma. Infosearch Solutions. Wenn Sie rauf wollen, muss ich dort anrufen und mir Ihren Ausweis ansehen.«

Den Ausweis, natürlich, aber ein Anruf ist überflüssig. Benton schmunzelt. Der Portier ist absichtlich unhöflich und hat Vorurteile gegen den schäbig gekleideten Fremden, der da vor ihm steht. Er hat - wie so viele New

Yorker - vergessen, dass es früher die größte Tugend dieser Stadt war, schäbig gekleidete Fremde und bitterarme Einwanderer, die kaum Englisch sprachen, willkommen zu heißen. Benton spricht ausgezeichnet Englisch, wenn er Lust dazu hat, und arm ist er auch nicht, obwohl er über seine Ausgaben Rechenschaft ablegen muss.

Er holt das Portemonnaie aus der Jackentasche und fördert einen Führerschein zu Tage: Steven Leonard Glover, Alter vierundvierzig, geboren in Ithaca, New York. Er nennt sich nicht mehr Tom Haviland, weil Marino ihn unter diesem Decknamen kennt. Immer wenn Benton die Identität wechseln muss, was er tut, wenn es nötig wird, leidet er eine Weile an Depressionen und dem Gefühl, dass alles sinnlos ist. Er wird über Gebühr wütend und ist anschließend umso entschlossener, durchzuhalten, und zwar ohne vor Hass zu verbrennen.

Hass nimmt einem Menschen den Halt. Wer hasst, kann nicht mehr klar denken und sehen. Sein ganzes Leben lang hat Benton dem Hass widerstanden. Es wäre zwar nachvollziehbar, aber viel zu leicht gewesen, die böartigen, sadistischen und niemals reumütigen Täter zu hassen, die er während seiner

Zeit beim FBI mit einem wahren Über-eifer gnadenlos aufgespürt und festgenommen hat. Benton könnte sein Talent, un-bemerkt zu bleiben und nicht aufzufallen, niemals nutzen, wenn er hassen oder sich sonstigen überschwänglichen Gefühlen hingeben würde.

Er hat eine Beziehung mit Scarpetta angefangen, als er noch verheiratet war, vielleicht die einzige Sünde, die er sich nie verzeihen wird. Er erträgt es nicht, sich die Trauer vorzustellen, die Connie und ihre Töchter empfunden haben müssen, als sie von

seinem vermeintlichen Tod erfahren. Manchmal betrachtet er sein Exil als Strafe für das, was er seiner Familie angetan hat, weil er schwach war und einem übermächtigen, auch weiterhin andauernden Gefühl nachgegeben hat. Scarpetta hat nun einmal diese Wirkung auf ihn, und er würde - das weiß er genau - dieselbe Sünde wieder begehen, wenn er die Zeit zurückdrehen könnte, bis zu dem Moment, als sie beide feststellten, was sie einander bedeuteten. Seine einzige Ausrede - eine ziemlich faule - lautet, dass sie beide ja nicht geplant hatten, einander körperlich anzuziehen und sich zu verlieben. Es ist eben passiert. Einfach so passiert.

»Ich rufe für Sie an«, verkündet der Portier und gibt Benton den gefälschten Ausweis zurück.

»Danke ... Wie heißen Sie denn?«

»Jim.«

»Danke, Jim, aber das ist nicht nötig.«

Benton geht los, überquert die 75. Straße, ohne auf die rote Fußgängerampel zu achten, und verschwindet im anonymen Passantenstrom auf der Lexington Avenue. Er duckt sich unter einem Gerüst durch und zieht seine Kappe tiefer ins Gesicht, doch seinen Augen hinter der dunklen Brille entgeht nichts. Wenn ihm einer der ahnungslosen Fußgänger eine Straße weiter wieder begegnen würde, würde er dessen Gesicht wieder erkennen, denn er ist stets aufmerksam und auf der Hut. Beim dritten Mal würde er den- oder diejenige verfolgen und mit seiner winzigen Videokamera aufnehmen. In den letzten sechs Jahren hat er so Hunderte von Bändern zusammengesammelt. Bis jetzt haben sie ihm lediglich bewiesen, dass er in einer sehr kleinen Welt lebt, ganz gleich, wie groß die jeweilige Stadt auch sein mag.

In New York ist die Polizei überall präsent. Cops sitzen in ihren Streifenwagen oder stehen plaudernd auf Gehwegen und an Häuserecken. Benton marschiert seelenruhig an ihnen vorbei und schaut starr geradeaus. Die Pistole an seinem Knöchel stellt ein so schweres Vergehen dar, dass ein Polizist, der sie bemerkt, ihn vermutlich zu Boden werfen oder gegen die nächste Hauswand stoßen würde. Dann würde man ihm Handschellen anlegen, ihn in ein Polizeiauto verfrachten, verhören, anhand des Computersystems des FBI überprüfen, erkennungsdienstlich behandeln und unter Anklage stellen - und zwar absolut vergeblich. Als Benton noch gegen Verbrecher ermittelt hat, waren seine Fingerabdrücke in AFIS, dem Automatisierten Fingerabdruck-Identifizierungssystem, gespeichert. Nach seinem angeblichen Tod hat man seine Abdrücke mit denen eines Mannes vertauscht, der eines natürlichen Todes gestorben war und dem

man in der Leichenkammer eines Bestattungsunternehmens in Philadelphia heimlich die Fingerabdrücke abgenommen hatte. Bentons genetischer Fingerabdruck befindet sich in keiner Datenbank der Welt.

Er tritt in einen Hauseingang und ruft mit einem Mobiltelefon, das als Rechnungsadresse eine Telefonnummer bei den Justizvollzugsbehörden von Texas hat, die Auskunft an. Die Rechnungsadresse einzuprogrammieren ist nicht sehr schwer gewesen. Schließlich hat Benton Jahre damit verbracht, sich in die Handhabung eines Computers einzuarbeiten; inzwischen kann er den Cyberspace nutzen oder missbrauchen, wie es ihm gefällt. Ein gelegentliches R-Gespräch in den Telefonrechnungen der Justizvollzugsbehörden von Texas wird vermutlich niemandem auffallen und kann auch nicht zurückverfolgt werden, sodass ihm sicher nie ein Mensch auf die Schliche kommen wird.

Wie Benton weiß, wird der Name und die Telefonnummer des Gefängnisses in Texas im Display von Lucys sicherlich hochmoderner Telefonanlage auftauchen, wenn er ihr Büro anruft. Und ganz bestimmt besitzt Lucy auch ein Gerät zur forensischen Stimmenanalyse. Selbstverständlich hat Benton Jean-Baptistes Stimme auf Band, und zwar schon seit Jahren aus den sehr gefährlichen Tagen einer verdeckten Operation, die nicht zum Fall des Chandonne-Kartells geführt, sondern stattdessen Bentons Identität und sein Leben ausgelöscht hat. Das hat Benton sich noch immer nicht verziehen. Er glaubt nicht, dass er die Gefühle der Schuld und Demütigung je loswerden wird. Er hat die Leute unterschätzt, deren Vertrauen ihm das Überleben garantierte.

Als Kind ist Benton mit seinem magischen Ring bei seinen Phantasieermittlungen auch hin und wieder ein Fehler unterlaufen. Und als er erwachsen war und den goldenen Ring

des FBI trug, war er ebenfalls nicht gefeit gegen Irrtümer und Falscheinschätzungen. Bei der psychologischen Beurteilung von Mördern hat er hin und wieder voll daneben gelegen. Und das eine Mal in seiner Karriere, als er seine Intelligenz und Geistesgegenwart am meisten gebraucht hätte, hat er versagt. Dieser Gedanke löst in ihm immer noch Wut aus, ist ihm unangenehm und sorgt dafür, dass er sich Vorwürfe macht.

Niemanden sonst trifft eine Schuld, sagt er sich in seinen verzweifeltsten Momenten. Nicht einmal die Chandonnes und ihre Befehlsempfänger können etwas dafür. Du hast dir dein Grab selbst geschaufelt, und jetzt sieh zu, wie du da wieder rauskommst.

»Nur Null-acht-fünfzehn-Kopierpapier«, erklärt Wayne Reeve, Pressesprecher der Justizvollzugsanstalt Polunsky, Scarpetta am Telefon.

»Wir kaufen es palettenweise ein und geben es dann für einen Penny pro Blatt an die Häftlinge weiter. Die Umschläge sind einfache weiße aus dem Billigladen, drei für fünfundzwanzig Cent«, fügt er hinzu. »Darf ich fragen, warum Sie das interessiert?«

»Recherche.«

»Oh.« Seine Neugier ist nicht befriedigt.

»Forensische Papieranalyse. Ich bin Wissenschaftlerin. Was ist, wenn ein Gefangener keine Einkaufserlaubnis hat?«, erkundigt

sich Scarpetta, die in ihrem Arbeitszimmer in Delray Beach sitzt.

Sie war gerade dabei, mit ihrem Koffer aus dem Haus zu eilen, als das Telefon läutete. Rose ging an den Apparat, und Scarpetta hat den Anruf gern entgegengenommen. Jetzt wird sie ihren Flug nach New York verpassen.

»Er - oder sie - bekommt auf jeden Fall Schreibpapier, Briefumschläge, Briefmarken und so weiter. Diese Vergünstigung wird niemandem entzogen, ganz gleich, was passiert. Ist doch verständlich. Anwälte«, sagt Reeves.

Scarpetta fragt ihn nicht, ob Jean-Baptiste Chandonne noch im Todestrakt sitzt. Sie erwähnt ebenfalls nicht, dass sie einen Brief von ihm bekommen hat und nicht sicher ist, dass Chandonne sich auch weiterhin hinter Schloss und Riegel befindet.

Es reicht, du Schwein.

Wenn du mich unbedingt sehen willst, dann nur zu, du Schwein.

Und wenn du mit mir reden willst, meinetwegen, du Schwein. Falls du abgehauen bist, krieg ich es raus, du Schwein. Und ich komme auch dahinter, ob du diesen Brief selbst geschrieben hast oder nicht, du Schwein.

Du wirst niemandem mehr wehtun, du Schwein. Ich will deinen Tod, du Schwein.

»Könnten Sie mir vielleicht Proben von dem Papier aus dem Gefängnisladen schicken?«, fragt sie Reeve.

»Morgen haben Sie sie«, verspricht er.

Truthahngeier kreisen tief am blauen Himmel. Der Geruch nach Tod und Verwesung lockt sie in den Sumpf jenseits des grauen verwitterten Bootsstegs.

»Was hast du gemacht? Etwa Fleisch ins Schilf geworfen?«, beklagt Bev sich bei Jay, während sie ein Tau über einen Pfosten wirft. »Du weißt doch, wie ich diese verdammten Geier hasse.«

Jay lächelt. Seine Aufmerksamkeit gilt dem Lamm, das im Bug des Bootes kauert. Die Frau reibt sich Handgelenke und Knöchel, ihre Kleidung ist teilweise geöffnet und verrutscht. Kurz steht Erleichterung in ihren verängstigten Augen, als ob der attraktive, dunkelhaarige Mann auf dem Steg unmöglich böse sein könnte. Jay trägt nichts

außer fadenscheinigen, abgeschnittenen Jeans, und die Muskeln seines wohl geformten, gebräunten Körpers spielen bei jeder Bewegung. Geschmeidig springt er ins Boot.

»Geh rein«, befiehlt er Bev. »Hallo«, sagt er dann zu der Frau. »Ich bin Jay. Du brauchst keine Angst mehr zu haben.«

Sie starrt ihn aus weit aufgerissenen, glasigen Augen an, reibt sich weiter die Handgelenke und befeuchtet ihre Lippen.

»Wo bin ich?«, fragt sie. »Ich verstehe nicht...«

Jay streckt die Hand aus, um ihr aufzuhelfen. Als ihr die Beine nachgeben, packt er sie um die Taille.

»So, jetzt klappt es. Wir sind noch ein bisschen steif, was?« Er berührt die mit

getrocknetem Blut verkrusteten Haarbüschel an ihrem Hinterkopf, und Empörung zeigt sich in seinem Blick. »Sie hätte dir nicht wehtun dürfen. Du bist ja verletzt. Okay, einen Moment. Ich werde dich einfach tragen.« Er hebt sie hoch, als wäre sie schwerelos. »Leg die Arme um meinen Hals. Sehr gut.« Er setzt sie auf dem Bootssteg ab und klettert ebenfalls hinaus. Nachdem er ihr wieder aufgeholfen hat, hebt er sie hoch und trägt sie in die Hütte.

Bev sitzt auf dem schmalen, muffig riechenden Bett. Es hat keine Decken, nur ein zerknittertes weißes Spannbettuch und ein fleckiges Kissen, das die Form verloren hat und beinahe flach ist. Bevs Augen folgen Jay, als dieser die Frau auf den Boden stellt und sie an der Taille festhält, während sie versucht, das Gleichgewicht zu bewahren.

»Ich kann nicht mehr stehen«, sagt sie, ohne Bev anzusehen. Sie tut, als wäre Bev

nicht vorhanden. »Meine Füße sind gefühllos.«

»Sie hat dich zu fest gefesselt, richtig?«, meint Jay, und sein Blick wird noch lodernder. »Was hast du mit ihr gemacht?«, wendet er sich an Bev.

Sie starrt ihn an.

»Runter vom Bett«, befiehlt er ihr. »Wir müssen sie hinlegen. Sie ist verletzt. Hol ein feuchtes Handtuch.« Zum Lamm sagt er, während er ihr aufs Bett hilft: »Ich habe kein Eis da, tut mir Leid. Eis wäre gut für deinen Kopf.«

»Es ist Eis im Fischtank. Und Lebensmittel«, erwidert Bev tonlos.

»Du hast mir keine Welpen mitgebracht«, sagt Jay.

»Ich hatte zu tun, und alles war geschlossen.«

»Auf der Straße gibt es genug Streuner, wenn man nicht zu faul zum Suchen ist.«

Bev macht den Kühlschrank auf und gießt kaltes Wasser auf ein Geschirrtuch.»Schon gut«, antwortet das Lamm schüchtern und entspannt sich ein wenig.

Jay sieht gut aus und ist nett. Er ist ein Freund. Ganz anders als dieses widerwärtige, hässliche Weib.

»Es geht schon. Ich brauche kein Eis.«

»Nein, es geht nicht.« Als Jay ihr vorsichtig das Kissen unter den Kopf schiebt, schreit sie vor Schmerz auf. »Nein, es geht nicht.«

Er steckt die Hand unter ihren Hals und hebt ihren Kopf an, um die Hinterseite abzutasten. Der Druck seiner Finger ist zu fest, und die Frau schreit wieder auf.

»Was hast du mit ihr gemacht?«, fragt er Bev wieder.

»Sie ist im Boot hingefallen.«

Die Frau schweigt und würdigt Bev keines Blickes.

»Offenbar hatte sie beim Fallen ein bisschen Hilfe«, entgegnet Jay, die Ruhe selbst.

Er rafft die Bluse des Lamms zusammen und knöpft sie zu, ohne die Frau zu berühren.

58

Benton zieht die Jacke aus und wirft sie in eine Mülltonne. Einen Häuserblock weiter südlich lässt er die Baseballkappe in eine andere Mülltonne fallen und duckt sich unter ein Gerüst, um einen Rucksack aus Leinen zu öffnen. Darin befindet sich ein schwarzes Biker-Kopftuch, das er sich fest um den Kopf bindet. Dann schlüpft er in eine Jeansweste, auf deren Rücken die amerikanische Flagge aufgestickt ist. Als kurz eine Lücke im Fußgängerstrom entsteht, tauscht er die Sonnenbrille gegen eine mit gelblichen Gläsern und einem anderen Gestell aus. Anschließend rollt er den Rucksack zusammen und klemmt ihn unter den Arm. Nachdem er links in die 73. Straße eingebogen ist, geht er an der Third Avenue wieder nach links und kehrt zurück zur 75. Straße, wo er an der Ecke des Gebäudes stehen bleibt, in dem sich

Lucys Büro befindet. Jim, der Portier, achtet nicht auf ihn und schlendert zurück in die Vorhalle, um sich etwas klimatisierte Luft zu gönnen.

Die moderne Technologie ist gleichzeitig Bentons Verbündeter und sein Feind. Anrufe mit dem Mobiltelefon können nicht nur durch eine Rufnummererkennung zurückverfolgt werden. Die Signale prallen von Satelliten ab und kehren wie ein Bumerang zu dem Ort zurück, an dem der Anrufer sich zum Zeitpunkt des Telefonats befindet. Bis jetzt gibt es keine Möglichkeit, diese Technologie auszutricksen, und deshalb bleibt Benton nichts anderes übrig, als seinen Verstand zu benutzen. Die Rufnummererkennung wird zwar fälschlicherweise melden, dass der Anruf aus einem Gefängnis in Texas kommt, doch dann wird die Satellitenübertragung zeigen, dass sich der Anrufer in Wahrheit in Manhattan befindet, und zwar

innerhalb eines Radius, der kleiner ist als ein Häuserblock.

Diese Tatsache lässt sich zu Bentons Vorteil nutzen. Man kann ein Hindernis nämlich auch als Stufe betrachten, die einen Schritt weiter zum Ziel führt.

Benton tätigt den Anruf vor Lucys Bürohaus, Ecke Lexington Avenue und 75. Straße. Jean-Baptiste sitzt im Todestrakt, was sich leicht nachprüfen lässt. Also kann er nach den Gesetzen der Logik kein R-Gespräch in Manhattan geführt haben. Wer also dann? Lucy wird über diesen Anruf, der aus der unmittelbaren Nähe ihres Bürogebäudes kommt, nachgrübeln. Und da Benton sie sehr gut kennt, ist er sicher, dass sie selbst von ihrem Büro aus telefonieren und dabei feststellen wird, dass der Satellit dieselben Koordinaten meldet.

Daraus wird sie schließen, dass es sich um einen technischen Fehler handelt: Der Satellit hat angezeigt, wo der Anruf einging, nicht, von wo aus er getätigt wurde. Dennoch wird sie nicht begreifen, wie das passieren konnte, da so etwas schließlich noch nie vorgekommen ist. Lucy wird sich verfolgt fühlen. Bestimmt wird sie sich ärgern, denn sie hat kein Verständnis für Schlamperei und technisches Versagen. Ganz sicher wird sie der Telefongesellschaft oder ihren Mitarbeitern die Schuld an dem Problem geben. Vermutlich Letzteren.

Wenn sie Jim, den Portier, fragt, wird er antworten, er habe zu dem Zeitpunkt, als der Anruf einging, vor dem Haus oder in der näheren Umgebung niemanden mit einem Mobiltelefon beobachtet. Das wird gelogen sein. In New York laufen nämlich fast alle Leute mit einem Mobiltelefon am Ohr herum. Die Wahrheit ist, dass Jim, selbst falls er sich erinnern sollte, wann genau er seinen

Posten verlassen hat, um in die klimatisierte Vorhalle zu gehen, dieses gewiss nicht zugeben wird.

Die letzte Hürde ist die Stimmenanalyse, die Lucy sofort durchführen wird, um sich zu vergewissern, dass es sich bei dem Anrufer tatsächlich um Jean-Baptiste Chandonne handelt. Doch auch das ist kein Problem. Benton hat einige Jahre damit verbracht, Aufnahmen von Jean-Baptistes Stimme gründlich zu studieren, zu transkribieren und zu schneiden. Anschließend hat er sie in digitalen Dateien gespeichert, und zwar mit einem Richtmikrofon, das, wenn man es auf hohe Empfindlichkeit einstellt, Töne aus allen Richtungen sowie Hintergrundgeräusche auffangen kann - in diesem Fall aus dem Inneren eines Gefängnisses. Benton hat die Aufnahmen am Computer bearbeitet, bis dem Ergebnis keine Übergänge mehr anzuhören waren. Jede Datei ist ein überfallartiges Klanggebilde, geeignet sowohl für

Voicemail als auch für einen lebendigen Zuhörer, der jedoch keine Chance erhält, etwas zu erwidern, da dazu eine übermenschliche Schlagfertigkeit vonnöten wäre. Benton schaltet von »Menü« auf einen Ordner, den er nach Baton Rouge - roter Stab - »Redstick« benannt hat; er überprüft die Uhrzeit auf dem Display und vergewissert sich noch einmal, dass alle Details stimmen.

Dann stöpselt er das Mikrofon in die Lautsprecherbuchse ein und steckt sich den Ohrhörer ins Ohr.*Bei Infosearch Solutions - Dem Letzten Revier - wird abgenommen.*

»Manhattan. R-Gespräch für Infosearch Solutions in der 75.«, sagt er ins Mikrofon.

»Ihr Name?«

»Justizvollzugsanstalt Polunsky.«

»Bitte warten Sie.«

Die Telefonistin stellt die Verbindung her.

»R-Gespräch aus der Justizvollzugsanstalt Polunsky. Übernehmen Sie die Kosten?«

»Ja.« Ohne Zögern oder Veränderung des Tonfalls.

»Guten Tag. Darf ich fragen, wer am Apparat ist?«, fährt eine Männerstimme fort, als die Rufnummererkennung die Justizvollzugsbehörden von Texas anzeigt.

Benton stellt die Geräuschunterdrückung höher, um den New Yorker Verkehrslärm auszublenken, denn der wäre fatal bei einem Anruf, der angeblich aus dem Inneren einer Strafanstalt kommt. Dann drückt er auf »Play«. Ein grünes Lämpchen leuchtet auf, und die erste Datei wird abgespielt.

»Wenn Mademoiselle Farinelli zurückkommt, sagen Sie ihr: Baton Rouge.« Jean-

Baptistes Stimme vom Band klingt so natürlich, als würde er tatsächlich sprechen.

»Sie ist momentan nicht hier. Wer sind Sie? Wie heißen Sie?«, versucht der Mann in Lucys Büro dem Computerchip Informationen zu entlocken. »Kann ich ihr etwas ausrichten?«

Einige Sekunden nach dem Telefonat löscht Benton Datei eins von »Redstick«, um sicherzugehen, dass nie wieder jemand Jean-Baptistes gefälschte Nachricht abspielen kann.

Dann eilt er den belebten Bürgersteig entlang; sein Kopf ist gesenkt, aber ihm entgeht nichts.

59

»Bitte, tun Sie mir nichts«, fleht das Lamm.

Jay hilft der Frau beim Aufsetzen. Sie weint und stöhnt, als er sanft ihr blutiges Haar säubert und sich besorgt über die Platzwunde äußert, die durch die stumpfe Gewalt beim Zusammenprall ihres Kopfes mit dem Außenbordmotor entstanden ist. Er versichert ihr, die Verletzung sei nicht schwer und sie habe auch keinen Schädelbruch davongetragen. Sie sähe doch nicht etwa doppelt, oder?

»Nein«, erwidert sie und hält den Atem an, als er wieder ihr Haar mit dem feuchten, blutigen Handtuch berührt. »Ich sehe wunderbar.«

Jays Charme und Fürsorglichkeit verfehlen wie immer ihre Wirkung nicht, und die Aufmerksamkeit der Frau gilt deshalb nur ihm. Sie identifiziert sich sogar so mit ihm, dass sie glaubt, ihm anvertrauen zu können, Bev - deren Namen sie nicht kennt - habe sie gegen den Außenbordmotor gestoßen.

»So habe ich mir den Kopf verletzt«, erklärt sie Jay.

Er wirft das blutige Handtuch Bev zu. Diese hat sich nicht gerührt, steht mitten in dem kleinen Zimmer und starrt ihn an wie eine zum Zubeißen bereite Mokassinschlange. Das Handtuch landet zu ihren Füßen, aber sie hebt es nicht auf.

Er befiehlt es ihr.

Bev gehorcht nicht.

»Heb es auf und wasch es im Spülbecken aus«, sagt er. »Ich will das Ding nicht mehr am Boden liegen sehen. Du hättest ihr nicht wehtun dürfen. Wasch das Handtuch aus, und wisch ihr das Insektenschutzmittel ab.«

»Sie braucht es mir nicht abzuwischen«, fleht die Frau. »Vielleicht sollte ich es besser dranlassen, wegen der vielen Mücken.«

»Nein. Es muss runter«, widerspricht Jay, beugt sich vor und riecht an ihrem Hals. »Du hast viel zu viel drauf. Es ist giftig. Offenbar hat sie dir die ganze Flasche übergeschüttet. Das ist gar nicht gut.«

»Ich möchte nicht, dass sie mich noch mal anfasst!«

»Hat sie dir wehgetan?«

Das Lamm schweigt.

»Ich bin ja da. Sie kann dir nichts tun.«

Während Jay sich von der Bettkante erhebt, sammelt Bev das nasse, blutige Handtuch auf.

»Wir sollten kein Wasser verschwenden«, sagt sie. »Es ist kaum noch was im Tank.«

»Irgendwann wird es schon regnen«, erwidert Jay und mustert die Frau, als wäre sie ein Auto, das er vielleicht kaufen wird. »Im Tank ist noch genug. Wasch das Handtuch aus, und bring es her.«

»Bitte, tun Sie mir nichts.«

Die Frau hebt den Kopf vom Kissen. Es ist rosa und feucht, und ein grellroter Fleck weist darauf hin, dass die Wunde wieder zu bluten angefangen hat.

»Bringen Sie mich einfach nach Hause. Dann erzähle ich es niemandem. Keiner Menschenseele, ich schwöre bei Gott.« Flehend sieht sie Jay an, ihre einzige Hoffnung, weil er so gut aussieht und bis jetzt nett zu ihr war.

»Was willst du niemandem erzählen?«, fragt Jay, kommt näher und setzt sich an den Rand des Eisenbettes mit der stinkenden, durchgelegenen Matratze. »Was gibt es da zu erzählen? Du hast dich verletzt, und wir sind die guten Samariter, die sich um dich kümmern.«

Sie nickt, und Verwirrung und schließlich Angst zeigen sich auf ihrem Gesicht.

»Dann machen Sie es schnell. Bitte«, flüstert sie, geschüttelt von Schluchzern und Schluckauf, die ihren Körper erbeben lassen. »Wenn Sie mich nicht freilassen wollen. Machen Sie es schnell.«

Bev kehrt mit dem Handtuch zurück und reicht es Jay. Wasser tropft aufs Bett und rinnt seinen nackten, muskulösen Arm entlang. Bev fährt ihm mit den Fingern durchs Haar, küsst seinen Nacken und schmiegt sich eng an ihn, während sie der Frau die Bluse öffnet.

»Ah, kein BH«, sagt er. »Hatte sie keinen an?« Er wendet den Kopf und verlangt mit leiser Stimme, die inzwischen beängstigend klingt, eine Antwort.

Bevs Hände gleiten seine verschwitzte Brust entlang.

Die Augen der Frau sind wieder glasig und vor Angst geweitet, wie Bev es vorhin schon im Boot gesehen hat. Sie zittert heftig, und ihre nackten Brüste beben. Ein Speicheltropfen quillt ihr aus dem Mundwinkel. Angewidert steht Jay auf.

»Zieh ihr die restlichen Sachen aus, und mach sie sauber«, befiehlt er Bev. »Und wenn du sie noch mal anfasst, weißt du ja, was dir blüht.«

Bev lächelt. Es ist ein gut einstudiertes Theaterstück, das schon ziemlich lange läuft.

60

Am nächsten Morgen ist Scarpetta immer noch in Florida.

Als sie zum zweiten Mal versucht hat, das Haus zu verlassen, wurde sie von einem FedEx-Boten abgefangen, der ihr zwei Päckchen brachte, das eine vom Pressebüro der Justizvollzugsanstalt Polunsky und das andere, ein dickes Paket, mit den Unterlagen zum Fall Charlotte Dard, wobei es sich zum Großteil um Kopien der Autopsie- und Laborberichte und um histologische Dias handelt.

Scarpetta legt eine Diaaufnahme der linken Herzkammerscheidewand auf den Objektträger des Mikroskops. Wenn sie all die Stunden addieren könnte, die sie im Laufe ihres Berufslebens mit dem Betrachten

von Dias verbracht hat, wären es sicher Zehntausende. Obwohl sie eine Hochachtung vor Histologen hat, die ihr Leben den winzigen Zellstrukturen des Gewebes und der Geschichte, die sie erzählen können, gewidmet haben, begreift sie nicht, wie jemand freiwillig tagein, tagaus in einem winzigen Labor sitzen kann, inmitten von sezierten Herzen, Lungen, Lebern, Gehirnen und anderen Organen sowie Wunden und Krankheitsspuren, die in Stückchen zerschnitten werden und in Gläsern mit Konservierungsmitteln wie Formalin eine gummiähnliche Konsistenz annehmen. Jedes Gewebeteilchen wird in Paraffin oder Kunstharz eingebettet und in Scheiben geschnitten, die so dünn sind, dass sie Licht durchlassen. Danach werden sie auf Glasdias fixiert und mit verschiedenen Farbstoffen eingefärbt, die in der Textilindustrie des neunzehnten Jahrhunderts erfunden wurden.

Hauptsächlich bekommt Scarpetta jetzt verschiedene Rosa- und Blautöne zu Gesicht. Doch es wird eine große Bandbreite von Farben verwendet, was vom Gewebe, der Zellstruktur und den möglichen Defekten abhängt, die auf der anderen Seite der Linse ihre Geheimnisse herausrücken sollen. Die Farben sind wie Krankheiten häufig nach ihrem Entdecker oder Erfinder benannt, und das macht die Histologie so unnötig kompliziert, wenn nicht sogar zum Ärgernis. Es genügt nicht, eine Farbe oder Färbetechnik einfach nur als »blau« oder »violett« zu bezeichnen. Nein, es muss Cresylblau, Cresylviolett oder Perls Preußischblau, Heidenhains Hämatoxylin (ein bläuliches Rot), Masons Trichrom (Blaugrün), Bielschowsky (neutrales Rot) oder ihre Lieblingsmischung, Jones' Methenamin- Silber, sein. Ein typisch selbstdarstellerisches Pathologenvermächtnis ist die van-Gieson-Färbung eines Schwannschen Zellkerns aus einem

Schwannom; Scarpetta ist rätselhaft, was sich der deutsche Naturwissenschaftler Theodor Schwann davon versprach, einen Tumor nach sich benennen zu lassen.

Sie betrachtet durch die Linse die Schließmuskel in dem rosa eingefärbten Gewebe, das bei der Autopsie von CharlotteDards Herz entnommen wurde. Einige Fasern haben keine Zellkerne, was auf Nekrose oder abgestorbenes Gewebe hinweist. Andere Dias zeigen rosa und blau eingefärbte Entzündungen, alte Vernarbungen und Verengungen der Koronararterien. Die Frau aus Louisiana war erst zweiunddreißig, als sie an der Tür eines Motelzimmers in Baton Rouge tot zusammenbrach, zum Ausgehen gekleidet und den Schlüssel in der Hand.

Vor acht Jahren, zum Zeitpunkt ihres Todes, vermutete man, der Familienapotheker habe sie illegal mit dem starken

Schmerzmittel OxyContin versorgt, da dieses in ihrer Handtasche gefunden wurde, obwohl ihr das Medikament nie verschrieben worden war. In einem Brief an Scarpetta deutet Dr. Lanier an, besagter Apotheker könne in Palm Desert, Kalifornien, untergetaucht sein. Allerdings verrät Dr. Lanier nicht, worauf sich diese Vermutung stützt, und auch nicht, warum er den Fall Charlotte Dard wieder aufrollen möchte.

Eine schöne Bescherung, und zwar aus einer ganzen Reihe von Gründen: Der Fall ist alt; es gibt keine Beweise dafür, dass das Medikament tatsächlich von dem Apotheker stammte; und selbst wenn das so sein sollte, hat der sich nicht des vorsätzlichen Mordes schuldig gemacht, sofern er nicht geplant hat, das Opfer mit OxyContin zu vergiften; als Charlotte Dard starb, hat sich der Apotheker geweigert, mit der Polizei zu sprechen, stattdessen schickte er seinen Anwalt vor, der behauptete, ein Freund der

Familie, der unter einem Bandscheibenvorfall litte, habe Charlotte das OxyContin gegeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach habe sie versehentlich eine Überdosis eingenommen.

Es sind auch einige Kopien von Briefen dabei, die Dr. Lanier vor acht Jahren vom Anwalt des Apothekers - Rocco Caggiano - erhielt.

Unter dem Fenster vor Scarpettas Schreibtisch kriechen die Schatten über Sanddünen, als die Sonne weiterwandert. Palmwedel rascheln leise, und ein Mann, der seinen gelben Labrador am Strand spazieren führt, stemmt sich gegen den Wind. Weit draußen am dunstigen Horizont fährt ein Containerschiff nach Süden, vermutlich nach Miami. Wenn Scarpetta sich weiter so in ihre Arbeit vertieft, wird sie Zeit und Ort vergessen und wahrscheinlich wieder den Flug nach New York verpassen.

Dr. Lanier geht ans Telefon und meldet sich mit heiserer Stimme: »Hallo.«

»Sie klingen ja schrecklich«, bemitleidet ihn Scarpetta.

»Keine Ahnung, was ich mir da eingefangen habe, aber ich fühle mich scheußlich. Danke für den Rückruf.«

»Was für Medikamente nehmen Sie? Hoffentlich etwas Schleimlösendes und einen Hustenunterdrücker mit schleimlösender Wirkung. Und Finger weg von Antihistaminen. Versuchen Sie es tagsüber mit Medikamenten, die nicht müde machen und die kein Antihistamin oder Doxylamin-Sukzinat enthalten - außer, Sie wollen austrocknen und sich dazu noch eine Bakterieninfektion holen. Und meiden Sie Alkohol, der senkt die Immunabwehr.«

Dr. Lanier putzt sich die Nase. »Ich bin selbst Arzt, nur damit Sie's wissen. Und außerdem Suchtexperte, also kenne ich mich mit Medikamenten aus.« Das sagt er ohne eine Spur von Tadel. »Ich dachte, es erleichtert Sie, das zu hören.«

Scarpetta sind ihre voreiligen Schlussfolgerungen peinlich. Leichenbeschauer sind gewählte Staatsdiener und leider in vielen Fällen keine Mediziner.

»Ich wollte Sie nicht beleidigen, Dr. Lanier.«

»Das haben Sie nicht. Übrigens traut Ihnen Ihr Kumpel Marino zu, über Wasser zu gehen.« »Sie haben mich überprüft...« Scarpetta ist verwirrt. »Gut. Jetzt können wir uns hoffentlich dem Geschäftlichen zuwenden. Ich habe die Unterlagen im Fall Charlotte Dard durchgearbeitet.«

»Alt, aber gut ... Verstehen Sie das bitte nicht wörtlich, denn da ist wirklich nichts Gutes dran. Moment, ich hole mir nur rasch was zum Schreiben. Es gibt ganz bestimmt ein Bermudadreieck für Stifte, und in meinem Haus ist das meine geliebte Frau. Also los.«

»Mrs. Dards Fall ist eindeutig merkwürdig«, beginnt Scarpetta. »Wie Sie aus dem toxikologischen Bericht wissen, enthielt ihr Blut nur vier Milligramm Oxymorphon - der Metabolit von OxyContin - pro Liter Blut, was am unteren Rand einer tödlichen Dosis liegt. Die Magenuntersuchung war negativ, und der Wert in der Leber war nicht höher als im Blut. In anderen Worten: Der Tod muss nicht zwangsläufig durch eine Überdosis OxyContin eingetreten sein. Der Medikamentenpegel im Blut ist eindeutig nicht so kritisch wie die klinischen Ergebnisse.«

»Das stimmt. So etwas habe ich mir gleich gedacht. Wenn Sie die toxikologischen Resultate im Licht der histologischen deuten, ist es möglich, dass sie für eine versehentliche Überdosis gar keinen so hohen Pegel brauchte. Allerdings weisen die Berichte und die Körperdiagramme nicht auf Hautstigmata durch einen früheren intravenösen

Drogenmissbrauch hin«, fügt er hinzu. »Also vermute ich, dass sie Tabletten eingeworfen, aber nicht gefixt hat.«

»Drogenabhängig war sie auf jeden Fall«, sagt Scarpetta. »Das verrät uns ihr Herz. Stellenweise Nekrose und Fibrose verschiedenen Alters, außerdem chronische Ischämie plus fehlende krankhafte Veränderung der Koronararterie beziehungsweise eine Kardiomegalie. Im Großen und Ganzen ein Kokserherz.«

Das ist allgemein gesprochen und muss nicht unbedingt heißen, dass die Verstorbene kokainsüchtig war. Drogen wie Betäubungsmittel, synthetische Narkotika, OxyContin, Hydrokodon, Percocet, Percodan und was der oder die Süchtige sonst so in die Finger bekommt, zerstören das Herz genauso gründlich wie Kokain. Elvis Presley ist ein tragisches Beispiel dafür.

»Ich muss Sie etwas wegen Blackouts fragen«, meint Dr. Lanier nach einer Pause.

»Was soll damit sein?« Offenbar ist es das, worüber er so dringend mit ihr sprechen will. »In den Fallunterlagen, die Sie mir geschickt haben, stand nichts von Blackouts.«

Scarpetta zügelt ihre Gereiztheit. Seit sie private Beraterin ist, stößt sie immer wieder an die Grenzen der medizinisch-juristischen Informationen, die man ihr vorlegt. Sie findet es unerträglich, wenn sachdienliche Ergebnisse fehlen oder wenn sie auf falsche Resultate stößt. Als sie noch im Bundesstaat Virginia ihre eigenen Fälle bearbeitet oder die Tätigkeit der ihr untergeordneten forensischen Pathologen beaufsichtigt hat, hatte sie es nicht nötig, sich auf die Kompetenz und Wahrheitsliebe wildfremder Menschen zu verlassen.

»Charlotte Dard hatte hin und wieder Blackouts«, erklärt Dr. Lanier. »Zumindest sagte man mir das damals.«

»Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Ihre Schwester. Offenbar - aber lassen Sie mich hinzufügen, dass es sich um *Behauptungen* handelt - litt sie an retrograder Amnesie ...«

»Aber das hätte ihre Familie doch merken müssen. Außer, es war nie jemand zu Hause.«

»Leider ist ihr Mann Lason Dard ein ziemlich zwielichtiger Mensch. Niemand hier weiß viel oder überhaupt etwas über ihn. Nur dass er steinreich ist und auf einer alten Plantage wohnt. Mrs. Guidon würde ich auch nicht als glaubwürdige Zeugin bezeichnen. Allerdings könnte sie, was den

Gesundheitszustand ihrer Schwester kurz vor deren Tod angeht, auch die Wahrheit sagen.«

»Ich habe den Polizeibericht gelesen, der jedoch recht kurz ist. Erzählen Sie mir, was Sie wissen«, erwidert Scarpetta.

»Das Hotel, in dem sie starb«, antwortet Dr. Lanier nach einem Hustenanfall, »liegt in einem nicht so tollen Stadtviertel in meinem Bezirk. Ein Zimmermädchen hat die Leiche gefunden.«

»Was ist mit den Bluttests? In den Papieren, die Sie mir geschickt haben, sind nur die Werte nach dem Tod vermerkt. Also weiß ich nicht, ob sie erhöhte GGTP- oder CDT-Werte hatte, die auf Alkoholmissbrauch hinweisen.«

»Seit ich mich mit Ihnen in Verbindung gesetzt habe, habe ich ihre Blutwerte zu

Lebzeiten auftreiben können, denn sie war zwei Wochen vor ihrem Tod im Krankenhaus ... Ein Ablagefehler, wie ich bedauerlicherweise zugeben muss. Ich habe da eine Sachbearbeiterin, bei der ich keine Kosten scheuen würde, um sie loszuwerden. Aber sie würde mich bestimmt wegen irgendwas verklagen. Um Ihre Frage zu beantworten: nein. Keine erhöhten GGTP- oder CDT-Werte.«

»Warum war sie im Krankenhaus?«

»Untersuchungen nach dem letzten Blackout. Also hatte sie zwei Wochen vor ihrem Tod offenbar erneut so einen Anfall. Wieder muss ich betonen, dass das nur *Behauptungen* sind.«

»Tja, wenn die GGTP- und CDT-Werte nicht erhöht waren, können wir Alkohol als Ursache der Anfälle wohl ausschließen«, folgert Scarpetta. »Und solange ich nicht über

sämtliche Informationen verfüge, Dr. Lanier, kann ich Ihnen leider keine fachkundige Antwort geben.«

»Ich würde mich selbst freuen, wenn ich alle Informationen hätte. Über die Polizei hier bei uns rede ich lieber nicht.«

»Wie verhielt sich Mrs. Dard während dieser Blackouts?«

»Angeblich wurde sie gewalttätig, warf mit Gegenständen um sich und verwüstete das Haus oder den Ort, an dem sie sich gerade aufhielt. Einmal hat sie ihren Maserati zerstört,

Fenster, Türen und Motorhaube mit einem Hammer bearbeitet und Bleiche über die Ledersitze geschüttet.«

»Gibt es dazu Unterlagen bei einer Werkstatt?«

»Es passierte im Mai 1995. Die Reparatur dauerte zwei Monate; dann hat ihr Mann den Wagen gegen einen neuen für sie eingetauscht.«

»Aber das war nicht ihr letzter Blackout.«
Scarpetta blättert eine Seite ihres Schreibblocks um und kritzelt schnell und unleserlich weiter.

»Nein, der letzte, zwei Wochen vor ihrem Tod, fand im Herbst statt, und zwar am 1. September 1995. Sie hat mit einer Rasi-
erklinge Gemälde im Wert von mehreren Millionen Dollar zerstört. Angeblich.«

»Bei sich zu Hause?«

»In einer Galerie, soweit ich weiß.«

»Zeugen?«

»Die sind erst danach hinzugekommen, wie man mir erzählte. Allerdings kann ich nur wiederholen, was ihre Schwester und ihr Mann mir damals sagten.«

»Ihr Drogenmissbrauch konnte natürlich zu Blackouts führen. Eine weitere Möglichkeit wäre eine Schläfenlappen-Epilepsie. Steht irgendwo, ob sie mal eine Kopfverletzung hatte?«

»Nicht dass ich wüsste. Bei der Röntgenaufnahme und der Untersuchung wurden keine alten Brüche oder Narben festgestellt. Den Krankenhausunterlagen zufolge hat sie sich nach dem zweiten Aussetzer, der, wie ich sagte, am 1. September 1995 stattfand, einer ganzen Reihe von Tests unterzogen: Magnet-Resonanzaufnahme, PET-Aufnahme und so weiter und so fort. Nichts. Natürlich lässt sich eine Schläfenlappen-Epilepsie nicht immer einwandfrei feststellen, und möglicherweise hatte sie eine

Kopfverletzung, von der wir nichts wissen. Allerdings schwer vorstellbar. Ich neige dazu, ihrem Drogenmissbrauch die Schuld zu geben.«

»Auf der Basis der vorliegenden Informationen stimme ich zu. Ihre Untersuchungsergebnisse weisen jedoch auf chronischen Drogenmissbrauch hin, nicht nur auf eine einzelne Überdosis OxyContin. Klingt so, als würde man nur durch kriminalistische Ermittlungen hinter die genaue Todesursache kommen.«

»Mein Gott, genau das ist ja das Problem. Die für den Fall zuständigen Polizisten haben damals einen Scheißdreck unternommen und werden jetzt ganz sicher keinen Finger mehr krumm machen. Verdammt, hier bei uns ist alles ein Problem - bis auf das Essen.«

»Mrs. Dard ist wahrscheinlich an Herzversagen, ausgelöst durch chronischen Drogenmissbrauch, gestorben«, erwidert Scarpetta. »Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Es hilft auch nicht, dass wir einen Vollidioten als Bundesstaatsanwalt haben: Weldon Winn«, fährt Dr. Lanier fort. »Seit dieser gottverdammte Serienmörder sein Unwesen treibt, stecken gewisse Leute ihre Nasen in alles hinein. Politik ...«

»Ich nehme an, Sie gehören der Sonderkommission an«, unterbricht ihn Scarpetta.

»Nein. Die sagen, ich würde nicht gebraucht, da schließlich keine Leichen gefunden wurden.«

»Und Sie sollen nicht über die Ermittlungen auf dem Laufenden bleiben, falls man doch auf eine Leiche stößt? Obwohl man

davon ausgeht, dass die Frauen alle ermordet worden sind? Das wird ja immer besser.«

»Sie haben ganz Recht. Man hat mich nicht zur Besichtigung der Entführungsorte eingeladen. Ich habe weder die Häuser der Opfer noch ihre Autos oder auch nur einen einzigen Tatort zu Gesicht bekommen.«

»Tja, das hätten Sie aber sollen«, erwidert Scarpetta. »Wenn jemand entführt wird und man von einem Mord ausgeht, muss die Polizei Ihnen doch die Möglichkeit geben, sich alles anzusehen, und Ihnen sämtliche Details offen legen. Sie sollten über alles im Bilde sein.«

»*Sollte* interessiert hier einen Dreck.«

»Wie viele der entführten Frauen kommen - oder kamen - aus Ihrem Bezirk?«

»Bis jetzt sieben.«

»Und Sie waren nicht an einem einzigen Entführungsort? Tut mir Leid, dass ich Sie ständig dasselbe frage. Aber ich fasse es nicht. Und jetzt existieren diese Tatorte nicht mehr, richtig?«

»Die Fälle sind so kalt wie ein Eisblock«, antwortet Lanier. »Vermutlich sind die Autos noch in Polizeigewahrsam, zumindest eine gute Nachricht. Aber einen Parkplatz oder ein Haus kann man schließlich nicht ewig sperren. Ich habe keine Ahnung, was mit den Häusern der Opfer passiert ist.« Er hält inne und hustet. »Es wird wieder geschehen. Bald. Er steigert seine Gewalttätigkeit.«

62

Der Himmel verfärbt sich schmutzigblau und wird dunstig. Der Wind frischt auf.

Während Scarpetta mit Dr. Lanier telefoniert, kramt sie in den Papieren und stößt auf eine Kopie der Sterbeurkunde, die zusammengefoldet in einem Umschlag steckt. Das Dokument ist nicht beglaubigt und hätte Dr. Laniers Büro nie verlassen dürfen. Nur das Standesamt ist berechtigt, Scarpetta oder anderen darum nachsuchenden Personen eine Kopie zukommen zu lassen - und zwar eine beglaubigte. Als Scarpetta Chefpathologin war, hätte keine ihrer Sachbearbeiterinnen sich einen derart schweren Schnitzer erlaubt.

Sie erwähnt die problematische Kopie der Sterbeurkunde und fügt hinzu: »Ich will

Ihnen ja nicht reinreden, wie Sie Ihr Büro führen sollen, aber ich finde, Sie müssen wissen ...«

»Verdammt!«, ruft er aus. »Dreimal dürfen Sie raten, welche Sachbearbeiterin das war. Und glauben Sie bloß nicht, dass es sich um ein *Versehen* handelt. Manche Leute hier würden sich ins Fäustchen lachen, wenn ich Schwierigkeiten kriege.«

Der Geburtsname auf der Sterbeurkunde lautet De Nardi. Der Vater heißt Bernard De Nardi, die Mutter Sylvie Gaillot De Nardi.

Charlotte De Nardi wurde in Paris geboren.

»Dr. Scarpetta?«

Im Hintergrund hört sie Laniers heisere Stimme und sein Husten. Doch sie grübelt über die entführten Frauen, Charlotte Dards

verdächtigen Tod und die Informationssperre nach, die dafür sorgt, dass selbst der Leichenbeschauer im Dunkeln tappt. Die Justiz in Louisiana ist für Korruption berüchtigt.

»Dr. Scarpetta? Sind Sie noch dran? Ist die Verbindung gestört?«

Jean-Baptiste Chandonne soll bald sterben.

»Hallo?«

»Dr. Lanier«, sagt Scarpetta schließlich.
»Ich muss Sie etwas fragen. Wo haben Sie von mir gehört?«

»Ach, gut. Ich dachte schon, wir wären getrennt worden. Es war eine indirekte Empfehlung, und zwar eine ziemlich unorthodoxe, die mir riet, mich mit Pete Marino in

Verbindung zu setzen. So bin ich auf Sie gekommen.«

»Eine unorthodoxe Empfehlung von wem?«

»Einem Typen im Todestrakt«, antwortet Lanier nach einem Hustenanfall.

»Darf ich raten? Jean-Baptiste Chandonne.«

»Es überrascht mich nicht, dass Sie dahinter gekommen sind. Wie ich zugeben muss, habe ich Nachforschungen angestellt. Sie haben ja etwas ziemlich Scheußliches mit ihm erlebt.«

»Reden wir nicht darüber«, erwidert sie. »Bestimmt ist er auch die Quelle Ihrer Informationen über Charlotte Dard. Und erinnern Sie sich an Rocco Caggiano, der den geheimnisvollen, angeblich nach Palm Desert

geflohenen Apotheker vertreten hat? Er ist auch Chandonnes Anwalt.«

»Das wusste ich nicht. Glauben Sie, dass Chandonne etwas mit Charlotte Dards Tod zu tun hat?«

»Ich wette, entweder er oder jemand aus seiner Familie hatte die Finger im Spiel«, erwidert Scarpetta.

63

Lucy ist ungeduscht; ihr übliches Büroverhalten wird von Erschöpfung und posttraumatischem Stress beeinträchtigt, obwohl sie das nie zugeben würde.

Ihre Kleider sehen aus, als hätte sie darin geschlafen, was auch den Tatsachen entspricht - sie hat es sogar zwei Mal getan. Einmal in Berlin, weil der Flug ausgefallen ist, und anschließend in Heathrow, wo Rudy und sie drei Stunden auf die Maschine gewartet haben, die sie acht Stunden später, vor einer knappen Stunde also, am Kennedy-Flughafen abgesetzt hat. Wenigstens hatten sie kein Gepäck, das verloren gehen konnte, denn ihre wenige Habe passte in eine kleine Tasche. Bevor sie Deutschland verließen, haben sie geduscht und die Kleidung

beseitigt, die sie im Radisson Hotel in Stettin getragen haben.

Lucy hat sämtliche Fingerabdrücke von ihrem Totschläger abgewischt und die Waffe - ohne stehen zu bleiben - durch das einen Spalt weit offene Fenster eines verbeulten Mercedes in einer ruhigen, schmalen Straße geworfen, wo viele Fahrzeuge parkten. Der Eigentümer des Mercedes wird sich sicher über den Totschläger wundern und sich fragen, wie und warum er auf seinen Vordersitz geraten ist.

»Fröhliche Weihnachten«, hat Lucy gemurmelt und ist dann mit Rudy rasch in der Dämmerung verschwunden.

Der Morgen war zwar zu kalt und dunkel für Schmeißfliegen, aber ab dem Nachmittag, wenn Rudy und Lucy längst fort sein würden, würden die Fliegen in Polen aufwachen. Weitere Exemplare der

widerwärtigen geflügelten Insekten würden Rocco Caggianos angelehntes Fenster finden und laut summend hineinschwirren, um sich an seiner kalten, starren Leiche zu laben. Ganz bestimmt werden die Fliegen dabei Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Eiern ablegen.

Ein Hinweis genügt für Zach Manham, Lucys Bürochef, um zu wissen, dass seine Brötchengeberin nicht sie selbst ist und dass ihr unterwegs etwas Schreckliches zugestoßen sein muss: Sie hat starken Körpergeruch. Selbst wenn Manham mehrere Stunden mit Lucy im Fitnessstudio verbringt oder kilometerweit joggt, stinkt sie nicht so. Es ist der durchdringende Geruch nach Angst und Stress, für den man gar nicht stark zu schwitzen braucht. Der wenige abgesonderte Schweiß ist klebrig, sammelt sich in den Achselhöhlen, durchdringt die Kleidung und wird mit der Zeit immer unangenehmer. Hinzu kommen ein erhöhter Puls,

flacher Atem, Blässe und verengte Pupillen. Manham hat keine Ahnung, welche Abläufe im menschlichen Körper dahinter stecken - und dieses Wissen ist auch gar nicht nötig -, aber er hat schon zu Anfang seiner früheren Karriere bei der New Yorker Staatsanwaltschaft gelernt, diese Reaktion zu erkennen.

»Geh heim und ruh dich aus«, fordert er Lucy immer wieder auf.

»Lass mich in Frieden«, faucht sie ihn schließlich an und widmet sich dem großen Digitalrekorder auf Manhams Schreibtisch.

Nachdem sie einen Kopfhörer aufgesetzt hat, drückt sie wieder auf die »Play«-Taste und regelt die Lautstärke.

Zum dritten Mal lauscht sie der geheimnisvollen Botschaft, die ihre hoch technisierte Rufnummererkennung bis in die

Justizvollzugsanstalt Polunsky zurückverfolgt hat, obwohl der Anruf laut Satellit mehr oder weniger direkt vor der Tür von Lucys Bürogebäude getätigt wurde. Vielleicht sogar drinnen im Haus. Sie drückt auf »Off« und lässt sich erschöpft und verzweifelt auf einen Stuhl fallen.

»Verdammte Scheiße!«, ruft sie. »Ich kapiere das nicht! Hast du Mist gebaut, Zach?«

Sie reibt sich das Gesicht. Ein Rest Wimperntusche klebt an ihren Wimpern und geht ihr auf die Nerven. Als sie sich in ein hübsches junges Ding verwandelt hat, um im Radisson in Stettin nicht aufzufallen, hat sie versehentlich wasserfeste Tusche erwischt, und dabei hasst sie Wimperntusche. Natürlich hatte sie keinen Make-up-Entferner dabei, denn mit Kosmetika kennt sie sich nicht besonders gut aus. Also hat sie sich nur fest das Gesicht abgeschrubbt und damit

lediglich erreicht, dass ihr Seife in die Augen geraten ist. Jetzt sind sie blutunterlaufen und verquollen, als hätte sie die ganze Nacht getrunken.

Mit seltenen Ausnahmen ist Alkohol im Büro verboten, und ihre ersten Worte, als sie vor einer knappen Stunde - gefolgt von einer Geruchswolke - hier erschienen ist, lauteten, dass sie sich nicht die Kante gegeben habe. Allerdings hätten weder Manham noch sonst jemand das auch nur eine Sekunde lang vermutet.

»Ich habe keinen Mist gebaut«, erwidert Manham geduldig und mustert sie besorgt.

Er geht auf die fünfzig zu, ist eins achtzig groß und hat dichtes braunes Haar, das an den Schläfen leicht ergraut. Seinen ehemals starken Bronx-Akzent hat er abgeschwächt und kann ihn, wenn nötig, ganz ablegen. Manham ist der geborene Schauspieler, der

sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit jeder Umgebung anpasst. Die Frauen finden ihn unwiderstehlich und amüsant, was er zu seinem beruflichen Vorteil ausnutzt. Moral zählt nicht im *Letzten Revier*, solange kein Ermittler so leichtsinnig oder selbstsüchtig ist, gegen den unverrückbar feststehenden Verhaltenskodex zu verstoßen, der keine Ausnahmen zulässt. Private Lebensentscheidungen dürfen niemals - wirklich absolut niemals - auch nur den geringsten Einfluss auf die Missionen haben, bei denen es täglich um Menschenleben geht.

»Ich habe wirklich nicht die leiseste Ahnung, was hier passiert ist und warum der Satellit die unmittelbare Umgebung dieses Gebäudes anzeigt«, erklärt Manham Lucy. »Natürlich habe ich sofort in Polunsky angerufen: Jean-Baptiste sitzt noch. Sie sagen, er ist hinter Schloss und Riegel. Also konnte er nicht hier sein. Aber das ist

unmöglich, außer, der Kerl beherrscht die Levitation, verdammt.«

»Offenbar meinst du, dass er ohne den eigenen Körper auf Reisen gehen kann«, korrigiert ihn Lucy. Sie kann nicht anders, als ihn ungerecht zu behandeln und ihn abzukanzeln, hat aber dennoch ein schlechtes Gewissen deswegen. »Bei Levitation würde er nur vom Boden abheben.«

Sie fühlt sich ohnmächtig, weil ihr sonst so messerscharfer und logischer Verstand sich den Vorfall einfach nicht erklären kann. Und weil sie nicht dabei war, als es geschah.

Manham betrachtet sie zweifelnd. »Bist du sicher, dass er es ist?«

Lucy kennt Jean-Baptistes Stimme: leise, fast schmeichelnd und mit einem starken französischen Akzent. Es ist eine Stimme, die sie nie vergessen wird.

»Er ist es eindeutig«, erwidert sie.
»Meinetwegen kannst du ja eine Stimmenanalyse machen, aber ich weiß schon, was dabei herauskommen wird. Ich denke, die in Polunsky werden beweisen müssen, dass das Arschloch, das bei ihnen im Todestrakt sitzt, wirklich Chandonne ist - zum Beispiel mit Hilfe einer DNS-Analyse. Vielleicht hat seine gottverdammte Familie ein paar Strippen gezogen. Wenn nötig, fahre ich selbst hin und schaue mir seine fiese Fresse an.«

Sie kommt nicht damit klar, wie sehr sie ihn hasst. Ein kompetenter Ermittler darf niemals seinen Gefühlen nachgeben, da das sein Urteilsvermögen trübt, was fatale Folgen haben kann. Aber Jean-Baptiste hat versucht, Lucys Tante umzubringen. Und deshalb verabscheut sie ihn. Dafür soll er sterben. Und zwar unter Schmerzen, wenn es nach Lucy ginge. Für seinen Vorsatz und den Mordversuch soll er die Todesangst spüren,

die er anderen zugefügt hat und auch Scarpetta zufügen wollte.

»Einen neuen DNS-Test fordern? Lucy, dafür brauchen wir eine richterliche Anordnung.« Manham kennt sich mit Zuständigkeiten und gesetzlichen Beschränkungen aus, denn schließlich hat er so lange damit gelebt, dass sie ihm in Fleisch und Blut übergegangen sind. Deshalb neigt er dazu, sich zumindest Sorgen zu machen, wenn Lucy etwas vorschlägt, das früher undenkbar und unmöglich gewesen wäre und unter anderem zur Unterdrückung von Beweisen und somit zur Einstellung des Gerichtsverfahrens führen würde.

»Berger kann es anordnen.« Damit meint Lucy die stellvertretende Bezirksstaatsanwältin Jaime Berger. »Ruf sie an und bitte sie, so schnell wie möglich herzukommen. Am besten sofort.«

Manham kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Bestimmt hat sie gerade nichts zu tun und freut sich über die Abwechslung.«

64

Scarpetta breitet Dutzende von Farbfotos, Format vierundzwanzig mal dreißig, vor sich aus. Sie hat sie gemacht, indem sie jedes Blatt Papier aus dem Gefängnisladen von Polunsky auf einen Leuchttisch gelegt und es erst unter ultraviolettem Licht und dann noch einmal in fünfzigfacher Vergrößerung fotografiert hat.

Dann vergleicht sie die Bilder mit Fotos von Chandonnes Brief an sie. Das Papier hat keine Wasserzeichen und besteht aus dicht verfilzten Holzfasern, wie bei billiger Ware üblich, ganz im Gegensatz zu hochwertigen Produkten, die auch Lumpen enthalten.

Auf den ersten Blick hat das Papier eine glatte, schimmernde, für Schreibmaschinenpapier typische Oberfläche. Scarpetta kann

keine Unregelmäßigkeiten erkennen, die darauf hinweisen, dass die Blätter aus ein und derselben Partie eines einzigen Herstellers stammen. Allerdings spielt das eigentlich auch keine Rolle. Auch wenn es Papier aus einer Lieferung wäre, wäre das als wissenschaftlicher Beweis vor Gericht nicht viel wert, denn die Verteidigung würde sofort dagegenhalten, dass aufgrund des gewaltigen Ausstoßes einer Papierfabrik billige Blätter wie diese millionenfach produziert werden.

Das achtzig Gramm pro Quadratmeter schwere A-4-Papier unterscheidet sich nicht von dem, das Scarpetta in ihrem eigenen Drucker benutzt. Es könnte sogar passieren, dass die Verteidigung ihr unterstellt, *sie selbst* habe den Chandonne-Brief geschrieben und an ihre eigene Adresse geschickt.

Sie musste sich schon weitaus absurdere Anschuldigungen anhören, da macht sie sich

nichts vor. Einmal verdächtig, immer verdächtig. Weil man ihr in der Vergangenheit so viele berufliche, juristische und moralische Verfehlungen vorgeworfen hat, würde jemand, der es darauf anlegt, immer etwas finden, wenn er nur lange genug sucht.

Rose steckt den Kopf in Scarpettas Büro.
»Wenn Sie nicht gleich losfahren, verpassen Sie wieder Ihren Flug.«

65

Einen Kaffee auf der Straße zu trinken, ist eine alte Gewohnheit, die für Jaime Berger eine kleine Flucht aus dem Chaos bedeutet.

Sie nimmt ihr Wechselgeld von Raul entgegen und bedankt sich. Er nickt, ist in Gedanken schon beim nächsten Kunden in der langen Warteschlange hinter ihr und fragt sie, ob sie Butter möchte, obwohl sie die Butter in all den Jahren, die sie seinen Kiosk in der Centre Street gegenüber der Staatsanwaltschaft besucht, stets abgelehnt hat. Mit ihrem Kaffee und dem üblichen kohlehydratreichen Mittagessen, bestehend aus einem Bagel - diesmal mit Mohn - und zwei Päckchen Philadelphia-Streichkäse, alles in einer weißen Papiertüte, die auch eine Serviette und ein Plastikmesser enthält, schlendert sie davon. Das Mobiltelefon an

ihrem Gürtel vibriert wie ein stechendes Insekt.

»Ja«, meldet sie sich und bleibt auf dem Gehweg vor dem Granitgebäude der Staatsanwaltschaft stehen. Es befindet sich unweit vom Ground Zero, wo Jaime am 11. September 2001 zufällig aus dem Bürofenster blickte, als das zweite Flugzeug ins World Trade Center stürzte.

Die Lücke am Ufer des Hudson hat auch in Jaime ein Loch hinterlassen. Wenn sie in die leere Luft auf etwas starrt, das nicht länger existiert, fühlt sie sich älter, als sie mit ihren achtundvierzig Jahren ist. Mit jedem vergangenen Abschnitt in ihrem Leben hat sie einen Teil von sich unwiederbringlich verloren.

»Was machst du gerade?«, fragt Lucy. »Ich höre Straßenlärm, also befindest du dich mitten im Gewühl aus Cops, Anwälten

und Verbrechern, die normalerweise ums Gericht herumwimmeln. Wie schnell kannst du in der Upper East Side sein, wo noch Zivilisation herrscht?«

Wie immer lässt Lucy Berger nicht zu Wort kommen, bis es zu spät zum Neinsagen ist.

»Du hast doch keinen Gerichtstermin, oder?«

Berger bestätigt das. »Wie ich annehme, soll ich mich gleich auf den Weg machen.«

Realistisch betrachtet bedeutet *gleich* eher in einer Dreiviertelstunde, was am zäh fließenden Verkehr liegt. Deshalb ist es fast ein Uhr mittags, als Berger mit dem Lift zu Lucys Büro im zwanzigsten Stock hinauffährt. Die Aufzugtüren öffnen sich, und sie steht in einem mit Mahagoni ausgestatteten Empfangsbereich, wo an der Wand

hinter der geschwungenen Glastheke in Messingbuchstaben die Worte *Infosearch Solutions* stehen. Es gibt keinen Warteraum für Besucher, und neben der Theke befinden sich zwei Türen aus Milchglas. Die linke entriegelt sich elektronisch, als sich die Aufzugtüren schließen. Eine unsichtbare Kamera im Kronleuchter nimmt Berger und jedes Geräusch, das sie von sich gibt, auf, so dass man es in allen Büros auf Platinbildschirmen betrachten kann.

»Du siehst zum Fürchten aus. Aber eigentlich zählt ja nur, wie ich aussehe«, sagt sie spöttisch, als Lucy sie begrüßt.

»Du bist eben fotogen«, witzelt Lucy wie so häufig. »Du hättest Karriere in Hollywood machen können.«

Berger ist dunkelhaarig und hat markante Gesichtszüge und hübsche Zähne. Sie ist stets makellos gekleidet und trägt

Büro kostüme mit teuren Accessoires. Auch wenn sie sich selbst nicht für eine Schauspielerin hält, spielt jeder gute Staatsanwalt in Verhören und im Gerichtssaal gewissermaßen Theater. Eine der geschlossenen Mahagonitüren öffnet sich, Zach Manham gesellt sich, einen Stapel CDs in der Hand, zu ihnen.

»Folge mir unauffällig in meine Gemächer«, meint Lucy zu Berger. »Es ist etwas passiert.«

»Wir haben ein richtiges Problem«, fügt Manham ernst hinzu. »Wie geht es, Boss?« Er schüttelt Berger die Hand.

»Sie vermissen wohl die gute alte Zeit?« Obwohl Berger ihn angrinst, straft ihr Blick die lockere Art Lügen.

Dass Manham nicht mehr zu den Detectives bei der Staatsanwaltschaft - ihrer A-

Mannschaft, wie sie es nennt - gehört, tut immer noch weh. Auch wenn es die beste Lösung war und sie immer wieder, so wie heute, Gelegenheit bekommt, mit ihm zusammenzuarbeiten.

Wieder ein Stück Vergangenheit.

»Hier entlang«, sagt Manham.

Berger folgt ihm und Lucy in einen Raum, der einfach nur als Labor bezeichnet wird. Er ist groß und schallisoliert wie ein professionelles Tonstudio. Auf Regalbrettern an den Wänden stehen hochmoderne Audio- und Videoapparate sowie ein Global-Positioning-Gerät und verschiedene andere Ortungssysteme, die Bergers Fachkenntnis überfordern und die sie bei jedem Besuch in Lucys Büro von neuem in Erstaunen versetzen. Überall blinken Lämpchen, und auf Videoschirmen leuchten unterschiedliche Bilder auf. Einige zeigen Aufnahmen vom

Inneren des Gebäudes, andere hingegen Orte, die Berger fremd sind.

Auf einem mit Modems und Monitoren voll gestellten Schreibtisch bemerkt sie etwas, das wie ein Bündel winziger Mikrofone aussieht.

»Was soll denn dieses Wunderwerk der Technik darstellen?«, fragt sie.

»Mein neuestes Schmuckstück. Ein Ultramikro-Transmitter«, erwidert Lucy, greift nach dem Bündel und zieht einen der Transmitter heraus, der nicht größer als ein Vierteldollar ist und an einem langen, dünnen Kabel hängt. »Er gehört zu dem Ding da.« Sie zeigt auf eine schwarze Schachtel mit Buchsen und Display. »Wir können ihn im Saum einer deiner Armani-Jacken verschwinden lassen. Und wenn du entführt wirst, kann das Quasi-Doppler-Peilgerät deine genaue Position durch VHF- und

UHF-Signale orten. Frequenzreichweite siebenundzwanzig bis fünfhundert Megahertz. Die Kanäle wählt man auf einem einfachen Tastenfeld. Und das Ding, das du da siehst« - sie klopft auf die schwarze Schachtel -, »ist ein Ortungssystem, mit dem wir feststellen können, wo du dich rumtreibst, egal, ob im Auto, auf dem Motorrad oder auf dem Fahrrad. Es ist nichts weiter als ein Quarzoszillator, angetrieben von einem Nickel-Kadmium-Akku. Damit kannst du bis zu zehn Zielpersonen gleichzeitig überwachen, für den Fall, dass dein Mann es mit mehreren Frauen treibt.«

Berger reagiert nicht auf die Anspielung, die fast ein Wink mit dem Zaunpfahl ist.»Wasserdicht«, fährt Lucy fort. »Und ein hübscher Tragekoffer mit Schulterriemen gehört auch dazu. Möglicherweise können wir Gurkha oder Hermes dazu bringen, einen besonderen nur für dich zu entwerfen - vielleicht aus Straußen- oder Känguruleder. Es

gibt dazu auch eine Flugzeugantenne, falls du dich dann in deinem Learjet, deiner Gulf Stream, oder wie aufstrebende Karrierefrauen sonst so in der Welt rumkommen, sicherer fühlst.«

»Ein andermal«, erwidert Berger. »Hoffentlich hast du mich nicht herzitiert, um mir zu demonstrieren, was passiert, falls ich mich verlaufe oder entführt werde.«

»Offen gestanden, nein.«

Lucy setzt sich vor einen großen Bildschirm. Ihre Finger huschen über das Tastenfeld, als sie verschiedene Fenster öffnet und immer tiefer in eine Forensik-Software eindringt, die Berger nicht kennt.

»Hast du das von der NASA?«, fragt sie.

»Vielleicht«, entgegnet Lucy und richtet den Cursor auf einen Ordner, der eine für

Berger bedeutungslose Nummer trägt. »Die NASA tut viel mehr, als nur Steine vom Mond nach Hause zu bringen, um es mal so auszudrücken.« Lucy hält inne; ihr Finger schwebt über einer Taste, als sie eindringlich auf den Bildschirm starrt. »Ich habe ein paar superschlaue Kumpels im Langley Research Center.« Sie bewegt die Maus. »Viele nette Leute, die nie das Lob bekommen, das sie verdienen.« *Klick, klick, klick.* »Da laufen einige wirklich interessante Projekte ... Okay.« Sie klickt eine Datei an, die mit einer Zugangsnummer und dem aktuellen Datum versehen ist.

»Es geht los.« Sie dreht sich zu Berger um. »Hör dir das an.« »*Guten Tag. Darf ich fragen, wer am Apparat ist?*« Die Männerstimme auf dem Band ist die von Zach Manham.

»Wenn Mademoiselle Farinelli zurückkommt, sagen Sie ihr: Baton Rouge.«

66

Berger zieht sich einen Stuhl heran, setzt sich und betrachtet gebannt den Computerbildschirm.

Dort sind zwei erstarrte Stimmabdrücke oder Spektrogramme - 2,5-sekündige Digitalausschnitte - einer aufgenommenen menschlichen Stimme, konvertiert in elektrische Frequenzen, zu sehen. Die daraus resultierenden Muster bestehen aus schwarzen und weißen senkrechten und waagerechten Bändern, die - wie die Tintenkleckse beim Rorschach-Test - abhängig vom Betrachter unterschiedliche Assoziationen auslösen. In diesem Fall erinnern die Stimmabdrücke Lucy an ein schwarz-weißes abstraktes Gemälde, das Tornados darstellt.

Sie erwähnt das gegenüber Berger und fügt hinzu: »Das hier ist doch eindeutig, oder? Ich habe mit Hilfe des Computers Klangproben von Chandonnes Stimme besorgt. In diesem Fall stammen sie aus dem auf Video aufgenommenen Verhör, das du nach seiner Verhaftung in Richmond mit ihm geführt hast. Der Computer hat darin nach verbalen Übereinstimmungen mit dem bei uns eingegangenen Anruf gesucht.

Natürlich hat der Dreckskerl uns das nicht leicht gemacht, wenn man sich die Wörter in dem Anruf ansieht. Nirgendwo in der Vernehmung mit dir«, fährt Lucy fort, »kommt zum Beispiel der Name Baton Rouge vor. Außerdem erwähnt er mich - Lucy Farinelli - nie namentlich. Also bleiben nur noch die Wörter *wenn*, *zurückkommt* und *Sagen Sie ihr* übrig. Viel weniger Silben, als mir zu Vergleichszwecken lieb wären. Für eine positive Identifizierung brauchen wir mindestens zwanzig übereinstimmende

Sprachtöne. Doch wir können hier wenigstens eine eindeutige Ähnlichkeit feststellen. Die dunkelsten Stellen in den bekannten und den fraglichen Stimmabdrücken entsprechen der Intensität der Frequenzen.« Sie deutet auf die schwarzen Bereiche auf dem Bildschirm.

»Für mich sieht das identisch aus«, stellt Berger fest.

»Eindeutig. Was die fünf Wörter *wenn*, *zurückkommt* und *Sagen Sie ihr* betrifft, ganz bestimmt.«

»Ich bin auch absolut sicher«, fügt Manham hinzu. »Aber vor Gericht würden wir Probleme kriegen, und zwar aus den Gründen, die Lucy gerade erläutert hat. Die übereinstimmenden Töne genügen nicht, um die Geschworenen zu überzeugen.«

»Vergessen Sie jetzt mal das Gericht«, erwidert die angesehenste Staatsanwältin der Stadt.

Lucy betätigt weitere Tasten und ruft eine zweite Datei auf.

»Ich berührte ihre Brüste und machte ihren BH auf«, sagt Jean-Baptistes Stimme in weichem, höflichem Tonfall.

»Und hier haben wir drei weitere Fragmente eines Verhörs, die Wörter zum Vergleichen enthalten«, verkündet Lucy.

»Ich war zuerst ein wenig verwirrt, als ich sie berühren wollte und das Oberteil nicht hochziehen konnte.«

»Aber ich weiß, dass Sie hübsch sind«, ist Jean-Baptiste als Nächstes zu hören.

»Es geht weiter«, meint Lucy.

»Es war ein Rückflugticket, Touristenklasse, nach New York«, sagt Jean-Baptistes Stimme.

»Unsere vier fehlenden Wörter, Jaime«, erklärt Lucy. »Ziemlich nah dran. Wie ich schon sagte, stammen diese Sätze aus deinem auf Video aufgenommenen Verhör vor der Anklageerhebung, als du als Sonderstaatsanwältin hinzugezogen wurdest.«

Es fällt Lucy schwer, sich Teile dieser Vernehmung anzuhören. In gewisser Weise ist sie Berger böse, weil sie Scarpetta gezwungen hat, sich das Band anzuschauen. Es ließ sich jedoch nicht vermeiden, dass ihre Tante sich stundenlang einer Aussage aussetzen musste, die man nur als manipulative Gewaltpornografie bezeichnen kann, und das, nachdem sie beinahe ermordet worden wäre. Jean-Baptiste log in dem Verhör aus reinem Vergnügen. Zweifellos erregte ihn der Gedanke, dass Scarpetta, Opfer

und Hauptbelastungszeugin, sein Publikum war. Stundenlang sah sie zu und lauschte, wie er sich in ausführlichen Lügengeschichten erging, nicht nur, was seine Verbrechen in Richmond betraf, sondern auch seine angebliche Liebesbeziehung mit Susan Pless im Jahr 1997. Die verstümmelte Leiche der Fernsehmeteorologin des Senders CNBC war in ihrer Wohnung in New Yorks Upper East Side aufgefunden worden.

Die achtundzwanzigjährige attraktive Afroamerikanerin war genauso grausam zusammengeschlagen und zerbissen worden wie Chandonnes übrige Opfer. Allerdings wurde nur bei ihr Samenflüssigkeit sichergestellt. Bei Jean-Baptistes jüngsten Morden, denen in Richmond, waren die Opfer lediglich von der Taille aufwärts unbekleidet, und man fand anstelle von Samenflüssigkeit bloß Speichel. Dieser Umstand führte zu dem zum Teil auf DNS-Analysen basierenden Schluss, dass das Netz der

Chandonnes ein enges Geflecht ist, ein organisierter Verbrecherring, der es seinen Mitgliedern ermöglicht, ihre gewalttätigen Perversionen auszuleben und Sadismus zum Sport zu machen. Jean-Baptiste und Jay Talley betätigen sich gemeinsam als Amateursportler. Den Sexualmord an Susan Pless führten die beiden Brüder gewissermaßen wie einen Staffellauf durch: Der weltgewandte Jay machte sich an das Opfer heran, vergewaltigte es und reichte es anschließend an seinen abstoßenden impotenten Zwillingsbruder weiter.

Lucy, Berger und Manham betrachten die Klangspektrogramme auf dem Computerbildschirm. Obwohl die Stimmenanalyse keine exakte Wissenschaft ist, sind sie überzeugt, dass es sich bei dem Anrufer und Jean-Baptiste Chandonne um ein und dieselbe Person handelt.

»Das alles hätte ich gar nicht gebraucht.« Berger wischt mit dem Finger über den Bildschirm, sodass eine leichte Spur zurückbleibt. »Diesen Scheißkerl würde ich überall erkennen. *Tornado*. Du hast es erfasst. Das ist die gottverdammte Wahrheit. Genauso zerstört dieser Typ das Leben anderer Menschen. Und ich werde das Gefühl nicht los, dass er wieder etwas plant.«

Lucy erklärt, dass das Satelliten-Ortungssystem die unmittelbare Umgebung ihres Bürogebäudes angezeigt hat, während die Rufnummererkennung darauf hinwies, dass der Anruf vom anderen Ende des amerikanischen Kontinents, nämlich aus der Strafanstalt Polunsky in Texas, kam. »Wie erklären wir uns das?«

Berger schüttelt den Kopf. »Falls kein technischer Fehler vorliegt, fällt mir zumindest im Moment kein Grund ein.«

»Vor allem möchte ich jetzt eine Bestätigung dafür haben, dass Jean-Baptiste Chandonne noch in Texas im Todestrakt sitzt und am 7. Mai die Nadel bekommt«, sagt Lucy.

»Du machst Witze«, murmelt Manham und lässt einen Kugelschreiber immer wieder auf und zu klicken. Eine nervöse Angewohnheit, mit der er allen auf den Wecker geht, die ihn kennen.

»Zach?« Berger blickt mit hochgezogener Augenbraue auf den Kugelschreiber.

»Tut mir Leid.« Er steckt den Stift in die Brusttasche seines gestärkten weißen Hemdes. »Braucht ihr beide mich noch? Ansonsten müsste ich einige Anrufe erledigen.« Er sieht sie nacheinander an.

»Wir kommen schon klar. Den Rest erzählen wir dir später«, erwidert Lucy.

»Und falls jemand für mich anruft, wisst ihr alle nicht, wo ich bin.«

»Noch nicht bereit, wieder aufzutauchen?« Manham grinst.

»Nein.«

Als er geht, ist das gedämpfte Geräusch der dick gepolsterten Tür kaum zu hören.

»Was ist mit Rudy?«, erkundigt sich Berger. »Hoffentlich ist er in seiner Wohnung, duscht oder hält ein Nickerchen. Sieht aus, als solltest du das Gleiche tun.«

»Nein. Wir arbeiten beide. Er sitzt in seinem Büro den Flur runter und versenkt sich im Cyberspace. Rudy, der Internet-Junkie, was sehr nützlich sein kann. Er hat mehr Suchmaschinen im Universum laufen, als es in London U-Bahnen gibt.«

»Für eine richterliche Anordnung, um einen DNS-Test bei Chandonne durchführen zu lassen, brauche ich hinreichende Verdachtsmomente, Lucy«, meint Berger. »Ein auf Band aufgenommener Telefonanruf genügt da nicht. Außerdem weiß ich nicht, wie viele Informationen dieses Büro verlassen dürfen, zumal wir keine Ahnung haben, was der Anruf zu bedeuten hat ...«

»Keine einzige«, fällt Lucy ihr ins Wort. »Dir ist doch klar, dass absolut alles unter uns bleiben muss.«

»Eine Todsünde.« Berger lächelt, und ein nachsichtiger und trauriger Blick tritt in ihre Augen, als sie Lucys streng entschlossene Miene sieht. Lucys Gesicht ist noch glatt und strahlend jugendlich, und ihre sinnlichen vollen Lippen haben die Farbe dunkelroter Erde.

Falls es wirklich stimmt, dass die Uhr eines Menschen am Tag seiner Geburt abzu-
laufen beginnt, stellt Lucy eine Ausnahme
dar. Allerdings hat Berger häufig den
Eindruck, dass sie den Gesetzen des Mensch-
seins ohnehin nicht unterworfen ist, und aus
diesem Grund befürchtet sie, dass Lucy nicht
lange leben könnte. Sie stellt sich ihr hin-
reißend junges Gesicht und ihren starken
Körper auf einem Autopsietisch aus Edels-
tahl vor, mit einer Kugel im Kopf, und ganz
gleich, wie sehr sie sich bemüht, dieses Bild
zu vertreiben, es gelingt ihr einfach nicht.

»Unzuverlässigkeit, selbst als Ergebnis
von Schwäche, ist eine Todsünde«, stimmt
Lucy zu und ist irritiert und nervös, weil Ber-
ger sie so seltsam ansieht. »Was ist los,
Jaime? Glaubst du, dass es bei uns eine un-
dichte Stelle gibt? Mein Gott, deshalb habe
ich ständig Albträume; die Horrorvision, mit
der ich leben muss und die ich mehr fürchte
als den Tod.« Sie steigert sich in diese

Vorstellung hinein. »Wenn ich jemanden erwische, der verrät ... tja, ein Judas in meiner Organisation, und wir können alle einpacken. Und deshalb muss ich rücksichtslos durchgreifen.«

»Ja, du kannst ziemlich rücksichtslos sein, Lucy.« Berger steht auf und wirft dabei einen kurzen Blick auf Chandonnes Sprachkurven auf dem Bildschirm. »Wir haben hier in New York einen ungeklärten Mordfall: Susan Pless.«

Auch Lucy erhebt sich, mustert Berger eindringlich und kann sich denken, was sie als Nächstes sagen wird.

»Chandonne wird dieser Mord zur Last gelegt, und du weißt genau, warum ich aufgegeben, das Handtuch geworfen und beschlossen habe, keine Anklage gegen ihn zu erheben und ihn stattdessen nach Texas zu überstellen.«

»Wegen der Todesstrafe«, erwidert Lucy.

Die beiden bleiben an der schallsicheren Tür stehen. Die Monitore leuchten, Aufnahmen der Überwachungskameras wandern von einem Bildschirm zum anderen, und kleine helle Lämpchen blinken weiß, grün und rot, als ob Lucy und Berger sich im Cockpit eines Flugzeugs befänden.

»Mir war klar, dass er in Texas zum Tode verurteilt werden würde, und so kam es auch. Am 7. Mai«, murmelt Berger. »Hier hätte er nicht die Todesstrafe gekriegt. In New York niemals.« Sie verstaut ihren Schreibblock im Aktenkoffer und klappt ihn zu. »Eines Tages lässt der Oberstaatsanwalt vielleicht die Spritze zu, aber das werde ich sicher nicht mehr erleben. Doch jetzt ist die Frage, Lucy, ob wir wollen, dass Chandonne stirbt. Und was noch wichtiger ist: Wollen

wir, dass der Typ, der in seiner Zelle in Polunsky sitzt, hingerichtet wird, obwohl wir nicht mehr sicher sein können, wer er ist, seit wir diese Nachrichten von dem berüchtigten *Loup-Garou* erhalten haben?«

Berger sagt *wir*, obwohl sie gar keinen Anruf von Jean-Baptiste Chandonne bekommen hat. Soweit Lucy im Bilde ist, hat er sich nur mit ihr, Marino und Scarpetta in Verbindung gesetzt. Zuerst per Brief und jetzt in einem Telefonat, das offenbar in der Upper East Side von Manhattan geführt wurde, sofern weder ein technischer Fehler noch menschliches Versagen vorliegt.

»Kein Richter wird anordnen, ihm eine DNS-Probe abzunehmen«, wiederholt Berger, ruhig und selbstbewusst wie immer. »Nicht ohne hinreichende Verdachtsmomente, die so eine Anordnung rechtfertigen würden. Also werde ich sie mir beschaffen, ihn nach New York ausliefern lassen und ihn

wegen Mordes an Susan Pless anklagen. Auf der Basis seiner DNS aus dem Speichel werden wir eine Verurteilung erreichen, auch wenn wir wissen, dass die Samenflüssigkeit in der Scheide des Opfers nicht von ihm stammt, sondern von Jay Talley, seinem Zwillingbruder. Chandonnes Anwalt Rocco Caggiano wird zu allen schmutzigen Tricks greifen, die ihm einfallen, wenn wir diesen Fall wieder aufrollen.«

Über das Thema Rocco Caggiano spricht Lucy lieber nicht. Ihre Miene bleibt reglos. Doch wieder steigt Brechreiz in ihr hoch. Sie unterdrückt ihn. *Mir darf jetzt nicht übel werden*, befiehlt sie sich lautlos.

»Ich würde Talleys Samenflüssigkeit auf jeden Fall als Beweis anführen, und da wird die Sache heikel. Die Verteidigung wird dagegenhalten, dass Jay Talley, der vor dem Gesetz auf der Flucht ist, Susan vergewaltigt und ermordet hat. Ich hingegen kann

lediglich zweifelsfrei beweisen, dass Chandonne es war, der sie gebissen hat. Zusammengefasst«, verkündet sie in einem Ton, der sonst dem Gerichtssaal Vorbehalten ist, »wird der Urheber der Samenflüssigkeit die Geschworenen hoffentlich nicht interessieren, denn sie werden entsetzt genug darüber sein, dass der Speichel, der in den Bisswunden praktisch überall an Susans Oberkörper sichergestellt wurde, auf eine

Folterung durch Chandonne hinweist. Aber ich kann nicht beweisen, dass er sie ermordet hat oder dass sie überhaupt noch lebte, als er anfang, sie zu beißen.«

»Scheiße«, meint Lucy.

»Vielleicht wird er verurteilt. Vielleicht glauben die Geschworenen, dass sie starke Schmerzen erleiden musste und dass es sich um einen Mord aus niederen Beweggründen handelt. Dann wäre es möglich, dass die

Todesstrafe verhängt wird. Doch die wird in New York nie vollstreckt. Bei einer Verurteilung würde er also lebenslänglich ohne die Möglichkeit einer vorzeitigen Entlassung bekommen, und in diesem Fall müssten wir mit ihm leben, bis er im Gefängnis das Zeitliche segnet.«

Lucy legt die Hände auf den Türknauf und lehnt sich an die dicke Schallisolierung aus Schaumgummi. »Ich wollte immer, dass er stirbt.«

»Und ich war froh, dass er in Texas gelandet ist«, erwidert Berger. »Aber ich brauche seine DNS, damit wir sichergehen können, dass er sich nicht auf der Straße herumtreibt und sich das nächste Opfer ausguckt...«

»... was eine von uns beiden sein könnte«, ergänzt Lucy.

»Lass mich ein paar Anrufe machen. Zuerst muss ich einem Richter mitteilen, dass ich vorhabe, den Mordfall Susan Pless wieder aufzurollen, wozu eine richterliche Anordnung für einen DNS-Test bei Chandonne nötig ist. Anschließend setze ich mich mit dem Gouverneur von Texas in Verbindung. Ohne seine Genehmigung wird Chandonne nämlich nirgendwohin überstellt. Ich kenne Gouverneur Corley zwar gut genug, um mit ernsthaftem Widerstand seinerseits zu rechnen, doch ich glaube, dass er mir zumindest zuhören wird. Da man bei ihm im Bundesstaat stolz darauf ist, die Welt von Mördern zu säubern, werde ich ein Abkommen mit ihm schließen müssen.«

»Der Kampf für die Gerechtigkeit ist und bleibt das beste Wahlkampfargument«, spottet Lucy und öffnet die Tür.

68

Es ist später Vormittag in Polen. Ein Haustechniker namens George Skrzypek wird ins Zimmer 513 des Radisson Hotels geschickt, um einen verstopften Badewannenabfluss zu reinigen, der einen unangenehmen Geruch verströmt.

Er klopft einige Male an die Tür und ruft »Haustechnik«. Als niemand antwortet, schließt er auf und stellt sofort fest, dass die Gäste offenbar ausgezogen sind. Sie haben ein zerwühltes Bett voller Spermaflecke, einige leere Weinflaschen und auf den Nachttischen schmutzige, von Kippen überquellende Aschenbecher zurückgelassen.

Die Schranktür steht offen, Kleiderbügel liegen auf dem Boden, und als Skrzypek mit seinem Werkzeugkasten ins Bad geht,

entdeckt er die übliche eingetrocknete Zahnpasta am Waschbecken und die Spritzer auf dem Spiegel. Die Toilette ist nicht abgezogen, in der Badewanne steht das Schmutzwasser, und auf einem Teller mit angebissenen Pralinen auf der Fläche neben dem Waschbecken kriechen dicke Fliegen. Weitere Insekten umschwirren summend die Lampe über dem Spiegel und fliegen Angriffe auf Skrzypeks Kopf.

Schweine.

So viele Leute sind Schweine.

Er zieht Gummihandschuhe mit langem Schaft an, taucht die Hand ins kalte, dreckige Badewasser und tastet nach dem Abfluss. Er ist mit Büscheln langer, schwarzer Haare verstopft. *Schweine.*

Das Wasser fließt aus der Wanne. Skrzypek wirft die nassen, verfilzten Haare

ins Klo, wedelt die Fliegen aus seinem Gesicht und beobachtet angewidert, wie sie über dem Teller mit Pralinen herumschwirren. Dann zieht er die Gummihandschuhe aus und schlägt damit nach den dicken, schwarzen ekligen Viechern. Natürlich sind Fliegen für ihn keine exotischen Insekten. In seinem Beruf bekommt er sie häufig zu Gesicht, allerdings nie so viele in einem Zimmer und auch nicht um diese Jahreszeit, wenn das Wetter kühl ist. Er geht am Bett vorbei und bemerkt das offene Fenster, ein typischer Anblick, selbst im Winter, weil so viele Gäste rauchen. Als er es schließen will, entdeckt er noch eine Fliege, die auf dem Fensterbrett kriecht. Dann erhebt sie sich wie ein Luftschiff und summt an ihm vorbei ins Zimmer. Von draußen weht ein schwacher Geruch herein, der ihn an saure Milch und verwesendes Fleisch erinnert. Skrzypek steckt den Kopf aus dem Fenster. Der

Gestank kommt aus dem Zimmer rechts daneben. Zimmer 511.

69

Das Auto steht an einer Parkuhr in der 114. Straße Ost in Harlem, einen Häuserblock von Raos entfernt.

In seinem alten Leben hatte Benton keine Schwierigkeiten, einen der begehrten Tische bei Rao's zu ergattern, denn er war beim FBI und genoss einen Sonderstatus bei der Familie, die das berühmte, wenn nicht sogar berühmteste italienische Restaurant seit hundert Jahren betreibt. Früher war es ein Treffpunkt der Mafia, und auch heute ist schwer zu sagen, wer eigentlich dort verkehrt. An den wenigen Tischen mit den karierten Tischdecken sitzen häufig Prominente. Das Lokal ist bei Polizisten beliebt. Der Bürgermeister von New York hingegen meidet es. Inzwischen wird Benton wohl nie wieder näher ans Rao's herankommen als bis

zur 114. Straße Ost, wo er in einem zerbeulten schwarzen Cadillac sitzt, den er für zweitausendfünfhundert Dollar in bar gekauft hat.

Er steckt das Mobiltelefon in den Zigarettenanzünder. Motor und Klimaanlage laufen, die Türen sind verriegelt, und sein Blick verlässt nie den Rückspiegel, durch den er finstere Gestalten beobachtet, die nichts Besseres zu tun haben, als durch die Straßen zu laufen und Ärger zu machen. Die Rechnungsadresse dieses Telefons ist das Postfach einer Frau in Washington, die es gar nicht gibt. Die Satellitenortung des Punktes, von wo aus Benton den Anruf tätigt, spielt keine Rolle, und zwei Minuten später hört er, wie Senator Frank Lord mit einem Mitarbeiter spricht. Allerdings ahnt dieser Mitarbeiter nicht, dass der Senator Modus zwei seines internationalen Mobiltelefons aktiviert hat und nun Anrufe erhalten und seine Gespräche mithören lassen kann, ohne dass

jemand außer ihm selbst etwas davon bemerkt.

Vorhin hat der Senator, der sich gerade vor laufenden Fernsehkameras äußerte, auf die Uhr gesehen und plötzlich um eine Pause gebeten. Ohne dass er das Telefon berührt hätte, das an seinem Gürtel hängt, kann der Anrufer - in diesem Fall Benton - alles hören, was der Senator sagt.

Er vernimmt gedämpfte Schritte und Stimmen.

»... der schlimmste Blockierer der Welt, daran gibt es nichts zu rütteln«, verkündet Senator Lord, der stets zurückhaltend, aber dennoch mit allen Wassern gewaschen ist. »Zum Teufel mit Stevens.«

»Er hat das Filibuster, die Verschleppungstaktik, zu einer Kunstform gemacht, so viel steht fest«, dringt eine andere

Männerstimme durch den Kopfhörer an Bentons Ohr.

Als Benton eine SMS an das Mobiltelefon des Senators geschickt und ihm darin mitgeteilt hat, wann genau er ihn anrufen würde, war das die erste Kontaktaufnahme seit fast einem Jahr. Senator Lord weiß, dass Benton mithört, falls er es nicht vergessen und die Nachricht wirklich erhalten hat. Zweifel wie diese verunsichern Benton. Er versucht, sich den Senator vorzustellen, wie immer gekleidet in einen konservativen Anzug mit Bügelfalten, die Haltung so kerzengerade wie ein Vier-Sterne-General.

Andererseits sieht alles danach aus, dass der Senator die einseitige Besprechung arrangiert hat. Schließlich hat er eine Anhörung verlassen, die sicher live im Fernsehen ausgestrahlt wurde, und das würde er nie ohne guten Grund tun. Es müsste schon mit dem Teufel zugehen, dass er sich

ausgerechnet zu dem Zeitpunkt von einer Sitzung verabschiedet, zu dem Benton seinen Anruf in Modus zwei angekündigt hat.

Außerdem hat der Senator, wie Benton zu seiner Erleichterung einfällt, sein Telefon offenbar auf diesen Modus eingestellt, da er dieses Gespräch ja ansonsten gar nicht belauschen könnte. *Sei nicht albern und so verdammt nervös*, sagt er sich. *Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen, und Senator Lord ist es auch nicht. Benutz deinen Verstand.*

Er muss daran denken, wie sehr es ihm fehlt, seinen alten Freunden und Bekannten persönlich gegenüberzustehen. Als er die Stimme von Senator Lord, Scarpettas vertrautem Freund, hört, eines Mannes, der alles für sie tun würde, schnürt es ihm die Kehle zu. Er krampft die Hände zusammen und umklammert so fest das Telefon, dass seine Fingerknöchel weiß werden.

Der Mann, anscheinend ein Mitarbeiter des Stabes, fügt hinzu: »Soll ich Ihnen etwas zu trinken holen?«

»Nicht jetzt«, erwidert Senator Lord.

Benton bemerkt einen muskulösen Jugendlichen mit nacktem Oberkörper, der sich wie beiläufig seinem verbeulten Cadillac nähert, einer Rostlaube, die so mit Spachtelmasse verklebt ist, dass sie aussieht, als hätte sie eine Pigmentstörung. Als Benton den Jugendlichen finster anstarrt - eine Warnung, die auf der ganzen Welt verstanden wird -, schlendert dieser in entgegengesetzter Richtung davon.

»Stevens wird nicht ernannt werden, Sir«, entgegnet der Mitarbeiter, nicht ahnend, dass jedes seiner Worte an ein Nokia Mobiltelefon in Harlem übertragen wird.

»Ich bin da nicht so sicher, Jeff. Manchmal kommt es anders, als man denkt«, antwortet Senator Lord, Vorsitzender des Justizausschusses und der mächtigste Politiker bei den Bundesjustizbehörden, da er für den Haushalt zuständig ist und es selbst bei der Aufklärung der grausigsten Verbrechen immer nur um die Finanzen geht.

»Ich möchte, dass Sie gehen und Sabat anrufen.« Damit meint Senator Lord Don Sabat, den Leiter des FBI. »Versichern Sie ihm, dass er bekommt, was er für seine neue Abteilung Internet-Kriminalität braucht.«

»Jawohl, Sir.« Der Mitarbeiter klingt überrascht. »Da wird er sich aber freuen.«

»Er hat das Richtige getan und braucht meine Hilfe.«

»Ich weiß nicht, ob ich da Ihrer Ansicht bin, Herr Vorsitzender. Schließlich stehen

noch einige andere wichtige Probleme an, und das wird zu einigem ...«

»Danke, dass Sie das für mich erledigen«, fällt Senator Lord ihm ins Wort. »Ich muss wieder rein, um diesen Idioten klar zu machen, dass sie einmal an die Menschen denken sollten statt an ihre albernen Machtspielchen.«

»Und an Strafaktionen. Da gibt es nämlich auch Leute, die nicht unbedingt Ihre Freunde sind.«

Der Senator lacht auf. »Das bedeutet, dass ich mich offenbar richtig verhalte. Richten Sie Sabat Grüße von mir aus und teilen Sie ihm mit, dass alles reibungslos klappt und in Arbeit ist. Beruhigen Sie ihn, denn ich weiß, dass er sich Sorgen macht. Aber wir müssen jetzt vorsichtig sein, und zwar mehr denn je.«

Dann ist die Leitung tot. Innerhalb weniger Stunden wird Geld auf verschiedene Konten bei der Bank of New York, Ecke Madison Avenue und 63. Straße, überwiesen werden, sodass Benton es mit einer Reihe von unter falschen Namen ausgestellten Automatenkarten abheben kann.

In Lucys Büro beginnt an einem Computer ein Lämpchen zu blinken. Die Nachricht ist bei den Agenturen eingetroffen: Der berüchtigte Verteidiger Rocco Caggiano hat offenbar in einem polnischen Hotel Selbstmord begangen. Seine Leiche wurde von einem Haustechniker entdeckt, dem ein übler Geruch in einem der Zimmer aufgefallen war.

»Wie, zum Teufel ... ?« Lucy drückt auf eine Taste, um das Blinklämpchen auszuscha­len, und klickt mit der Maus auf »Drucken«.

Suchmaschinen sind ihre Spezialität, und sie hat eine ganze Armee von ihnen losgeschickt, um sämtliche Informationen, die im Zusammenhang mit Rocco Caggiano

stehen, ausfindig zu machen. Davon gibt es jede Menge. Rocco mochte es, wenn über ihn geschrieben wurde, er war richtiggehend pressegeil. Während Lucy einige Artikel über ihn überfliegt, hat sie ein so mulmiges Gefühl wie nie zuvor. Ihre Selbstkontrolle reicht nicht aus, um das Bild zu vertreiben, wie Rudy Rocco geholfen hat, sich selbst in den Kopf zu schießen.

Nach oben.

Der Lauf muss nach oben zeigen.

Diesen Tipp hatte sie von ihrer Tante Kay, und Lucy wagt gar nicht, sich vorzustellen, wie diese reagieren würde, wenn sie je erführe, was ihre geliebte Nichte und Rudy getan haben.

»Nicht einmal achtundvierzig Stunden?« Rudy beugt sich über ihre Schulter; sein Atem an ihrem Hals riecht nach dem

Zimtkaugummi, auf dem er dauernd herumbeißt, wenn er nicht in der Öffentlichkeit ist.

»Scheint so, als hätten wir in Stettin Pech gehabt. Dank eines Haustechnikers und eines verstopften Abflusses«, zitiert Lucy aus einer Meldung von AP.

Rudy setzt sich neben sie, stützt den Ellenbogen auf den

Schreibtisch und legt das Kinn in die Hand. Er erinnert sie an einen kleinen Jungen, der gerade sein erstes Baseballspiel verloren hat.

»Und dabei war alles so sorgfältig geplant. Scheiße. Was jetzt? Hast du den Autopsiebericht schon gefunden? Verdammt, sag jetzt bloß nicht, er ist auf Polnisch.«

»Moment. Ich klicke mich nur da raus ...«
Sie bedient die Maus. »Und in etwas anderes
ein ... Ich liebe Interpol.«

Das *Letzte Revier* ist ein sehr privilegiert-
er Kunde, eine der Einrichtungen, die als
Teil des gewaltigen internationalen Net-
zwerks von Interpol gelten. Für diese be-
vorzugte Behandlung musste Lucy natürlich
eine Sicherheitsüberprüfung über sich erge-
hen lassen, und sie zahlt die gleiche
Jahresgebühr wie ein kleines Land. Nach-
dem sie eine Suchfunktion aktiviert hat, er-
scheinen binnen Sekunden Rocco Caggianos
Fallunterlagen auf dem Bildschirm. Polizei-
und Autopsiebericht sind aus dem Polnis-
chen ins Französische übersetzt worden.

»Oh nein!«, seufzt Lucy auf, dreht sich auf
dem Stuhl um und sieht Rudy an. »Wie gut
ist dein Französisch?«

»Das weißt du doch. Es beschränkt sich auf meine Zunge.«

»Du bist vulgär. Ein Computer mit einem einzigen Programm. Männer! Denken immer nur an das eine.«

»Ich denke nicht immer nur an das eine.«

»Stimmt. Ich entschuldige mich. Du tust es nicht immer, nur zwei bis drei Millionen Mal täglich.«

»Und was ist mit Ihrem Französisch, *Mam-uhselle* Farinelli?«

»Mein Gott, deine Aussprache ist grottenschlecht.«

Sie schaut auf ihre Uhr, eine stabile Breitling aus Titan, die auch über ein ELT genanntes Ortungssystem für den Notfall verfügt. »Ich dachte, das Ding soll man nur

beim Fliegen tragen.« Rudy tippt auf die Uhr.

»Nicht anfassen. Sonst geht sie noch los«, veralbert sie ihn.

Er hält ihren Arm fest, mustert die Uhr, betrachtet stirnrunzelnd das hellblaue Zifferblatt, wiegt den Kopf hin und her und stellt sich dumm. Lucy fängt an zu lachen.

»Eines Tages schraube ich diesen großen Knopf hier ab« - wieder klopft er auf die Uhr, während er ihren Arm nicht loslässt »zieh die Antenne ganz heraus und renne schnell davon ...«

Als Lucys Mobiltelefon läutet, nimmt sie es aus der Gürteltasche.

»... und dann lache ich mich kaputt, wenn die Küstenwache in F-15 -Maschinen angebraust kommt...«

»Ja«, meldet sie sich barsch am Telefon.

»Du hast so einen charmanten Umgangston«, flüstert Rudy ihr ins Ohr. »Wenn ich sterbe, heiratest du mich dann?«

Am anderen Ende der Leitung ist ein statisches Knistern zu hören. »Wer spricht da?«, fragt Lucy laut. »Ich kann Sie nicht verstehen.« Das Knistern steigert sich. Achselzuckend unterbricht Lucy die Verbindung. »Die Nummer kenne ich nicht. Du etwa?«

»Nein. Was ist denn das für eine Vorwahl?«

»Das lässt sich leicht rauskriegen.«

Um herauszufinden, wem eine bestimmte Telefonnummer gehört, braucht man keine besondere Suchmaschine oder Interpol. Lucy loggt sich bei *Google* ein. Auf dem Bildschirm erscheint der Name

Justizvollzugsbehörden des Staates Texas, Strafanstalt Polunsky. Ein Lageplan ist auch dabei.

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, meint Rudy, der immer noch flirtet, obwohl er genau weiß, wie wichtig ein Anruf aus Polunsky ist.

»Warum sollte ich dich heiraten, wenn du tot bist?«, murmelt sie, ist aber mit den Gedanken woanders.

»Weil du ohne mich nicht leben kannst.«

»Ich fasse das nicht.« Sie starrt auf den Bildschirm. »Was, zum Teufel, wird hier gespielt? Zach soll meine Tante anrufen und sich vergewissern, dass ihr keine Gefahr droht. Er soll ihr sagen, dass Chandonne möglicherweise entkommen ist. Verdammt. Der Typ will uns verarschen!«

»Warum rufst du sie nicht selbst an?«

»Dieser Scheißkerl will uns verarschen!«
Ihre Augen blitzen.

»Warum rufst du Scarpetta nicht selbst an?«, wiederholt Rudy seine Frage.

Lucy wird schlagartig ruhig. »Ich kann im Moment nicht mit ihr reden. Ich kann einfach nicht.« Sie sieht ihn an. »Wie fühlst du dich?«

»Miserabel«, entgegnet er.

Benton hat nicht auf dem Festnetzanschluss angerufen, weil er verhindern wollte, dass das lautlose Gespräch aufgezeichnet wird.

Ein Mobiltelefon, das Gespräche automatisch mitschneidet, gehört gewiss nicht zu den technischen Gerätschaften, die Lucy ganz sicher besitzt und ohne die sie gar nicht leben könnte. Schließlich haben nur sehr wenige Menschen Lucys Mobilfunknummer, und es handelt sich dabei ausschließlich um Leute, die sie vermutlich nicht heimlich aufnehmen würde. Deshalb hatte Benton leichteres Spiel als beim letzten Mal. Außerdem besteht kein Risiko, dass Lucy mit Hilfe einer Stimmenanalyse herausfinden könnte, was die aus Bandaufnahmen sinnlos zusammengeschnittenen Sprachfetzen von Jean-

Baptiste zu bedeuten haben - nämlich gar nichts.

Benton hat einfach Wortbruchstücke aus Aufzeichnungen von Jean-Baptistes Stimme mit Knistern gemischt, damit es klingt, als versuche jemand, in einem Funkloch zu telefonieren. Inzwischen hat Lucy den Anruf - genau wie den letzten - bestimmt schon nach Polunsky zurückverfolgt. Den Satelliten kann sie nicht nutzen, denn der gestörte Anruf ist weg, im Weltall verschwunden, und zwar, weil Benton nicht auf einer ihrer Büronummern angerufen hat.

Lucy wird sich ärgern. Und wenn sie erst mal richtig wütend ist, kann nichts mehr sie aufhalten. Jean-Baptiste erlaubt sich einen Scherz mit ihr. Genau das wird sie denken, und Benton kennt Lucy gut genug, um zu wissen, dass sie den Fehler macht, Chandonne zu hassen. Hass verhindert, dass man klar denkt. Sie wird sich fragen, wie

Chandonne gleichzeitig aus der Strafanstalt Polunsky *und* aus New York anrufen konnte, sofern der Satellitentechnologie zu trauen ist.

Und Lucy verlässt sich letztlich immer auf die Technologie.

Nach dem zweiten Anruf aus der Strafanstalt Polunsky wird sie allmählich zu glauben anfangen, dass Chandonne über ein Telefon verfügt, das auf die Justizvollzugsbehörden des Staates Texas registriert ist. Es fehlt nicht mehr viel, und sie wird annehmen, dass Jean-Baptiste Chandonne aus dem Gefängnis geflohen ist.

Scarpetta wiederum wird zu dem Schluss kommen, dass sie ihm - getrennt durch Panzerglas - von Angesicht zu Angesicht in der Strafanstalt Polunsky gegenübertreten muss. Chandonne wird sich weigern, mit jemand

anderem zu sprechen, und er hat das Recht dazu.

Ja, Kay, es geht um dich, um dich. Bitte. Triff ihn, bevor es zu spät ist. Lass ihn reden!

Benton hat große Angst.

Baton Rouge, Lucy!

Chandonne hat Baton Rouge gesagt, Lucy!

Lucy, hörst du mich?

Jean-Baptiste Chandonne braucht kein Radio mit Dipolantenne, um zu erfahren, was passiert ist.

»Hey, Haarmonster!«, brüllt Biest. »Schon gehört? Wahrscheinlich nicht, denn du hast ja kein Scheißradio wie ich. Rate mal, was gerade gemeldet wurde! Dein Anwalt hat sich in Polen die Rübe weggepustet.«

Jean-Baptiste bewegt den Stift vorsichtig und mit der geschickten Hand eines Chirurgen. Er fährt die Wörter *Im Todestrakt und in der ersten Reihe des Lebens* nach und streicht mit den Fingerspitzen über die Einkerbungen im weißen Papier, als er einen Brief an Scarpetta schreibt, den sein Anwalt an sie weiterleiten wird - der Anwalt, der,

wie Jean-Baptiste eben gehört hat, angeblich tot ist. Roccas Tod lässt Jean-Baptiste zwar gefühlsmäßig kalt, doch er ist neugierig, ob es damit eine besondere Bewandtnis hat oder ob Rocco Opfer eines zufälligen selbstmörderischen Wahns wurde.

Die Nachricht von dem Selbstmord löst die übliche Flut an Beschimpfungen, gemeinen Bemerkungen und Fragen aus.

Informationen.

Im Todestrakt sind Informationen etwas Kostbares. Jede Neuigkeit wird verschlungen. Die Männer sind ausgehungert nach Gerüchten, Tratsch und Informationen, Informationen, Informationen. Also ist es ein großer Tag für sie. Keiner der Häftlinge ist Rocco Caggiano je begegnet, doch wenn Jean-Baptistes Name fällt, wird auch stets der von Rocco erwähnt und umgekehrt. Also liegt es für Jean-Baptiste auf der Hand, dass

die Presse sich für Roccas Tod interessieren wird, und zwar nur deshalb, weil er den berüchtigten Jean-Baptiste verteidigt hat - alias Werwolf, alias Haarmonster, Ringelschwanz und Wolfmann und ... Wie lautet noch mal der neue Name, den Biest sich heute für ihn ausgedacht hat? Wolf, der Schamhaarkiller.

Das hat er jedenfalls auf einen zusammengefalteten Zettel geschrieben, der - dekoriert mit ein paar Schamhaaren - unter Jean-Baptistes Zellentür durchgeschoben wurde. Biests Schamhaare. Jean-Baptiste hat den Zettel aufgegessen, die Wörter geschmeckt und die Schamhaare aus dem vergitterten Fenster gepustet. Sie wehten auf den Boden vor seiner Zelle.

»Wenn ich der Anwalt von Wolfmann wäre, würde ich mir auch die Rübe weg-pusten!«, brüllt Biest.

Gelächter und lautes Gepolter, als die Häftlinge gegen ihre Stahltüren treten.

»Ruhe! Was, verdammt noch mal, ist hier los?«

Das Tohuwabohu dauert nicht lange. Die Vollzugsbeamten stellen sofort wieder Ordnung im Zellenblock her. Ein Paar brauner Augen erscheint im vergitterten Fenster von Jean-Baptistes Tür.

Jean-Baptiste spürt, wie niedrig die Energie des Blickes ist. Er erwidert ihn nicht.

73

»Müssen Sie telefonieren, Chandonne?«, fragt die Stimme, die zu den Augen gehört. »Ihr Anwalt ist tot. Selbstmord. Man hat seine Leiche in einem Hotelzimmer in irgendeiner polnischen Stadt gefunden, die ich nicht aussprechen kann. Sieht aus, als wäre er schon eine Weile tot gewesen. Er hat sich umgebracht, weil er polizeilich gesucht wurde. Es passt ja, dass Sie von einem Verbrecher vertreten worden sind. Mehr weiß ich auch nicht.«

Jean-Baptiste sitzt auf seiner Pritsche und fährt die Wörter auf weißem Papier nach. »Wer sind Sie?«

»Officer Duck.«

»Monsieur Canard? *Coin-Coin*. Das ist Französisch für Quak-Quak, Monsieur Ente.«

»Wollen Sie jetzt telefonieren oder nicht?«

»Nein, *merci*.«

Officer Duck weiß nicht, wie er die feinen Nadelstiche beschreiben soll, die ihn jedes Mal wieder auf die Palme bringen, wenn Jean-Baptiste den Mund aufmacht. Er fühlt sich stets gedemütigt und machtlos, als ob der entstellte Mörder dem Todestrakt und denen, die über sein Leben und Sterben bestimmen, überlegen wäre und ihnen völlig gleichgültig gegenüberstünde. In Gegenwart des Wolfmanns fühlt sich Officer Duck wie ein Schatten in Uniform. Er freut sich auf Jean-Baptistes Hinrichtung und wünscht ihm einen schmerzhaften Tod.

»Ganz richtig. Keine Gnade. Nur noch zehn Tage, dann kriegen wir Sie am Arsch«, flucht Officer Duck. »Tut mir Leid, dass Ihr Anwalt sich das Hirn weggepustet hat und in einem Hotelzimmer vergammelt ist. Sie haben wirklich mein Mitgefühl.«

»Lügen«, erwidert Jean-Baptiste, steht von seiner Pritsche auf, geht zur Tür und schlingt die Finger mit den hellen, flaumigen Haarwirbeln um die Eisengitter des winzigen Fensters.

Sein Gesicht, das an eine Halloween-Maske erinnert, füllt das kleine Viereck und erschreckt Officer Duck, der fast in Panik gerät, als er den gut drei Zentimeter langen, schmutzigen Daumennagel so dicht vor sich sieht - den einzigen Nagel, den der Wolfmann sich aus irgendeinem Grund nie schneidet.

»Lügen«, wiederholt Jean-Baptiste.

Man kann nie sagen, wohin seine asymmetrischen Augen wirklich schauen und wie viel sie sehen. Das Haar, das seine Stirn und seinen Hals bedeckt und ihm in Büscheln aus den Ohren wächst, erfüllt Officer Duck mit Grauen.

»Zurücktreten. Verdammt, Sie stinken ja schlimmer als ein Hund, der sich in Aas gewälzt hat. Und diesen Scheißdaumennagel schneiden wir Ihnen auch noch ab.«

»Das Gesetz gibt mir das Recht, mir Nägel und Haare wachsen zu lassen«, erwidert Jean-Baptiste mit einem breiten Grinsen, das den Beamten an ein gewaltiges Fischmaul erinnert.

Er stellt sich vor, wie sich die weit auseinander stehenden, spitzen kleinen Zähne in einen Frauenkörper schlagen und wie ein wild gewordener Hai in Brüste beißen, während behaarte Fäuste ein wunderschönes

Gesicht zu Brei schlagen. Chandonne suchte sich nur sehr attraktive, erfolgreiche Frauen mit guter Figur als Opfer aus. Sein Fetisch sind große Brüste und Brustwarzen, was nach Aussage des Psychiaters, der im Zellenblock aus und ein geht, auf eine Fixierung hinweist, die in Jean-Baptiste den Zwang auslöst, dieses Körperteil zu vernichten.

»Bei manchen Tätern sind es Schuhe und Füße«, hat der Psychologe Officer Duck vor etwa einem Monat bei einer Tasse Kaffee erklärt.

»Ja, das mit den Schuhen habe ich auch schon gehört. Diese Spinner brechen in Häuser ein, um Damenschuhe zu stehlen.«

»Das passiert öfter, als Sie glauben. Der Schuh an sich wirkt auf den Täter sexuell erregend. Oft bekommt er dann das Bedürfnis, die Frau zu töten, die den Fetisch trägt oder deren Körperteil der Fetisch ist. Viele

Serienmörder haben als Fetisch-Einbrecher angefangen und sind in Häuser eingedrungen, um dort Schuhe, Unterwäsche oder andere Gegenstände mitgehen zu lassen, die für sie sexuell besetzt sind.«

»Also hat der Wolfmann wahrscheinlich als haariger kleiner Junge BHs geklaut.«

»Könnte gut sein. Jedenfalls bereitet es ihm keine Probleme, in Häuser einzudringen, und das würde zu einem Serieneinbrecher passen, der schließlich zum Serienmörder wird. Das Problem bei Fetisch-Einbrüchen ist, dass das Opfer häufig nichts von dem Einbruch und dem Diebstahl ahnt. Wie viele Frauen, die einen oder mehrere Schuhe oder ein Wäschestück nicht finden, würden gleich von einem Einbruch ausgehen?«

Officer Duck zuckte die Achseln. »Tja, meine Frau ist ständig am Suchen. Sie sollten mal ihren Schrank sehen. Und eine

schlimmere Schuhfetischistin als Sally gibt es nicht... Aber ein Typ kann schlecht ins Haus einer Frau einbrechen und sich mit einer Brust davonmachen. Auch wenn es Leute gibt, die darauf stehen, ihre Opfer zu verstümmeln.«

»Es kann auch die Haarfarbe, die Augenfarbe oder sonst irgendwas sein. Für einen Täter wird das zum Fetisch, was ihn sexuell erregt, und in manchen Fällen löst das in ihm das sadistische Bedürfnis aus, diesen Fetisch zu zerstören. Bei Jean- Baptiste Chandonne ist es die Frau, deren Brüste eine bestimmte Form und Größe haben.«

Officer Duck hat in gewisser Weise Verständnis dafür. Auch er steht auf Brüste. Und auch er findet Phantasien, selbst gewalttätige, erregend, obwohl ihm das unangenehm und peinlich ist.

Das Klappern der Stiefel des Wachpersonals auf dem Laufsteg wird leiser.

Jean-Baptiste setzt sich, einen Stapel sauberes weißes Papier auf dem Schoß, wieder auf seine Pritsche. Er lässt den Stift auftippen und kreiert einen weiteren poetischen Satz; er entfaltet ihn aus seinem einzigartigen Verstand wie eine leuchtend rote Fahne, die im Gleichtakt mit seinem Stift flattert. Seine Seele fließt über von Poesie. Wörter zu Bildern und Weisheiten zu formen, die sich in vollendetem Rhythmus bewegen, ist mühelos, so mühelos.

Wiegt euch gemeinsam in vollendetem Takt. Immer wiederfährt er seine anmutige Handschrift nach und drückt fest mit dem Kugelschreiber auf.

Sich gemeinsam wiegend in vollendetem Takt.

Das ist besser, denkt er und klopft wieder, im Gleichtakt mit seinem inneren Rhythmus, aufs Papier.

Tap-tap, tap-tap, tap-tap.

Das kann er langsamer oder schneller tun, abhängig von der Musik des Blutes, an die er sich nach jedem Mord erinnert.

»Wiegen«, beginnt er wieder. »Mais non.«

Alles wiegt sich gemeinsam in vollendetem Takt.

»Mais non.«

Tap, tap, macht der Stift.

»Lieber Rocco«, beschließt Jean-Baptiste zu schreiben. »Du hast es nicht gewagt, Polen gegenüber der falschen Person zu erwähnen, dessen bin ich sicher. Dazu bist du viel zu feige.«

Tap, tap, tap.

»Aber wer? Vielleicht Jean-Paul«, schreibt er an seinen toten Anwalt.

Tap, tap, tap, tap, tap, tap, tap...

»Hey, Haarmonster, ich hab das Radio an«, brüllt Biest. »Ach, jammerschade, dass du es nicht hören kannst. Weißt du was? Die reden wieder von deinem Anwalt. Eine neue, winzig kleine Nachrichtenmeldung. Er hat nämlich einen Brief hinterlassen. Darin steht, es hat ihn umgebracht, dich als Mandanten zu haben. Verstehst du?«

»Maul halten, Biest!«

»Kümmere dich um deinen eigenen Kram, Biest!«

»Deine Witze sind zum Kotzen, Mann!«

»Ich will eine rauchen. Warum lassen die Arschlöcher mich nicht rauchen?«

»Schlecht für die Gesundheit, Mann.«

»Rauchen kann tödlich sein, du Idiot. Steht doch auf der Packung.«

Die Atkins-Diät schlägt bei Lucy wunderbar an, weil sie Süßigkeiten noch nie mochte und auch auf Nudeln und Brot gut verzichten kann. Ihre gefährlichsten Laster sind Bier und Wein, doch sie beschließt, sich beides zu verkneifen, als sie Jaime Berger in deren Penthousewohnung am Central Park West besucht.

»Ich werde dich nicht zwingen, etwas zu trinken«, meint Berger und stellt die Flasche Pinot Grigio wieder ins oberste Regal des Kühlschranks. Ihre Küche ist wunderschön und mit Schränken aus wurmstichigem Kastanienholz und Arbeitsflächen aus Granit ausgestattet. »Ich sollte wohl besser auch die Finger davon lassen. Mein Gedächtnis ist inzwischen nämlich nicht mehr das beste.«

»Ich würde mich wohler fühlen, wenn du ab und zu auch mal was vergessen könntest«, erwidert Lucy. »Für mich wäre diese Fähigkeit ebenso von Vorteil.«

Ihr letzter Besuch in Bergers Penthouse ist mindestens drei Monate her. Bergers Mann war betrunken, und er und Lucy sind sich in die Haare geraten, bis Jaime Berger sie aufgefordert hat zu gehen.

»Schon vergessen«, sagt Berger schmunzelnd.

»Er ist doch nicht hier, oder?«, fragt Lucy sicherheitshalber. »Du hast mir versprochen, dass es okay ist, wenn ich herkomme.«

»Würde ich dich je belügen?«

»Tja...«, witzelt Lucy.

Ihrem heiteren Geplänkel ist nicht anzumerken, dass es sich um einen ernsten Zwischenfall gehandelt hat. Niemals hat Berger bei einer Abendeinladung unter zivilisierten Menschen eine derartige Szene erlebt. Sie hat sich wirklich Sorgen gemacht, dass Lucy und ihr Mann handgreiflich werden könnten. Lucy hätte nämlich gewonnen.»Er hasst mich«, meint Lucy und zieht ein gefaltetes Papierbündel aus der Gesäßtasche ihrer abgeschnittenen Jeans.

Ohne zu antworten, gießt Berger Mineralwasser in zwei große Biergläser und holt eine Schale mit frisch geschnittenen Limettenscheiben aus dem Kühlschrank. Selbst wenn sie wie jetzt Freizeitkleidung, also einen kuscheligen weißen Jogginganzug und Socken, trägt, wirkt sie alles andere als leger.

Lucy wird unruhig und steckt die Papiere wieder ein. »Glaubst du, wir werden je

wieder locker miteinander umgehen können, Jaime? Es ist anders geworden, seit...«

Berger verdient als Staatsanwältin einen Hungerlohn. Ihr Mann ist Immobilienhai und in Lucys Augen knapp eine Stufe höher angesiedelt als Rocco Caggiano.

»Mal ernsthaft. Wann kommt er nach Hause? Denn wenn er bald zurück ist, gehe ich«, sagt Lucy und blickt sie eindringlich an.

»Wenn er bald nach Hause käme, wärest du heute nicht hier. Er hat eine Besprechung in Scottsdale, Arizona. In der Wüste.«

»Bei den Reptilien und Kakteen, wo er hingehört.«

»Lass das, Lucy«, protestiert Berger. »Meine miserable Ehe hat nichts mit all den Fieslingen zu tun, die deine Mutter während

deiner Kindheit dir vorgezogen hat. Das haben wir schon mal durchgekaut.«

»Ich kapiere nur nicht, warum ...«

»Bitte, hör auf damit. Das ist Vergangenheit.« Seufzend stellt Berger die Pellegrinoflasche zurück in den Kühlschrank. »Wie oft muss ich es dir noch sagen?«

»Dann lassen wir die Vergangenheit meinetwegen ruhen und beschäftigen uns jetzt mit den wichtigen Dingen.«

»Ich habe nie behauptet, dass es nicht wichtig wäre.« Berger bringt die Getränke ins Wohnzimmer. »Komm schon. Jetzt bist du hier, und ich freue mich darüber. Also machen wir es uns schön, einverstanden?«

Das Zimmer hat Aussicht auf den Hudson, eine Seite des

Gebäudes, die als weniger attraktiv gilt als die Vorderfront, von der aus man den Park bewundern kann. Aber Berger liebt das Wasser und beobachtet gern die Kreuzfahrtschiffe, die dort anlegen. Wenn es ihr auf Bäume ankäme, hat sie Lucy oft gesagt, würde sie nicht in New York wohnen. Lucys Antwort lautet normalerweise, dass sich New York auch des Wassers wegen nicht lohnt.

»Toller Blick. Nicht schlecht für die billigere Seite des Hauses«, stellt Lucy fest.

»Du bist unmöglich.«

»Ich weiß«, entgegnet Lucy.

»Wie erträgt dich der arme Rudy bloß ?«

»Keine Ahnung, wahrscheinlich liebt er seinen Job.«

Lucy lümmelt auf einem Sofa aus Straußenieder. Als sie die nackten Beine überkreuzt, sprechen die Muskeln ihre eigene Sprache und reagieren auf Bewegungen und Nervenreize. Allerdings lebt Lucy einfach in den Tag hinein, ohne sich groß um ihr Äußeres zu kümmern. Das Fitnesstraining ist für sie eher eine Sucht, die ihr hilft, die Dämonen zu vertreiben.

Jean-Baptiste streckt sich auf der dünnen Wolldecke aus, die er jede Nacht durchschwitzt.

Er lehnt sich an die harte, kalte Wand. Inzwischen ist er zu dem Schluss gekommen, dass Rocco nicht tot ist. Jean-Baptiste wird auf keine Lügen mehr hereinfallen, auch wenn er nicht sicher ist, welchen Zweck diese besondere Lüge verfolgt. Ach, natürlich: *Angst*. Bestimmt steckt sein Vater dahinter. Er will Jean-Baptiste warnen, dass Verrat stets mit Leiden und Tod bestraft wird, selbst wenn es sich bei dem Abtrünnigen um den Sohn des mächtigen Monsieur Chandonne handelt.

Eine Warnung. Dass Jean-Baptiste so kurz vor seinem Tod besser nicht reden sollte.

Ha!

Jeden Tag, in jeder Stunde, versucht der Feind, Jean-Baptiste leiden zu lassen und ihn zu töten.

Sag nichts.

Ich tue, was ich will. Ha! Ich, Jean-Baptiste, bin es, der über den Tod herrscht.

Er könnte sich jederzeit selbst umbringen. Es dauert nur wenige Minuten, ein Bettlaken zusammenzudrehen und sich ein Ende um den Hals und das andere um ein Bein des Eisenbettes zu binden. Die meisten Menschen haben falsche Vorstellungen vom Aufhängen. Man braucht dazu keine große Höhe, nur die richtige Körperhaltung. Wenn man sich im Schneidersitz auf den Boden setzt und sich mit seinem ganzen Gewicht nach vorne lehnt, übt man Druck auf die Blutgefäße aus. Binnen Sekunden treten

Bewusstlosigkeit und schließlich der Tod ein. Die Angst würde ihn nicht davon abhalten, und falls er sein biologisches Leben beenden sollte, würde er es zuerst transzendieren, damit seine Seele ab diesem Punkt sein gesamtes Handeln bestimmt.

Aber Jean-Baptiste hat nicht vor, auf diese Weise Schluss mit seinem biologischen Leben zu machen. Es gibt zu vieles, worauf er sich freut. Und deshalb lässt er beglückt seine kleine Zelle im Todestrakt hinter sich und versetzt seine Seele in eine Zukunft hinein, in der er hinter Plexiglas sitzt und die Ärztin Scarpetta anstarrt. Gierig nimmt er ihre gesamte Existenz in sich auf und lässt noch einmal Revue passieren, wie er sich durch einen genialen Trick Zutritt zu ihrem reizenden *chateau* verschafft und den Hammer erhoben hat, um ihr den Schädel zu zerschmettern. Doch sie hat sich die Ekstase versagt. Sie hat Jean-Baptiste zurückgewiesen, indem sie ihm ihr Blut verweigerte.

Nun kommt sie demütig und voller Liebe angekrochen. Denn inzwischen ist ihr klar geworden, was sie getan, wie albern sie sich verhalten und auf welche Freuden sie verzichtet hat, als sie ihn noch weiter verstümmelte und ihm die Augen mit Formalin verätzte - der Chemikalie des Todes. Scarpetta hat Jean-Baptiste das Formalin ins Gesicht geschüttet. Die widerwärtige Flüssigkeit hat ihn für einen Moment demagnetisiert, und kurz hat ihn der Schmerz gezwungen, die Hölle zu erdulden, die es bedeutet, ausschließlich in seinem Körper zu leben.

Madame Scarpetta wird die Ewigkeit damit verbringen, seine höhere Entwicklungsstufe anzubeten. Seine Erhabenheit wird ihre Überlegenheit auf die anderen Menschen im gesamten Universum verstrahlen, wie Poe es unter dem Pseudonym »ein Gentleman aus Philadelphia« schrieb. Natürlich ist Poe dieser anonyme Autor. Der unsichtbare Bote, der eigentlich

die Transzendenz von Poe ist, ist Jean-Baptiste im Delirium erschienen, als er im Krankenhaus von Richmond ans Bett gefesselt war. In Richmond ist auch Poe aufgewachsen. Seine Seele ist immer noch dort.

»Lies meine inspirierten Worte«, hat Poe Jean-Baptiste angewiesen. »Dann wirst du unabhängig sein von einem Intellekt, den du nicht länger brauchst, mein Freund. Du wirst von der Kraft angetrieben werden, und weder Schmerz noch inwändige Gefühle werden dich länger von deinem Weg abbringen.«

Seiten 56 und 57. Das Ende von Jean-Baptistes »Gebremster Marsch der vernünftigen Kräfte«. Keine Krankheiten oder seltsamen Beschwerden mehr. Nur noch eine innere Stimme und ein prachtvolles Leuchten.

Wer ist da?

Jean-Baptistes Hand unter der Decke bewegt sich schneller. Ein kräftigerer Gestank steigt auf, als ihm der Schweiß ausbricht, und er stößt einen wütenden und verzweifelten Schrei aus.

Lucy zieht die zusammengefalteten Papiere aus der Tasche, während Berger sich neben ihr auf dem Sofa niederlässt.

»Polizei- und Autopsiebericht auf Französisch«, erklärt Lucy.

Berger nimmt ihr die Computerausdrucke aus der Hand und studiert sie gründlich, aber rasch. »Wohlhabender amerikanischer Anwalt, häufig geschäftlich in Stettin, wohnt meistens im Radisson. Hat sich offenbar mit einer kleinkalibrigen Pistole selbst in die rechte Schläfe geschossen. Bekleidet. Hat sich eingekotet. Blutalkoholgehalt 0,26.« Sie sieht Lucy an.

»Für einen Säufer wie ihn«, meint Lucy, »war das vermutlich nichts.«

Berger liest weiter. Die ausführlichen Berichte erwähnen die mit Kot beschmierte Kaschmirhose, Unterhose und Handtücher, die leere Champagnerflasche und die halbleere Flasche mit Wodka.

»Offenbar hat er sich übergeben. Schauen wir mal«, fährt Berger fort. »Zweitausendvierhundert Dollar waren in einer Socke in der untersten Kommodenschublade versteckt. Eine goldene Uhr, ein goldener Ring und eine Goldkette. Kein Hinweis auf Raub. Niemand hat einen Schuss gehört, oder zumindest wurde keiner gemeldet.

Reste einer Mahlzeit. Steak, Folienkartoffel, Shrimpcocktail, Schokoladenkuchen, Wodka. Ein Mitarbeiter - ich kann den Namen nicht aussprechen - aus der Küche nimmt an, ist sich aber nicht sicher, dass Rocco am 26. gegen zwanzig Uhr den Zimmerservice bestellt hat. Die Herkunft der Champagnerflasche ist unbekannt; es handelt sich

jedoch um eine Marke, die das Hotel führt. Keine Fingerabdrücke auf der Flasche außer denen von Rocco Caggiano ... Das Zimmer wurde auf Fingerabdrücke untersucht, eine Geschosshülse sichergestellt, die ebenso wie die Pistole auf Abdrücke untersucht wurde. Wieder nur die von Rocco. Seine Hände wiesen Schmauchspuren auf ... bla, bla, bla. Sie sind sehr gründlich vorgegangen.« Berger blickt Lucy an. »Wir haben den Polizeibericht noch nicht einmal zur Hälfte durch.«

»Was ist mit Zeugen?«, fragt Lucy. »Wird jemand verdächtigt ...?«

»Nein.« Die Staatsanwältin schiebt eine Seite hinter die andere. »Jetzt kommt die Autopsie ... Herz- und Lebererkrankung. Warum erstaunt mich das nicht? Atherosklerose und so weiter und so fort. Schusswunde, aufgesetzter Schuss mit verkohlten, unregelmäßigen Rändern, keine Streuung.

Sofortiges Eintreten des Todes ... Deine Tante würde ausflippen. Du weißt ja, wie sie sich aufregt, wenn es heißt, der Tod sei sofort eingetreten. Niemand stirbt sofort, richtig, Lucy?« Berger späht über den Rand ihrer Lesebrille und blickt ihr in die Augen. »Was glaubst du? War Rocco nach einigen Sekunden, einigen Minuten oder einigen Stunden tot?«

Lucy antwortet nicht.

»Die Leiche wurde am 28. April gefunden, und zwar um Viertel nach neun ...« Berger mustert Lucy forschend. »Da war er knapp vierzig Stunden tot. Nicht einmal zwei Tage.« Sie runzelt die Stirn. »Die Leiche wurde entdeckt von ... ich kann den Namen nicht aussprechen ... jemandem von der Haustechnik. Verwesung stark fortgeschritten.« Sie hält inne. »Von Maden übersät.« Sie blickt auf. »Das ist aber ungewöhnlich, wenn der Betreffende erst vor so kurzer Zeit

gestorben ist, und noch dazu in einem Zimmer, das meiner Ansicht nach relativ kühl gewesen sein muss.«

»Kühl? Steht denn die Zimmertemperatur drin?« Lucy reckt den Hals, um einen Blick auf den Ausdruck zu werfen, den sie nicht übersetzen kann.

»Es heißt, das Fenster stand einen Spalt weit offen, und die Temperatur im Zimmer betrug neunzehn Grad, obwohl der

Thermostat auf fünfundzwanzig Grad eingestellt war. Doch das Wetter war kühl, tagsüber nur etwa fünfzehn Grad, nachts unter zehn. Regen ...« Sie runzelt die Stirn. »Mein Französisch ist ziemlich eingerostet ... Hmmm. Nichts weist auf Fremdeinwirkung hin. Im Hotel ist es an jenem Abend zu keinen außergewöhnlichen Zwischenfällen gekommen. Rocco Caggiano hat an dem Abend, um den es *angeblich* geht, den

Zimmerservice bestellt, sofern der Hotelangestellte sich nicht im Datum irrt ... Hmmm.« Sie liest weiter. »Eine Prostituierte hat in der Hotelhalle eine Szene gemacht. Interessant. Die würde ich gern vernehmen.«

Berger schaut hoch. Ihr Blick bleibt an Lucy hängen.

»Tja«, sagt sie in einem Ton, der bei Lucy Nervosität auslöst. »Wir alle wissen, wie verwirrend die Feststellung des Todeszeitpunkts sein kann. Und offenbar ist sich die Polizei nicht sicher, was Uhrzeit und Datum von Roccas Henkersmahlzeit - wenn wir sie mal so nennen wollen - angeht. Offenbar werden die Bestellungen beim Zimmerservice in diesem Hotel nicht mit dem Computer verwaltet.«

Sie beugt sich vor. Lucy kennt diesen Gesichtsausdruck. Er ängstigt sie.

»Soll ich deine Tante anrufen und sie nach dem Todeszeitpunkt fragen? Möchtest du, dass ich mich mit unserem guten Freund Detective Marino in Verbindung setze und mich erkundige, was er von der randalierenden *Prostituierten* in der Hotelhalle hält? Die Personenbeschreibung in diesem Bericht würde auf dich passen. Aber sie war anscheinend Ausländerin. Vielleicht Russin.«

Berger steht vom Sofa auf, geht zum Fenster und blickt hinaus. Sie schüttelt den Kopf und fährt sich mit den Fingern durchs Haar. Als sie sich umdreht, ist ihr Blick wie üblich argwöhnisch. Es ist ihm nichts zu entnehmen.

Das staatsanwaltschaftliche Verhör hat begonnen.

Lucy könnte genauso gut in einem Konferenzzimmer im dritten Stock der New Yorker Staatsanwaltschaft eingesperrt sein und durch staubige Fenster auf die alten Gebäude in der Innenstadt hinausschauen, die sich von allen Seiten näher drängen. Währenddessen trinkt Berger schwarzen Kaffee aus einem Pappbecher mit griechischem Muster, wie sie es bei allen Vernehmungen tut, die Lucy je beobachtet hat.

Lucy hat das schon oft getan, und zwar aus den verschiedensten Gründen. Sie kennt die Geräusche und das Gefühl, wenn Berger einen anderen Gang einlegt. Und sie ist gut vertraut mit dem Klang und den Umdrehungen von Bergers Motor, während sie sich mit dem Täter oder dem verlogenen Zeugen eine

Verfolgungsjagd liefert, ihn überholt oder einfach frontal auf ihn prallt. Nun tritt die PS-starke Maschine gegen sie an; Lucy ist gleichzeitig erleichtert und starr vor Schreck.

»Du kommst gerade aus Berlin, wo du eine schwarze Mercedes-Limousine gemietet hattest«, beginnt Berger. »Auf dem Rückflug nach New York war Rudy bei dir - zumindest nehme ich an, dass es sich bei Frederick Mullins, angeblich deinem Ehemann, der in den Maschinen der Lufthansa und der British Airways neben dir saß, um Rudy handelt. Interessiert es dich, woher ich das weiß, *Mrs. Mullins*?«

»Ein scheußliches Alias. Eines der schlimmsten.« Lucy spürt, wie sie die Nerven verliert. »Jedenfalls, was Namen angeht. Ich meine ...« Sie lacht auf, obwohl es dazu keinen Grund gibt.

»Beantworte meine Frage. Erzähl mir von dieser Mrs. Mullins. Was wollte sie in Berlin?« Bergers Miene ist reglos, in ihren Augen malt sich Wut, die die Folge von Angst ist. »Ich habe so eine Ahnung, dass die Geschichte, die ich jetzt zu hören kriegen werde, alles andere als lustig ist.« Lucy starrt auf ihr beschlagenes Trinkglas, auf die Limette, die auf den Boden des Glases sinkt, und die Kohlensäurebläschen.

»Der Abschnitt deines Rückflugtickets und die Quittung der Autovermietung lagen in deinem Aktenkoffer, und der stand - wie immer - weit offen auf deinem Schreibtisch«, führt Berger fort.

Lucy lässt sich nichts anmerken. Sie weiß verdammt gut, dass Bergers neugierigem Blick nichts entgeht, auch wenn etwas nicht für ihn bestimmt ist.

»Vielleicht wolltest du ja, dass ich sie sehe.«

»Keine Ahnung. Wenn ja, war ich mir dessen nicht bewusst«, antwortet Lucy leise.

Berger beobachtet ein Kreuzfahrtschiff auf dem Hudson, das langsam von einem Schleppkahn gezogen wird.

Lucy schlägt nervös die Beine übereinander.

»Rocco Caggiano hat also Selbstmord begangen. Ich nehme nicht an, dass du ihn während deines Europaaufenthalts zufällig getroffen hast. Ich will auch nicht behaupten, dass du in Stettin warst. Allerdings fliegen die meisten Leute, die in diesen Teil von Nordpolen reisen, normalerweise nach Berlin, so wie du und Rudy«

»Du wärest eine gute Staatsanwältin«, versucht Lucy es mit einem Scherz, blickt aber immer noch nicht auf. »In einem Kreuzverhör mit dir hätte ich keine Chance.«

»Dieses Szenario stelle ich mir lieber nicht vor. Um Himmels willen! Mr. Caggiano, also Jean-Baptiste Chandonnes Anwalt. Sein ehemaliger Anwalt. Tot. Mit einer Kugel im Kopf. Dich freut das vermutlich.«

»Er wollte Marino töten.«

»Wer hat das gesagt? Rocco oder Marino selbst?«

»Rocco ...«, antwortet Lucy kaum hörbar.

Sie steckt zu tief drin. Es ist zu spät. Sie hat das verzweifelte Bedürfnis, sich alles von der Seele zu reden.

»... in seinem Hotelzimmer«, fügt sie hinzu.

»Mein Gott«, murmelt Berger.

»Wir hatten keine andere Wahl, Jaime. Es war wie bei den Soldaten im Irak, verstehst du?«

»Nein, das verstehe ich nicht.« Wieder schüttelt Berger den Kopf. »Wie, zum Teufel, konntest du so etwas tun?«

»Er wollte sterben.«

79

Lucys Füße stehen auf dem schönsten Perserteppich, den sie je gesehen und auf dem sie schon oft gestanden hat, und zwar in vielen angenehmen, mit Jaime Berger verbrachten Stunden.

Nun haben sie an entgegengesetzten Enden des Wohnzimmers Posten bezogen.

»Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass du dich als Prostituierte verkleidest und in Streit mit einem Betrunkenen gerätst«, fährt Berger fort. »Das war schlampige Arbeit von dir.« »Ich habe einen Fehler gemacht.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Ich musste umkehren, um meinen Totschläger zu holen«, erklärt Lucy.

»Wer von euch beiden hat abgedrückt?«

Die Frage erschreckt Lucy. Sie will sich nicht erinnern. »Rocco hatte vor, Marino zu töten, seinen eigenen Vater«, wiederholt sie. »Wenn Marino das nächste Mal zum Angeln gefahren wäre, hätte Rocco ihn abgeknallt. Er wollte sterben. Er hat sich in gewisser Weise selbst umgebracht.«

Berger blickt, die Hände fest ineinander verschränkt, auf die Stadt hinaus. »Er hat sich in *gewisser Weise* selbst umgebracht. Ihr habt ihn in *gewisser Weise* getötet. Jetzt ist er *irgendwie* tot. Das klingt wie *ein bisschen* schwanger oder *ein bisschen* Meineid.« »Wir mussten es tun.«

Berger will das nicht hören. Aber ihr bleibt nichts anderes übrig.

»Wirklich. Ich schwöre.«

Die Staatsanwältin schweigt.

»Er war zur Fahndung ausgeschrieben und hätte ohnehin nicht mehr lange gelebt. Die Chandonnes hätten ihn erledigt, und zwar auf eine nicht unbedingt angenehme Art.«

»Jetzt versuchst du dich mit Sterbehilfe herauszureden«, entgegnet Berger schließlich.

»Was ist der Unterschied zu dem, was unsere Soldaten im Irak getan haben?«

»Nun muss wohl auch noch der Weltfrieden erhalten.«

»Roccas Leben war eigentlich vorbei.«

»Und zu guter Letzt lautet deine Entschuldigung wohl, dass er sowieso schon tot war.«

»Bitte mach dich nicht lustig über mich, Jaime!«

»Soll ich dich etwa beglückwünschen?«, spricht Berger weiter. »Und mich hast du mit in die Scheiße geritten, denn jetzt weiß ich darüber Bescheid. *Ich weiß Bescheid.*« Berger wiederholt jedes Wort ganz langsam. »Bin ich jetzt vollkommen verblödet? Mein Gott! Ich habe dagesessen« - sie wirbelt herum und zeigt mit dem Finger auf Lucy - »und die gottverdammten Berichte für dich übersetzt. Genauso gut hättest du in mein Büro spazieren, einen Mord gestehen und von mir die Antwort bekommen können: *Mach dir keine Sorge, Lucy. Wir alle machen Fehler. Oder: Es ist ja in Polen geschehen. Dafür bin ich nicht zuständig, also zählt es nicht. Oder: Erzähl mir, wie es war, wenn du dich dann besser fühlst.* So als wäre ich, wenn ich mit dir zusammen bin, keine richtige Staatsanwältin. Als hätte es keine

Bedeutung für meinen Beruf, solange wir allein in meiner Wohnung sind.«

80

Das Fluidum, so weiß wie Licht und durchsetzt von sprühenden Funken. Seite 47! Wer ist da?

»Verdammte Scheiße!« Augen blitzen im Gitterfenster auf, diesmal sind es andere als sonst.

Jean-Baptiste spürt, dass die Augen Hitze abstrahlen. Sie sind nichts weiter als kleine, verlöschende Stückchen Glut.

»Chandonne, halt dein verfluchtes Maul! Hör auf mit diesem Seitenzahlenscheiß! Verdammt, mich kotzt dieser Seitenzahlenscheiß an. Hast du da drinnen etwa ein Buch versteckt?« Der Blick huscht durch die Zelle wie vom Wind verteilte Funken. »Und nimm

deine dreckigen Pfoten aus der Hose, Ringelschwanz.«

Das vertraute hasserfüllte Gelächter. »Ringelschwanz! Ringelschwanz, Ringelschwanz ...!« Biests Stimme scheint direkt aus der Hölle zu kommen.

Einmal ist Jean-Baptiste auf sieben Meter an Biest herangekommen. So viel beträgt der Abstand zwischen dem Gitterfenster in Jean-Baptistes Tür und dem geschlossenen Freizeitbereich eine Etage tiefer.

In der einen Stunde, die ein Insasse des Todestrakts mit den nötigen Vergünstigungen auf der rechteckigen, wie ein Zookäfig von dickem Maschendraht umgebenen Holzfläche verbringen darf, gibt es nichts zu tun. Körbewerfen ist sehr beliebt. Ebenso wie ein Fußmarsch von einem Kilometer, wozu nach Jean-Baptistes Berechnungen etwa fünfzig Bahnen nötig sind. Aber außer

ihm hat niemand den Antrieb dazu. Wenn Jean- Baptiste seine Bahnen läuft, wie er es in der wöchentlichen Freizeitstunde tut, stört es ihn nicht, dass die anderen Männer aus seinem Zellenblock ihn angaffen. Ihre Augen sind kleine heiße Punkte, als würde die Sonne durch ein Vergrößerungsglas scheinen. Dabei machen sie die üblichen hässlichen Bemerkungen. Nur während der Freizeitstunde haben die Insassen Gelegenheit, miteinander zu reden oder sich aus der Ferne zu sehen. Viele ihrer Gespräche sind freundschaftlich und sogar lustig. Inzwischen ist es Jean-Baptiste längst gleichgültig, dass niemand nett zu ihm ist und dass der Spaß stets auf seine Kosten geht.

Er weiß alles über Biest, der zwar nicht als mustergültiger Gefangener gilt, aber, anders als Jean-Baptiste, Vergünstigungen genießt, zum Beispiel eine tägliche Freizeitstunde und natürlich sein Radio. Die erste ausführliche Erfahrung mit Biests Art hat er

gemacht, als zwei Wärter ihn zum Freizeitbereich führten, wo er seine krankhafte Energie sofort gegen Jean-Baptistes Zellentür richtete.

Jean-Baptistes behaartes Gesicht schaute zwischen den Gitterstäben an seinem Fenster hervor. Es war an der Zeit hinzusehen. Eines Tages würde sich Biest vielleicht als nützlich erweisen.

»Guck mal, Weichei!«, brüllte Biest ihm zu, zog sein Hemd aus und ließ gewaltige Muskeln spielen, die ebenso wie seine kräftigen Unterarme fast schwarz von Tätowierungen waren. Dann warf er sich auf den Holzboden und vollführte einhändig ein paar Liegestützen. Jean-Baptistes Gesicht verschwand vom Gitterfenster; allerdings erst, nachdem er Biest gründlich gemustert hatte. Er hat eine glatte Haut mit hellbrauner Behaarung, die von der muskulösen Brust über den Bauch verläuft und im Schritt endet.

Seine Attraktivität strahlt etwas Grausames und Prahlerisches aus. Er hat einen markanten Kiefer, große, leuchtend weiße Zähne, eine gerade Nase und ausgesprochen kalte, haselnussbraune Augen.

Sein Haar trägt er kurz geschoren, und er wirkt wie ein Kerl, der beim Sex gern hart rangeht und seine Frau schlägt. Niemals würde man hingegen vermuten, dass er lieber kleine Mädchen entführt, sie zu Tode foltert, sich an ihren Leichen vergeht und sogar manchmal zu den flachen Gräbern zurückkehrt, wo er sie verscharrt hat, um weitere perverse Handlungen an ihnen vorzunehmen, bis die Verwesung sogar für seinen Geschmack zu weit fortgeschritten ist.

Biest heißt nicht deshalb Biest, weil er entsprechend aussieht, sondern weil er Aas ausgräbt wie ein Tier und einige seiner Opfer sogar verspeist haben soll. Bei Nekrophilie, Kannibalismus und Pädophilie handelt es

sich um Vergehen, die der durchschnittliche Gewaltverbrecher im Todestrakt als abstoßend empfindet. Auch wenn ein Insasse seine Opfer vergewaltigt, erdrosselt, aufgeschlitzt, zerstückelt oder in einem Keller angekettet hat - um nur einige Beispiele zu nennen -, stellen Übergriffe gegen Kinder und Leichen oder das Aufessen von Menschen in seinen Augen schwere Verfehlungen dar. Deshalb gibt es in Biests Zellenblock einige Häftlinge, die ihn mit Vergnügen umbringen würden.

Jean-Baptiste verbringt seine Zeit nicht mit Tagträumen, wie er Biest am besten die Knochen brechen oder ihm die Luftröhre eindrücken könnte - ohnehin müßige Phantasien für jemanden, der nicht näher als sieben Meter an ihn herankommt. Warum die Gefangenen voneinander fern gehalten werden müssen, liegt auf der Hand. Menschen, die zum Tode verurteilt worden sind, haben aus offensichtlichen Gründen

nichts mehr zu verlieren, wenn sie noch einmal morden. Allerdings findet Jean-Baptiste, dass er sowieso nie etwas zu verlieren hatte, und wer nichts zu verlieren hat, kann auch nichts gewinnen, und das Leben existiert nicht.

Jean-Baptiste verharret denkend auf seinem magnetisierten Toilettensitz. Er erinnert sich, dass ihn seine Mutter einmal mit drei Jahren grob ins Badezimmer zerrte, wo man durch das Fenster die Seine sehen konnte. Das führte dazu, dass er seit seiner frühen Kindheit den Fluss automatisch mit Baden in Verbindung bringt. Er weiß noch, wie seine Mutter seinen mageren Körper mit parfümierter Seife einschäumte und ihm befahl, still zu sitzen, während sie ihm mit dem Rasiermesser seines Vaters, das einen Griff aus Sterlingsilber hatte, den Babyflaum von Gesicht, Armen, Hals, Rücken, Beinen, Füßen und dem restlichen Körper schabte.

Manchmal, wenn sie Jean-Baptiste versehentlich in einen Finger oder, was zuweilen geschah, sogar in mehrere schnitt, schrie sie ihn an, als wäre ihre Ungeschicklichkeit seine Schuld. Insbesondere die Fingerknöchel waren schwierig zu rasieren. Madame Chandonnes Zittern und ihre alkoholisierten Tobsuchtsanfälle machten ihren Versuchen, den hässlichen Sohn zu enthaaren, schließlich ein Ende, denn eines Tages schnitt sie Jean-Baptiste beinahe die linke Brustwarze ab, so- dass sein Vater den Hausarzt rufen musste. Monsieur Raynaud forderte Jean-Baptiste auf, *un grand garçon* zu sein, da der kleine junge jedes Mal aufschrie, wenn die Nadel sich ins blutige Fleisch bohrte, um die bleiche Brustwarze, die nur noch an einem Hautfetzen hing, wieder zu befestigen.

Seine betrunkene Mutter rang weinend die Hände und beschimpfte *le petit monstre vilain*, das einfach nicht still sitzen wollte.

Ein Dienstbote wischte das Blut des kleinen Ungeheuers auf, während Jean-Baptistes Vater französische Zigaretten rauchte und sich über die Belastung beklagte, einen Sohn zu haben, der mit einem *costume de singe* - einem Affenanzug - geboren sei.

In Raynauds Gegenwart konnte Monsieur Chandonne frei sprechen, Scherze machen und sein Herz ausschütten. Er war der einzige Arzt, der an Jean-Baptiste herangelassen wurde, als das kleine Ungeheuer, *une espece d'imbecile* und in einem Affenanzug geboren, im *hotel particulier* der Familie lebte, wo es sein Zimmer im Keller hatte. Raynaud sorgte dafür, dass es über Jean-Baptiste weder eine Krankenakte noch eine Geburtsurkunde gab, und behandelte ihn nur in Notfällen, zu denen allerdings nicht die üblichen Krankheiten und Verletzungen wie starke Ohrenschmerzen, hohes Fieber, Verbrennungen, verstauchte Knöchel und Handgelenke, ein eingetretener Nagel oder

andere medizinische Leiden gehörten, deretwegen man bei den meisten Kindern den Hausarzt holt. Inzwischen ist Monsieur Raynaud ein alter Mann. Er wagt es nicht, über Jean-Baptiste zu sprechen, da mag die Presse ihm ein noch so hohes Honorar für vertrauliche Informationen über seinen berühmten ehemaligen Patienten anbieten.

81

Scham und Angst überkommen Lucy.

Sie hat Berger in allen Einzelheiten geschildert, was im Zimmer 511 des Radisson Hotels vorgefallen ist - allerdings nicht, wer Rocco tatsächlich erschossen hat.

»Wer hat abgedrückt, Lucy?«, beharrt Berger.

»Das ist egal.«

»Da du die Frage nicht beantwortest, gehe ich davon aus, dass du es warst!«

Lucy schweigt.

Reglos steht Berger da und blickt hinaus auf die funkelnden Lichter der Stadt; sie enden am dunklen Hudson und beginnen

dahinter wieder als die hell erleuchteten Siedlungsflächen von New Jersey. Der Abstand zwischen ihr und Lucy könnte nicht größer sein, als befände Berger sich auf der anderen Seite der gewaltigen Glasscheibe.

Lucy tritt lautlos näher. Sie möchte Berger an der Schulter berühren, befürchtet aber, dass sie ihr für immer entgleiten könnte, wenn sie es wagt, so als schwebe sie fünfundvierzig Stockwerke über der Straße in der leeren Luft.

»Marino darf es nicht erfahren. Niemals«, sagt Lucy. »Meine Tante darf es nicht erfahren. Niemals.«

»Eigentlich sollte ich dich hassen«, erwidert Berger.

Sie riecht zart nach Parfüm, ein kräftiger Duft, sparsam aufgetragen, und Lucy schießt

durch den Kopf, dass Berger für ihren Mann nie Parfüm aufgelegt hat. Er ist nicht da.

»Nenn es, wie du willst«, fährt Berger fort. »Du und Rudy habt einen Mord begangen.«

»Nichts als Wörter«, entgegnet Lucy. »Kriegsopfer. Selbstverteidigung. Gerechtfertigte Tötung. Heimatschutz. Wir haben Wörter und juristische Begründungen für Taten, die in Wirklichkeit unentschuldigbar sind, Jaime. Ich schwöre dir, dass wir keine Freude dabei hatten; die Rache schmeckt nicht süß. Er war ein jämmerlicher Feigling, der stammelte und in seinem ganzen grausamen und wertlosen Leben nur eine einzige Sache bereute: nämlich dass er nun endlich die Quittung bekam. Wie konnte Marino einen solchen Sohn haben? Welche Marker des menschlichen Genoms haben sich verbunden und so etwas wie Rocco ausgespuckt?«

»Wer weiß sonst noch davon?«

»Rudy. Und jetzt du ...«

»Und außerdem? Hattest du Anweisungen?«, hakt Berger nach.

Lucy denkt an den vorgetäuschten Mord an Benton und an die vielen Ereignisse und Gespräche, von denen sie Berger niemals erzählen kann. Angst und Wut sind zu einem Tyrannen geworden, der Lucy schon seit Jahren beherrscht.

»Es gibt andere, die indirekt daran beteiligt sind. Aber darüber darf ich nicht sprechen. Wirklich nicht«, antwortet Lucy.

Berger weiß nicht, dass Benton noch lebt.

»Ach, scheiße. Was für *andere*?«

»Ich sagte, *indirekt*. Mehr kann ich dir nicht verraten.«

»Leute, die geheime Anweisungen geben, neigen dazu, sich im Scheinwerferlicht in Luft aufzulösen. Sind das deine *anderen*? Personen, die dir geheime Anweisungen gegeben haben?«

»Es ging dabei nicht direkt um Rocco.« Sie denkt an Senator Lord und an das Chandonne-Kartell. »Drücken wir es einmal so aus: Es gibt Leute, die Rocco den Tod wünschten. Bis jetzt hatte ich nicht genug Informationen, um etwas in dieser Richtung zu unternehmen. Aus Chandonnes Brief habe ich dann erfahren, was ich wissen musste.«

»Ich verstehe. Und Jean-Baptiste ist glaubwürdig. Natürlich, alle Psychopathen sind das. Die übrigen *indirekt* Beteiligten sind selbstverständlich längst verschwunden; darauf kannst du dich verlassen.«

»Keine Ahnung. Es gibt Anweisungen, was das Chandonne-Kartell betrifft, und

zwar schon seit langer Zeit. Seit Jahren. Als ich in Miami bei der Behörde für Tabak, Alkohol und Feuerwaffen war, habe ich in ihrem Sinn getan, was ich konnte, aber es hat nicht geklappt. Vorschriften.«

»Ja, richtig. Du und deine Vorschriften«, erwidert Berger kühl. »Bis zu der Sache mit Rocco war ich nicht effizient.«

»Tja, das kann man jetzt nicht mehr behaupten. Was meinst du, Lucy, glaubst du, dass du ungeschoren davonkommst?«

»Ja.«

»Du und Rudy, ihr habt Fehler gemacht«, fährt Berger fort. »Du hast deinen Totschläger vergessen und musstest umkehren, um ihn zu holen. Dabei wurdest du von verschiedenen Leuten gesehen. Das ist gar nicht gut. Den Tatort habt ihr sehr fachmännisch und schlau präpariert. Doch

vielleicht habt ihr es dabei ja ein wenig übertrieben. Mich persönlich würde es wundern, wenn ein ganzes Zimmer, eine Pistole, eine Champagnerflasche und alles andere so sauber sind, dass nur Roccas Fingerabdrücke zu finden sind. Auch die fortgeschrittene Verwesung, die scheinbar dem Todeszeitpunkt widerspricht, würde mir zu denken geben. Und die Fliegen, die vielen, vielen Fliegen. Schmeißfliegen sind nicht unbedingt Freunde von kühlem Wetter.«

»In Europa sind sie an niedrige Temperaturen bis zu zehn Grad gewöhnt. Das gilt jedenfalls für die gemeine Blaue Schmeißfliege. Natürlich mögen sie Wärme lieber.«

»Das musst du von deiner Tante Kay gelernt haben. Sie wäre stolz auf dich.« »Du würdest dich also wundern.« Lucy kommt wieder auf die Präparierung des

Hotelzimmers zurück. »Aber das tust du eigentlich immer. Das liegt dir im Blut.«

»Unterschätz die polnischen Behörden und Gerichtsmediziner nicht, Lucy. Vielleicht ist die Sache noch nicht ausgestanden, und falls etwas den Verdacht auf dich lenkt, kann ich dir nicht helfen. Dieses Gespräch fällt für mich unter das Anwaltsgeheimnis. Jetzt, in diesem Augenblick, bin ich deine Anwältin und keine Staatsanwältin. Das ist zwar eine Lüge, aber ich werde irgendwie damit leben.

Allerdings werden die Leute, die dir vor wie langer Zeit auch immer Anweisungen gegeben haben, deine konspirativen Anrufe jetzt nicht mehr entgegennehmen. Sie werden nicht einmal länger deinen Namen kennen. In einer Kabinettsitzung oder bei ein paar Drinks im Palm werden sie die Stirn runzeln, die Achseln zucken oder, was noch schlimmer ist, die Geschichte einer

übereifrigen Privatdetektivin mit einem Lachen abtun.«

»So weit wird es nicht kommen.«

Berger dreht sich langsam um und umfasst Lucys Handgelenke. »Bist du so gotterdammt überheblich oder einfach nur blöd? Wie kann eine so kluge Frau gleichzeitig so dumm sein?«

Lucy schießt das Blut in die Wangen.

»Die Welt wimmelt von Leuten, die andere benutzen und sie im Namen der Freiheit und Gerechtigkeit zu unglaublichen Handlungen verleiten. Und dann lösen sie sich in Luft auf. Entpuppen sich als Fiktion. Und während du in einem Bundesgefängnis vergammelst oder - Gott behüte - an ein fremdes Land ausgeliefert wirst, fragst du dich, ob es sie je gegeben hat. Irgendwann glaubst du dann selbst, dass es nur eine

Wahnvorstellung war, weil deine gesamte Umwelt dich für verrückt hält, für eine Spinnerin, die einen Mord begangen hat, weil sie sich auf einer geheimen Mission für die CIA, das FBI, das gottverdammte Pentagon, den Geheimdienst Ihrer Majestät oder den Osterhasen wähnte.«

»Hör auf damit!«, ruft Lucy. »So ist es nicht.«

Bergers Hände gleiten hinauf zu Lucys Schultern. »Könntest du jetzt zum ersten Mal in deinem Leben richtig *zuhören*?« Lucy blinzelt Tränen weg.

»Wer?«, beharrt Berger. »Wer hat dich auf diese gottverfluchte, idiotische Mission geschickt? Ist es jemand, den ich kenne?«

»Bitte, hör auf! Ich kann und werde es dir nicht sagen. Es gibt so viel, Jaime, was du besser nicht weißt. Bitte, vertrau mir.«

»Mein Gott!« Bergers Griff lockert sich, aber sie lässt nicht los. »Lucy, schau dich an. Du zitterst ja wie Espenlaub.«

»Lass das.« Ärgerlich weicht Lucy zurück. »Ich bin kein Kind mehr. Wenn du mich anfasst ...« Sie macht noch einen Schritt rückwärts. »... wenn du mich anfasst, bedeutet das etwas anderes. Das tut es immer noch. Also lass es.«

»Ich weiß, was es bedeutet«, entgegnet Berger. »Entschuldige.«

82

Um zweiundzwanzig Uhr steigt Scarpetta vor dem Haus, in dem Jaime Berger wohnt, aus dem Taxi.

Weil sie ihre Nichte noch immer nicht erreicht hat, steht Scarpetta Ängste aus, die sich bei jedem Anruf steigern. Lucy meldet sich weder in ihrer Wohnung noch am Mobiltelefon. Einer ihrer Mitarbeiter im Büro hat gesagt, er wisse nicht, wo sie sei. Je länger Scarpetta an ihre waghalsige, temperamentvolle Nichte denkt, desto mehr rechnet sie mit dem Schlimmsten. Ihre zwiespältige Haltung zu Lucys neuem Beruf hat sich nicht gelegt. Ihre Nichte führt ein gefährliches Leben ohne feste Regeln, dafür aber voller Geheimnisse, das ihrer Persönlichkeit zwar entsprechen mag, für Scarpetta jedoch ein Ärgernis ist und ihr Angst macht.

Häufig ist Lucy einfach nicht zu erreichen, und Scarpetta weiß nur selten, was sie gerade treibt.

In dem luxuriösen Hochhaus, in dem Jaime Berger wohnt, wird Scarpetta von einem Portier begrüßt.

»Kann ich Ihnen helfen, Ma'am?«

»Jaime Berger«, erwidert Scarpetta. »Das Penthouse.«

83

Am liebsten würde Lucy aus dem Gebäude flüchten, als ihr klar wird, dass ihre Tante gerade mit dem Aufzug auf dem Weg nach oben ist.

»Beruhige dich«, sagt Berger.

»Sie weiß nicht, dass ich hier bin«, antwortet Lucy verstört. »Und sie soll es auch nicht wissen. Ich kann sie jetzt nicht sehen.«

»Irgendwann wirst du sie treffen müssen. Warum also nicht jetzt?«

»Aber sie weiß nicht, dass ich hier bin«, wiederholt Lucy. »Was soll ich ihr denn sagen?«

Berger wirft ihr einen merkwürdigen Blick zu, während sie an der Tür auf das Geräusch des ankommenden Aufzugs warten.

»Wäre die Wahrheit denn so schlimm?«, entgegnet Berger dann wütend. »Das ist doch eine Möglichkeit. Es kann sehr befreiend sein, wenn man hin und wieder mal die Wahrheit sagt.«

»Ich lüge nicht«, gibt Lucy zurück. »Das gehört zu den Dingen, die ich mir wirklich nicht vorzuwerfen habe - solange es nicht beruflich ist und mit verdeckten Ermittlungen zu tun hat.«

»Das Problem entsteht, wenn die Grenzen verschwimmen«, merkt Berger an, während der Aufzug eintrifft. »Geh und setz dich ins Wohnzimmer.« Als ob Lucy ein Kind wäre. »Lass mich zuerst mit ihr reden.«

Bergers Vorhalle ist mit Marmor ausgekleidet. Gegenüber den Aufzugtüren aus blitzblankem Messing steht ein Tisch, auf dem eine Vase mit frischen Blumen prangt. Berger hat Scarpetta seit einigen Jahren nicht gesehen und ist bestürzt, als diese aus dem Aufzug tritt. Kay Scarpetta wirkt erschöpft. Ihr Hosenanzug ist ziemlich zerknittert, und ihre Augen blicken ängstlich.

»Geht denn auf dieser Welt überhaupt niemand mehr ans Telefon?«, lautet ihre Begrüßung. »Ich habe es bei Marino, bei Lucy und bei dir versucht. Bei dir war besetzt, und zwar schon seit einer Stunde. Also bin ich davon ausgegangen, dass zumindest jemand zu Hause ist.«

»Ich hatte das Telefon ausgehängt ... um nicht gestört zu werden.«

Damit hatte Scarpetta nicht gerechnet. »Tut mir Leid, dass ich einfach so bei dir

hereinplatze. Aber ich bin völlig verzweifelt, Jaime.«

»Das merkt man. Bevor du reinkommst, muss ich dir noch sagen, dass Lucy hier ist.« Das sagt sie ganz sachlich. »Ich wollte dich nicht erschrecken. Allerdings nehme ich eher an, dass du erleichtert bist.«

»Nicht so ganz. Ihr Büro - also Lucy - hat mich abgewimmelt.«

»Kay, bitte komm erst mal rein«, sagt Berger.

Sie gehen ins Wohnzimmer.

»Hallo.« Lucy umarmt ihre Tante.

Scarpettas Reaktion ist steif. »Warum behandelst du mich so?«, fragt sie, ohne sich darum zu kümmern, dass Berger alles mitbekommt.

»Wie habe ich dich denn behandelt?« Lucy lässt sich wieder auf dem Wohnzimmersofa nieder und bedeutet Scarpetta, sich neben sie zu setzen. »Komm. Du auch, Jaime.«

»Nur, wenn du es ihr erzählst«, erwidert Berger. »Ansonsten will ich mit diesem Gespräch nichts zu tun haben.«

»Was sollst du mir erzählen?« Scarpetta nimmt neben ihrer Nichte Platz. »Was, Lucy?«

»Vermutlich hast du gehört, dass Rocco Caggiano angeblich in Polen Selbstmord begangen hat«, verkündet Berger.

»Ich hatte heute noch keine Gelegenheit, Nachrichten zu hören«, antwortet Scarpetta. »Entweder war ich am Telefon oder im Flugzeug oder im Taxi. Und jetzt bin ich hier. Was meinst du mit *angeblich*?«

Lucy starrt schweigend auf ihre Füße. Berger steht auf der Türschwelle zum Wohnzimmer und sagt ebenfalls kein Wort.

»Du warst tagelang verschwunden, und niemand wollte mir verraten, wo du steckst«, beginnt Scarpetta leise. »Warst du in Polen?«

Nach einer langen Pause hebt Lucy den Kopf. »Ja, ich war da.«

»Gütiger Himmel«, murmelt Scarpetta. »Angeblicher Selbstmord«, wiederholt sie dann.

Lucy berichtet ihr von dem Hinweis auf die ermordeten Journalisten, den Chandonne ihr brieflich hat zukommen lassen. Sie erklärt, er habe ihr auch mitgeteilt, wo Rocco sich aufhielt. Zu guter Letzt erzählt sie ihr von der roten Meldung.

»Rudy und ich haben ihn in dem Hotel aufgespürt, in dem er immer übernachtet, wenn er in Stettin seine schmutzigen Geschäfte abwickelt. Als wir die rote Meldung erwähnten, wusste er sofort, was sie für ihn bedeutete. Das Ende. Denn ganz gleich, ob er nun verhaftet worden wäre oder nicht, hätten die Chandonnes dafür gesorgt, dass er nicht mehr lange lebt.«

»Und deshalb hat er sich umgebracht«, stellt Scarpetta fest und sieht Lucy forschend in die Augen. Ihre Nichte antwortet nicht. Berger verlässt den Raum.

»Interpol hat die Information ins Netz gestellt«, meint Lucy, etwas zusammenhanglos. »Die Polizei geht von einem Selbstmord aus.«

Scarpetta ist vorübergehend beruhigt, wenn auch in erster Linie, weil sie nicht die Kraft hat weiterzubohren.

Sie klappt den Aktenkoffer auf und zeigt Lucy den Brief von Chandonne.

Ihre Nichte geht zu Berger ins Arbeitszimmer. »Bitte, komm zurück«, fordert sie sie auf.

»Nein«, entgegnet Berger. Ihr Blick ist enttäuscht und vorwurfsvoll. »Wie kannst du sie belügen?«

»Das habe ich nicht getan.«

»Du hast ihr etwas verschwiegen. Die ganze Wahrheit, Lucy.«

»Später. Zur richtigen Zeit. Chandonne hat ihr geschrieben. Du musst dir den Brief ansehen. Da tut sich etwas wirklich Merkwürdiges.«

»Worauf du Gift nehmen kannst.« Berger steht vom Schreibtisch auf.

Sie kehren ins Wohnzimmer zurück und betrachten das Schreiben und die Umschläge, die in Schutzhüllen aus Plastik stecken.

»Dieser Brief ist ganz anders als der, den ich gekriegt habe«, stellt Lucy fest. »Meiner war in Druckbuchstaben geschrieben und ist nicht auf dem normalen Postweg gekommen. Wahrscheinlich hat Rocco ihn für ihn aufgegeben. Rocco hat viel Post für ihn verschickt. Aber warum hat Chandonne mir und Marino in Druckbuchstaben geschrieben?«

»Wie sah das Papier aus?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Es war aus einem Notizblock. Liniert.«

»Das Papier aus dem Gefängnisladen ist billiger weißer Achtzig-Gramm-Standard, wie die meisten von uns es auch im Drucker benutzen.«

»Wenn die Briefe an Marino und mich nicht von ihm stammen, von wem dann?« Lucy fühlt sich benommen. Ihr Gehirn ist überlastet und verweigert die Arbeit.

Auf der Grundlage der Informationen in dem Brief, den sie erhalten hat, hat sie Rocco Caggianos Tod geplant. Als sie und Rudy ihn im Hotelzimmer gefangen gehalten haben, hat er den Mord an den Journalisten nie ausdrücklich gestanden. Lucy erinnert sich, dass er geflucht und die Augen zur Decke verdreht hat - seine einzige Reaktion. Allerdings weiß sie nicht genau, was er damit sagen wollte. Sie hat keine Beweise dafür, dass sich die von ihr an Interpol geschickten Informationen mit der Wahrheit decken. Ihr Beitrag genügte zwar für eine Verhaftung, aber nicht zwangsläufig für eine Verurteilung, da Lucy die Tatsachen ja gar nicht kennt. Hat Rocco sich wirklich einige Stunden vor ihrer Ermordung mit den beiden Journalisten

getroffen? Und selbst wenn - war er tatsächlich derjenige, der sie erschossen hat?

Lucy ist für die rote Meldung verantwortlich. Dieser Fahndungsaufruf war der Grund, warum Rocco sein Leben für beendet hielt, ganz gleich, ob er nun gestand oder nicht. Er wurde polizeilich gesucht, und wenn Lucy und Rudy nicht seinen Tod herbeigeführt hätten, wäre er von den Chandonnes erledigt worden. Sein Tod war richtig. Sein Tod war notwendig. Lucy sagt sich, dass es der Welt jetzt besser geht, weil Rocco nicht mehr lebt.

»Wer hat mir den verdammt Brief geschrieben?«, fragt sie. »Und den an Marino und den an dich?« Sie sieht Scarpetta an. »Die Briefe, die in den von der National Academy of Justice frankierten Umschlägen kamen, *klingen*, als stammten sie von Chandonne.«

»Da stimme ich dir zu«, erwidert Scarpetta. »Der Leichenbeschauer von Baton Rouge hat übrigens auch einen gekriegt.«

»Vielleicht hat Chandonne bei diesem hier seine Handschrift verändert und anderes Papier genommen.« Lucy weist auf den Brief mit der schön geschwungenen Schrift. »Möglicherweise ist das Schwein ja gar nicht im Gefängnis.«

»Ich habe von den Anrufen in deinem Büro erfahren. Zach hat mich auf dem Mobiltelefon erreicht. Ich denke, wir können davon ausgehen, dass Chandonne noch im Knast sitzt«, antwortet Scarpetta.

»Allerdings nehme ich an«, wendet Berger ein, »dass er im Gefängnis weder Zugriff auf liniertes Papier noch auf Umschläge der National Academy of Justice hat. Wie schwierig, glaubt ihr, ist es, mit dem Computer

Fälschungen dieser vorfrankierten Umschläge anzufertigen?«

»Mein Gott, bin ich dämlich«, ruft Lucy aus. »Ich kann euch gar nicht sagen, wie dumm ich mich fühle. Natürlich funktioniert das ohne weiteres. Man braucht nur einen Umschlag einzuscannen, die gewünschte Adresse einzutippen und das Ganze auf einem ähnlichen Umschlag auszudrucken. Das würde ich in ein paar Minuten hinkriegen.«

Berger mustert sie forschend. »Hast du das getan, Lucy?«

Scarpettas Nichte ist perplex. »*Ich?* Warum sollte ich?«

»Du hast gerade zugegeben, dass du es könntest«, erwidert Berger ernst. »Es macht ganz den Eindruck, als ob du zu ziemlich vielem fähig wärst, Lucy. Und es passt doch

recht gut, dass du wegen der Informationen aus diesem Brief nach Polen gefahren bist, um Rocco zu finden, der nun tot ist. Ich verlasse jetzt den Raum. Die Staatsanwältin in mir will keine weiteren Lügen oder Geständnisse hören. Wenn du und deine Tante euch noch ein bisschen unterhalten wollt, tut euch keinen Zwang an. Ich muss das Telefon wieder einhängen und einige Anrufe erledigen.«

»Ich habe nicht gelogen«, entgegnet Lucy.

84

»Setz dich«, sagt Scarpetta, als wäre ihre Nichte nicht länger erwachsen.

Die Wohnzimmerbeleuchtung ist abgeschaltet. Die Silhouette von New York ringsherum verheißt strahlende Möglichkeiten und zeugt von der Macht, nach den Sternen zu greifen. Scarpetta könnte sich diesem Anblick stundenlang hingeben, ebenso wie dem des Meeres. Lucy sitzt neben ihr auf Bergers Sofa.

»Ich mag diese Stadt«, meint Scarpetta und blickt hinaus auf die Millionen von Lichtern.

Sie hält Ausschau nach dem Mond, aber andere Gebäude versperren ihr die Sicht. Ihre Nichte weint leise.

»Ich habe mich oft gefragt, Lucy, was wohl geschehen wäre, wenn du mich als leibliche Mutter gehabt hättest. Hättest du dich dann auch für ein so gefährliches Leben entschieden und wärest mit so viel Kühnheit, Unbekümmertheit und Mut hindurchgestürmt? Oder wärest du jetzt verheiratet und hättest Kinder?«

»Ich glaube, die Antwort kennst du«, murmelt Lucy und wischt sich die Augen ab.

»Vielleicht hättest du ja ein Stipendium bekommen und wärest nach Oxford gegangen und eine berühmte Dichterin geworden.«

Lucy blickt sie an, um festzustellen, ob das ein Scherz war. Es war keiner.

»Ein ruhigeres Leben«, fährt ihre Tante leise fort. »Ich habe dich großgezogen. Oder, besser gesagt, ich habe mich um dich gekümmert, so gut ich konnte, und ich kann mir bis

heute nicht vorstellen, dass es möglich ist, ein Kind mehr zu lieben, als ich dich geliebt habe und immer noch liebe. Aber durch meine Augen bist du auf das Hässliche in der Welt aufmerksam geworden.«»Durch deine Augen habe ich Anstand, Menschlichkeit und Gerechtigkeit entdeckt«, erwidert Lucy. »Ich möchte nichts ungeschehen machen.«

»Warum weinst du dann?« Scarpetta bemerkt in der Ferne Flugzeuge, die wie kleine Planeten leuchten.

»Ich weiß nicht.«

Scarpetta lächelt. »Das hast du als kleines Mädchen auch immer gesagt. Jedes Mal, wenn du traurig warst und ich dich nach dem Grund gefragt habe, hast du mit *Ich weiß nicht* geantwortet. Deshalb lautet meine scharfsinnige Diagnose jetzt, dass du traurig bist.«

Lucy wischt sich weitere Tränen vom Gesicht.

»Ich habe keine Ahnung, was genau in Polen geschehen ist«, spricht ihre Tante weiter.

Scarpetta macht es sich auf dem Sofa bequem und schiebt Kissen hinter ihren Rücken, als rechne sie mit einer langen Geschichte. Dabei blickt sie weiter an Lucy vorbei aus dem Fenster in die funkelnde Nacht, weil es Menschen schwerer fällt, ein ernstes Gespräch zu führen, wenn sie einander ansehen.

»Du musst es mir nicht unbedingt erzählen, Lucy, aber ich glaube, dass es wichtig für dich ist.«

Ihre Nichte starrt ebenfalls auf die Stadt, die sich rings um sie drängt, und stellt sich die dunkle, hohe See und erleuchtete Schiffe

vor. Bei Schiffen denkt sie an Häfen und bei Häfen an die Chandonnes. Häfen sind die Umschlagplätze für ihr verbrecherisches Treiben. Auch wenn Rocco nur eines ihrer Werkzeuge war, musste seine Verbindung zu Scarpetta und zu ihnen allen gekappt werden.

Ja, es musste sein.

Bitte, verzeih mir, Tante Kay. Bitte, sag, dass es in Ordnung ist. Bitte, verlier nicht die Achtung vor mir, und glaube nicht, dass ich eine von ihnen geworden bin.

»Seit Bentons Tod bist du wie eine Furie, ein strafender Geist, und in dieser ganzen Stadt gibt es nicht genug Macht, um deinen Hunger danach zu stillen«, fährt Scarpetta, immer noch in sanftem Ton, fort. »Hier bist du richtig«, sagt sie, während sie beide die Lichter der mächtigsten Stadt der Welt betrachten. »Denn eines Tages, wenn du dich

an Macht überfressen hast, wirst du vielleicht erkennen, dass man zu viel davon nicht erträgt.«

»Das sagst du, um deine eigenen Entscheidungen zu erklären«, meint Lucy ohne eine Spur von Groll. »Du warst die mächtigste Gerichtsmedizinerin des Landes, vielleicht sogar der Welt. Du warst die Chefin. Vielleicht hast du die Macht und Bewunderung nicht mehr ausgehalten.«

Lucys schönes Gesicht wirkt nicht mehr ganz so traurig.

»Ich habe geglaubt, dass ich so vieles nicht mehr aushalten könne«, erwidert Scarpetta. »So vieles. Aber nein: Ich fand meine Macht nicht unerträglich. Wir beide haben eine unterschiedliche Einstellung zur Macht. Ich möchte nichts beweisen, du hingegen ständig, auch wenn es völlig überflüssig ist.«

»Du hast die Macht nicht verloren«, antwortet Lucy. »Dass man sie dir entzogen hat, ist nur eine Illusion, Politik eben. Deine wahre Macht hast du nicht der Außenwelt zu verdanken, woraus folgt, dass die Außenwelt sie dir auch nicht wegnehmen kann.«

»Was hat Benton uns angetan?«

Ihre Frage erschreckt Lucy; es ist, als würde ihre Tante die Wahrheit kennen.

»Seit seinem Tod ... ich schaffe es noch immer kaum, dieses Wort auszusprechen ... *Tod*.« Scarpetta hält inne. »Seitdem ist es, als ginge es mit uns allen bergab. Wie ein Land, das im Belagerungszustand ist. Eine Stadt nach der anderen fällt. Du, Marino, ich. Vor allem du.«

»Ja, ich bin eine Furie.« Lucy steht auf, schlendert zum Fenster und lässt sich im Schneidersitz auf Jaime Bergers

prachtvollem antiken Teppich nieder. »Ich bin eine Rächerin. Das gebe ich zu. Ich habe das Gefühl, dass die Welt weniger gefährlich ist und dass dir weniger Gefahr droht, dass uns allen weniger Gefahr droht, seit Rocco nicht mehr lebt.«

»Aber du darfst nicht Gott spielen. Du bist nicht einmal mehr eine vereidigte Mitarbeiterin der Strafverfolgungsbehörden, Lucy. *Das Letzte Revier* ist ein Privatunternehmen.«

»Nicht ganz. Wir sind eine Partnerfirma der Internationalen Strafverfolgungsbehörden und arbeiten mit ihnen zusammen, für gewöhnlich auf Anweisung von Interpol. Außerdem sind wir von weiteren hochrangigen Behörden ermächtigt, über die ich nicht mit dir sprechen darf.«

»Und eine hochrangige Behörde hat dir die Genehmigung erteilt, die Welt von Rocco

Caggiano zu befreien?«, fragt Scarpetta.
»Hast du abgedrückt, Lucy? Ich muss wenigstens das wissen.«

Lucy schüttelt den Kopf. Nein, sie hat nicht abgedrückt, aber nur, weil Rudy darauf bestanden hat, den Schuss abzugeben, so dass Schmauchspuren und winzige Tröpfchen von Roccas Blut an seine Hände gerieten, nicht an ihre. Roccas Blut klebt an Rudys Händen. Das war nicht fair. Lucy sagt ihrer Tante die Wahrheit.

»Ich hätte nicht zulassen dürfen, dass Rudy sich das aufbürdet, und ich bin genauso verantwortlich für Roccas Tod. Genau genommen bin ich sogar allein verantwortlich, da ich Rudy zu dieser Mission in Polen überredet habe.«

Sie unterhalten sich noch lange. Nachdem Lucy ihrer Tante alles berichtet hat, was in Stettin geschehen ist, wartet sie auf ihr

Urteil. Die schlimmste Strafe wäre, wenn Scarpetta sie für immer aus ihrem Leben verbannen würde, so wie Benton daraus verbannt worden ist.

»Ich bin erleichtert, dass Rocco tot ist«, sagt Scarpetta schließlich. »Man kann es nicht mehr rückgängig machen«, fügt sie hinzu. »Doch irgendwann wird Marino erfahren wollen, was seinem Sohn zugestoßen ist.«

Dr. Lanier klingt, als sei er auf dem Weg der Besserung, aber er wirkt angespannt wie eine gestraffene Bogensehne.

»Können Sie mich irgendwo sicher unterbringen?«, fragt Scarpetta, die am Telefon in ihrem Einzelzimmer im Melrose Hotel, Ecke 63. Straße und Lexington Avenue, sitzt.

Sie hat beschlossen, nicht bei Lucy zu übernachten, und dem hartnäckigen Drängen ihrer Nichte widerstanden. Denn wenn sie bei Lucy schläft, hat sie nicht die Möglichkeit, sich am nächsten Morgen unbetenkt in Richtung Flughafen aus dem Staub zu machen.

»In der besten Unterkunft in Louisiana - meinem Gästehaus. Es ist allerdings nur

klein. Warum ich das tue? Sie wissen ja, dass ich mir keine privaten Berater leisten kann ...«

»Hören Sie«, fällt Scarpetta ihm ins Wort. »Ich muss zuerst nach Houston.« Sie drückt sich absichtlich vage aus. »Ich kann frühestens übermorgen bei Ihnen sein.«

»Ich hole Sie ab. Sie müssen mir nur sagen, wann.«

»Am besten wäre es, wenn Sie einen Mietwagen für mich bestellen würden. Im Moment kann ich nicht klar denken. Ich bin zu müde. Aber ich würde lieber selbst fahren und Ihnen nicht zur Last fallen. Ich bräuchte nur eine Wegbeschreibung zu Ihrem Haus.«

Sie notiert sich alles. Es scheint ganz einfach zu sein.

»Legen Sie Wert auf ein bestimmtes Auto?«

»Ein verkehrstüchtiges.«

»Damit kenne ich mich aus«, erwidert der Leichenbeschauer. »Ich habe schon genug Leute aus Rostlauben geschält. Meine Sekretärin kümmert sich gleich morgen früh darum.«

Trixie lehnt an der Theke, raucht eine Mentholzigarette und sieht bedrückt zu, wie Marino eine große Kühlbox mit Bier, Wurstaufschnitt, Senf und Mayonnaise in Gläsern und weiteren Lebensmitteln vollpackt, die seine riesigen Hände aus dem Kühlschranks hervorkramen.

»Es ist schon nach Mitternacht«, beschwert sich Trixie und fingert an einer Flasche Corona herum, deren Hals sie mit einem zu großen Limettenstück verstopft hat. »Komm ins Bett. Morgen kannst du ja *immer* noch losfahren. Das ist doch vernünftiger, als mitten in der Nacht im Halbschlaf und voller Wut hier rauszustürmen.«

Seit seiner Rückkehr aus Boston ist Marino betrunken. Er hat vor dem Fernseher

gegessen und sich geweigert, ans Telefon zu gehen und mit jemandem zu sprechen, nicht einmal mit Lucy oder Scarpetta. Vor etwa einer Stunde hat ihm eine Nachricht aus Lucys Büro auf dem Mobiltelefon einen ziemlichen Schreck eingejagt und ihn so sehr ernüchtert, dass er sich aus dem Fernsehsessel aufgerappelt hat.

Trixie hält die Flasche gerade und versucht, das Limettenstück mit der Zunge wegzuschieben. Als sie es schafft, schießt ihr das Bier in den Mund und rinnt über ihr Kinn. Noch vor kurzer Zeit hätte Marino das lustig gefunden. Nun kann ihm nichts mehr ein Lächeln entlocken. Er reißt die Tür des Gefrierschranks auf, zieht einen Behälter mit Eiswürfeln heraus und kippt diese in die Kühlbox. Trixie, die in Wirklichkeit Teresa heißt, ist dreißig Jahre alt und vor einem knappen Jahr in Marinos kleines Haus im Arbeiterviertel gleich am Midlothian

Turnpike auf der falschen Seite des James River in Richmond eingezogen.

Er zündet sich eine Zigarette an und betrachtet sie. Ihr Gesicht ist vom Trinken aufgequollen; die Wimperntusche ist wieimmer unter den Augen verschmiert, sodass sie aussieht wie eintätowiert. Ihr platinblondes Haar ist strohig von zu vielen Färbeprozessen, sodass Marino es nur noch ungern anfasst. Einmal, als er betrunken war, meinte er zu ihr, es fühle sich an wie Werg. Einige ihrer verletzten Gefühle haben dauerhafte Schäden davongetragen, und wenn Marino bemerkt, wie eines von ihnen aus ihren Augen oder ihrem Mund hinken will, verlässt er - entweder in Gedanken oder körperlich - den Raum.

»Bitte, geh nicht.« Trixie zieht kräftig an der Zigarette und lässt den Rauch aus den Mundwinkeln schießen, fast ohne zu inhalieren. »Ich weiß, was du vorhast. Du

kommst nicht zurück, das ist es. Ich habe gesehen, was du in dein Auto gepackt hast. Deine Waffen, deine Bowlingkugel, sogar deine Pokale und Angelruten. Nicht zu vergessen deine Alltagsklamotten, nicht etwa die schicken Anzüge, die im Schrank hängen, seit Jesus die Zehn Gebote geschrieben hat.«

Sie stellt sich ihm in den Weg und packt ihn am Arm, während er, wegen des Rauchs die Augen zusammenkneifend, die Eiswürfel in der Kühlbox verteilt.

»Ich rufe dich an. Ich muss nach Louisiana, das weißt du genau. Doc Scarpetta ist schon dort oder wird bald ankommen. Und mir ist klar, was sie vorhat, das braucht sie mir gar nicht zu erzählen. Du willst doch nicht, dass sie stirbt, Trixie.«

»Ich habe die Schnauze voll von *Scarpetta hier, Scarpetta da!*« Ihr Gesicht läuft rot an, und sie schiebt Marinos Hand weg, als wäre

es seine Idee gewesen - nicht ihre ihn anzu-
fassen. »Seit ich dich kenne, höre ich nur
Scarpetta hier, Scarpetta da. Sei doch ehr-
lich: Sie ist die einzige Frau in deinem
Leben. Ich bin nur die zweite Wahl in dem
Basketballspiel, das du als Leben
bezeichnest.«

Marino zuckt zusammen. Er kann Trixies
farbenfroh-falsche Sprachbilder nicht ertra-
gen; sie erinnern ihn an ein verstimmtes
Klavier.

»Ich bin nur das Mauerblümchen, auf der
Party, die für dich das Leben ist«, spinnt sie
das Drama weiter. Und mehr ist es inzwis-
chen auch nicht mehr.

Ein Drama. Eine schlechte Seifenoper.

Bei ihren Streitereien gibt es feste Rollen,
und obwohl Marino ein eingefleischter
Gegner der Psychologie ist, kann nicht

einmal er sich einer Erkenntnis verschließen, die so leicht beiseite zu schieben ist wie ein Berg: Er und Trixie streiten sich wegen allem und jedem, weil sie sich wegen nichts streiten.

Ihre nackten Füße mit dem abblätternden roten Lack auf den Zehennägeln tapen über den Küchenboden, als sie auf und ab läuft. Dabei rudert sie mit den dicklichen Armen, sodass die Zigarettenasche auf den schmutzigen Linoleumbelag rieselt. »Tja, dann fahr halt nach Louisiana, um bei deiner *Scarpetta* hier, *Scarpetta da* zu sein. Wenn - oder falls - du zurückkommst, wohnt vielleicht jemand anders in deiner Bruchbude, und ich bin weg. Weg! Weg! Weg!«

Vor einer halben Stunde hat Marino sie gebeten, eine Verkaufsanzeige für sein Haus aufzugeben. Sie darf darin wohnen bleiben, bis sich ein Käufer findet.

Der geblünte Morgenmantel aus Kunstfaser umflattert Trixies Füße, als sie weiter hin und her geht. Ihre Brüste hängen über den Gürtel, den sie immer zu eng um ihre dicke Taille schnürt. Marino wird von Wut und Schuldgefühlen ergriffen. Wenn Trixie ihm wegen Scarpetta die Hölle heiß macht, geht er normalerweise so schnell in die Luft wie ein blindwütiger Vogel, der aus einem Astloch schießt: aufgescheucht und ohne wirklich zu wissen, wie er sich verteidigen oder einen Gegenangriff starten soll.

Er schafft es nicht, sein angeknackstes Selbstbewusstsein dadurch aufzubessern, dass er Andeutungen auf eine leider nie statgefundene Affäre mit Scarpetta macht. Deshalb treffen die Pfeile, die die eifersüchtige Trixie auf ihn abschießt, auch ihr Ziel, und es blutet. Es belastet Marino nicht, dass er jede Frau, die er in seinem Leben hatte, wieder verloren hat. Nur die, die er nie haben konnte, macht ihm zu schaffen, und Trixies

Tobsuchtsanfall nähert sich bedenklich dem unweigerlichen Crescendo, dem zwangsläufig die Koda, das Ende des Stücks, folgen wird.

»Du bist so verrückt nach ihr, dass es schon widerlich ist!«, brüllt Trixie. »Und dabei bist du für sie nichts weiter als ein fetter Hinterwäldler. Mehr wirst du nie sein. Ein dicker, fetter, verblödeter Hinterwäldler!«, kreischt sie weiter. »Und mir ist es egal, ob sie stirbt. Mit dem Tod kennt sie sich wenigstens aus!«

Marino hebt die Kühlbox auf, als wäre sie federleicht, durchquert sein schäbiges, unaufgeräumtes Wohnzimmer und bleibt an der Haustür stehen. Er betrachtet den 90-Zentimeter-Farbfernseher - zwar nicht neu, aber ein Sony und noch gut in Schuss. Traurig mustert er seinen Lieblingsfernsehsessel, in dem er nach seinem Gefühl den Großteil seines Lebens verbracht hat, und er

verspürt einen Schmerz, der so tief sitzt, dass er ihn als Krampf in den Eingeweiden empfindet. Er erinnert sich an die vielen Stunden, die er halb betrunken in diesem Sessel Football geschaut und seine Zeit und Kraft an Frauen wie Trixie verschwendet hat.

Dabei ist sie gar nicht so übel. Kein böser Mensch. Das waren sie alle nicht. Sie sind einfach nur bemitleidenswert, und er ist ein noch viel kläglicheres Geschöpf als sie, weil er nie mehr vom Leben verlangt hat, obwohl es möglich gewesen wäre.

»Ich glaube, ich rufe dich doch nicht an«, sagt Marino zu Trixie. »Es ist mir scheißegal, was aus dem Haus wird. Verkauf es. Vermiete es. Wohn darin.«

»Das meinst du doch nicht ernst, Baby.« Trixie bricht in Tränen aus. »Ich liebe dich!«

»Du kennst mich doch gar nicht«, erwidert Marino von der Tür aus. Er fühlt sich zu müde, um zu gehen, und zu niedergeschlagen, um zu bleiben.

»Natürlich tue ich das, Baby!« Sie drückt die Zigarette im

Spülbecken aus und kramt im Kühlschrank nach einem neuen Bier. »Und du wirst mich vermissen.« Ihr Gesicht verzerrt sich, als sie gleichzeitig lächelt und weint. »Und du wirst schon zurückkommen. Das vorhin habe ich nur so gesagt, weil ich sauer war. Du kommst zurück.« Sie entfernt den Kronkorken von der Flasche. »Soll ich dir verraten, woher ich weiß, dass du zurückkommst?« Kokett zeigt sie mit dem Finger auf ihn. »Kannst du erraten, was Detective Trixie auf gefallen ist? Du hast deine Weihnachtsdekoration nicht dabei. All die Millionen Plastiknikoläuse, Rentiere, Schneemänner, PeperoniLichterketten und den

anderen Kram, den du seit Jahren sammelst. Und jetzt willst du losfahren und alles im Keller liegen lassen? Nein, nein, das kommt überhaupt nicht in Frage.«

Sie redet sich selbst ein, dass sie Recht hat. Marino geht ganz bestimmt nicht für immer. Nicht ohne seinen geliebten Weihnachtsschmuck.

»Rocco ist tot«, sagt er.

»Wer?« Trixie starrt ihn verständnislos an.

»Siehst du, genau das habe ich gemeint. Du kennst mich nicht«, erwidert er. »Schon gut. Du kannst nichts dafür.«

Als er sie stehen lässt und hinter sich die Tür schließt, ist er endgültig fertig mit Richmond.

Die Vermisste heißt Katherine Bruce.

Inzwischen gilt sie als entführt und als das jüngste Opfer des Serienmörders; man hält sie für tot. Ihr Ehemann, ein früherer Pilot der Air Force, der inzwischen bei Continental beschäftigt ist, war auf Geschäftsreise. Nachdem er zwei Tage lang vergeblich versucht hatte, seine Frau zu erreichen, machte er sich Sorgen und schickte einen Freund zu ihr. Katherine war nicht zu Hause, und auch ihr Auto fehlte. Der Wagen wurde später, abgestellt am Wal-Mart neben der Universität, entdeckt, wo er zunächst nicht aufgefallen war, weil dieser Parkplatz Tag und Nacht benutzt wird. Der Schlüssel steckte im Zündschloss, die Türen waren offen, Handtasche und Geldbörse verschwunden.

Der Morgen an diesem Tag hat sich noch nicht richtig durchgesetzt, so als müssten sich seine Moleküle erst langsam zu einem Himmel vereinen, der allem Anschein nach klar und leuchtend blau werden wird. Nie hat aus den gestrigen Achtzehn-Uhr-Nachrichten von der Entführung erfahren. Sie kann es immer noch nicht fassen. Den Medienberichten zufolge hat der Freund von Katherine Bruce *sofort gestern Morgen* die Polizei verständigt. Eigentlich hätte die Information auf der Stelle und bundesweit an die Nachrichtenredaktionen gegeben werden müssen. Was hat diese dämliche Sondereinsatzgruppe denn nur die ganze Zeit getrieben? Etwa den Freund, dessen Identität nicht enthüllt worden ist, einem gottverdammten Lügendetektortest unterzogen, um sicherzugehen, dass Katherine wirklich vermisst wird? Haben sie den Garten umgegraben, um zu sehen, ob der Ehemann seine

Frau vor der Abreise nicht vielleicht umgebracht und verscharrt hat?

Jedenfalls hat der Mörder so weitere acht Stunden Vorsprung bekommen. Die Bevölkerung hingegen hat acht Stunden verloren. Katherine hat auch acht Stunden verloren. Vielleicht wäre sie da noch am Leben gewesen - wenn man davon ausgeht, dass sie inzwischen tot ist. Jemand hätte sie und den Mörder sehen können. Schließlich ist alles möglich. Besessen von ihrer Mission schreitet Nic den Parkplatz von Wal-Mart ab und sucht nach Einzelheiten, die ihr vielleicht etwas verraten. Doch der gewaltige Tatort schweigt. Katherine Bruces Wagen wurde längst abgeschleppt und steht jetzt auf irgendeinem Autohof. Hier draußen ist nichts zu sehen außer Müll, Kaugummis und Millionen von Zigarettenskippen.

Es ist sieben Uhr sechzehn, als sie ihre beiden bis jetzt einzigen Funde macht, die

sie als Kind in Begeisterung versetzt hätten: zwei Vierteldollars, beide mit dem Kopf nach oben. Das bringt viel mehr Glück als Zahl, und zurzeit presst Nic jedes gute Omen aus bis aufs Letzte. Nachdem Nic gestern die Nachrichten gehört hat, ist sie sofort hierher gefahren. Wenn die Münzen schon auf dem Asphalt gelegen haben, hat sie sie im Schein der Taschenlampe nicht bemerkt. Auch heute Morgen, als sie noch bei Dunkelheit zurückkam, sind sie ihr nicht aufgefallen. Sie fotografiert sie erst mit der 35-Millimeter- und dann mit der Polaroidkamera, prägt sich den Fundort ein und macht sich Notizen, wie sie es auf dem Lehrgang in Forensik gelernt hat. Dann zieht sie Gummihandschuhe an, verstaut die Münzen in einer Asservatentüte aus Papier und geht in den Laden.

»Ich muss den Filialleiter sprechen«, teilt sie einer Kassiererin mit, die gerade die Preise einer Einkaufswagenladung Kinderkleidung eintippt, während eine müde

aussehende junge Frau - vielleicht die Mutter
- ihre MasterCard zückt.

Nic muss an Buddys Latzhose denken und bekommt ein schlechtes Gewissen.

»Dort entlang.« Die Kassiererin zeigt auf ein Büro hinter einer hölzernen Schwingtür.

Zum Glück ist der Mann da.

Nic zeigt ihm ihre Dienstmarke. »Ich möchte die genaue Stelle sehen, an der Katherine Bruces Auto gefunden wurde«, beginnt sie.

Der Filialleiter ist jung und freundlich und offensichtlich bestürzt.

»Ich bringe Sie gern hin. Ich weiß genau, wo das ist, schließlich war die Polizei stundenlang hier und hat sich umgeschaut. Dann

haben sie den Wagen abgeschleppt. Es ist schrecklich.«

»Wirklich schrecklich«, stimmt Nic ihm zu, als sie den Laden verlassen. Im Osten zeigt die Sonne allmählich ihr leuchtendes Gesicht. Der schwarze 1999er Maxima von Katherine Bruce hat etwa sieben Meter entfernt von der Stelle gestanden, wo Nic die Münzen gefunden hat.

»Sind Sie ganz sicher, dass das hier war?«

»Ja, natürlich, Ma'am. Das Auto hat genau hier geparkt, fünf Reihen vor dem Eingang. Viele Frauen, die nach Einbruch der Dunkelheit einkaufen gehen, parken in der Nähe des Eingangs.«

Allerdings war das in diesem Fall wenig hilfreich, auch wenn es heißt, dass sich das Opfer offenbar Gedanken um seine Sicherheit gemacht hat. Vielleicht aber auch nicht.

Schließlich wollen die meisten Menschen so nah wie möglich am Eingang eines Ladens parken, sofern sie kein teures Auto fahren und befürchten, dass ihnen jemand die Türen eindellt; doch das sind normalerweise nur Männer. Nic hat noch nie verstanden, warum so viele Frauen sich nicht für Autos oder deren Wartung interessieren. Wenn sie eine Tochter hätte, würde sie dafür sorgen, dass das kleine Mädchen die Namen aller ausländischen Marken kennt. Nic würde ihr sagen, dass sie, wenn sie fleißig ist, vielleicht eines Tages einen Lamborghini fahren kann - dasselbe erzählt sie Buddy, der zahlreiche Modelle von Sportwagen besitzt und diese gern gegen die Wände rollen lässt.

»Ist jemandem an dem Abend, als Katherine Bruce ihren Wagen hier abstellte, etwas Außergewöhnliches aufgefallen? Hat jemand sie bemerkt? Ist irgendetwas beobachtet worden?«, fragt Nic den Filialleiter, als die

beiden nebeneinander dastehen und sich umsehen.

»Nein. Ich glaube, sie ist gar nicht erst bis in den Laden gekommen.«

Der Bell 407 hat die schönste Lackierung, die Lucy je gesehen hat.

Und das sollte er auch. Schließlich ist es ihr eigener Hubschrauber, und sie hat jede Einzelheit, außer den fabrikneuen Teilen, die direkt aus dem Werk stammen, selbst entworfen. Die vier Rotorblätter, der ruhige Motorlauf, die Höchstgeschwindigkeit von 140 Knoten (verdammt gut für einen zivilen Helikopter) und die computergesteuerte Kraftstoffregulierung sind nur ein Teil der Grundausstattung. Hinzu kommen Ledersitze, aufblasbare Schwimmkissen für den Fall eines Triebwerksausfalls über dem Wasser - ein sehr unwahrscheinliches Ereignis -, ein Drahtschneider für plötzliche Kollisionen mit Hochspannungsleitungen (wofür Lucy eigentlich eine viel zu

besonnene Pilotin ist), ein zusätzlicher Treibstofftank, Sturmradar, Luftverkehrsradar und GPS. Selbstverständlich sind alle Instrumente vom Feinsten.

Der Helikopterflugplatz an der 34. Straße liegt auf dem Hudson, auf halbem Weg zwischen der Freiheitsstatue und dem Kriegsschiff *U.S.S. Intrepid*. Auf Heli-Plattform Nummer 2 geht Lucy nun schon zum vierten Mal um ihren Vogel herum, nachdem sie bereits unter der Haube und anhand der Skalen den Ölstand überprüft, nach Öllecks gesucht, die Druckhebel der Filter kontrolliert sowie Ausschau nach Lecks in der Hydraulik gehalten hat, die sie immer an dunkelrotes Blut erinnern. Einer der vielen Gründe, warum sie im Fitnessstudio wie besessen Gewichte stemmt, ist, dass sie die Steuerung mit Muskelkraft bewegen muss, wenn die Hydraulik ausfällt. Eine schwache Frau könnte dabei Schwierigkeiten bekommen.

Liebevoll lässt sie die Hand über den Leitwerksträger gleiten und geht noch einmal in die Hocke, um die Antennen ander Unterseite zu kontrollieren. Dann nimmt sie auf dem Pilotensitz Platz und wünscht, Rudy würde sich beeilen. Ihr Wunsch geht in Erfüllung, als sich die Tür des Verwaltungsgebäudes öffnet. Rudy erscheint mit einer Tasche und trabt auf die Maschine zu. Kurz malt sich Enttäuschung in seinem Gesicht, als er den freien linken Sitz bemerkt, was heißt, dass er wie meistens als Copilot fungieren muss. Er trägt eine Cargohose und ein Polohemd und wirkt attraktiv und sportlich.

»Weißt du was?«, meint er und lässt seinen Vier-Punkte- Gurt einrasten, während Lucy rasch, aber gründlich die Start- Checkliste durchgeht. Sie fängt bei den Unterbrechern und Schaltern an und arbeitet sich bis zu den Instrumenten und dem

Leistungshebel vor. »Du bist verdammt
gierig«, sagt er. »Ein
Hubschrauberschwein.«

»Das liegt daran, dass es mein Hubschrauber ist, Großmaul.« Sie schaltet die Batterie ein. »Sechszwanzig Ampere. Genug Saft. Vergiss nicht, ich habe mehr Flugstunden auf dem Buckel als du - und mehr Zertifikate.«

»Ach, sei schon still«, brummt er freundlich. Wie immer, wenn sie zusammen fliegen, ist er in großzügiger Stimmung. »Links alles klar.«

»Rechts alles klar.«

89

Das Fliegen wird vermutlich seine einzige Chance bleiben, zusammen mit ihr ein Glücksgefühl zu erleben.

Lucy bringt mit ihm nie zu Ende, was sie ohnehin nur selten anfängt. Wenn Rudy nicht verstanden hätte, was hinter ihren Zärtlichkeiten steckte, hätte er sich im Auto nach der Flucht aus dem Radisson in Stettin benutzt gefühlt. Wenn Menschen um Haaresbreite dem Tod entrinnen oder eine sonstige traumatische Erfahrung machen, löst das in den meisten eine ganz einfache Reaktion aus: Sie sehnen sich nach der Wärme eines menschlichen Körpers. Sex bedeutet eine Bestätigung, dass man noch am Leben ist. Er fragt sich, ob er wohl deshalb ständig an Sex denken muss.

Er ist nicht in Lucy verliebt. Das würde er niemals zulassen. Bei ihrer ersten Begegnung vor weiß Gott wie vielen Jahren hatte er sich vorgenommen, sich nicht für sie zu interessieren. Sie stieg aus einem gewaltigen Bell 412, nachdem sie die üblichen publikumswirksamen Manöver durchgeführt hatte, die das FBI verlangt, wenn eine wichtige Persönlichkeit, insbesondere ein Politiker, die Akademie besichtigt. Rudy nahm an, dass dem Justizminister aus Gründen der politischen Korrektheit eine junge, gut aussehende Frau am Steuer vorgeführt werden sollte - und Lucy war die einzige Frau im Geiselnbefreiungsteam.

Rudy starrte sie an, als sie die PS-starken Doppeltriebwerke abschaltete und aus der Maschine stieg. Sie trug einen dunkelblauen Kampfanzug und anthrazitfarbene, knöchelhohe Stiefel. Überrascht von ihrer temperamentvollen Schönheit sah er zu, wie sie selbstbewusst und anmutig vorbeiging, ohne

auch nur im Geringsten männlich zu wirken. Er bekam Zweifel, ob es stimmte, was er über sie gehört hatte. Ihr Körper und ihre Bewegungen zogen ihn an. Sie war geschmeidig wie ein exotisches Tier, wie ein Tiger, dachte er, als sie unbekümmert auf den Justizminister - oder wer sonst zu der Besichtigung gekommen war - zuging und ihm höflich die Hand schüttelte.

Lucy ist zwar sportlich, aber trotzdem ganz Frau, und fühlt sich sehr gut an. Doch Rudy hat gelernt, dass er sich ihrer Anziehung nicht zu sehr hingeben darf. Inzwischen weiß er, wann er sich zurückziehen muss.

Wenige Minuten später hat der Helikopter volle Kraft erreicht; Avionikgeräte und Kopfhörer sind eingeschaltet. Das laute und schnelle Wummern der Rotoren ist die Musik, nach der Lucy und Rudy tanzen und die sie beide lieben. Er spürt, dass Lucys

Stimmung steigt, während sich der Hubschrauber in den Himmel erhebt.

»Wir starten«, sagt sie ins Mikrofon.
»Hudson Abflugkontrolle, Helikopter vier-null-sieben Tango Lima Papa mit Kurs auf Süd an der 34. Straße.«

Am liebsten hat sie den Schwebeflug, und sie kann den Helikopter selbst bei steifem Rückenwind ruhig halten. Lucy dreht den Bug zum Wasser, zieht den Leistungshebel zurück und fliegt los.

90

Scarpetta hat den ersten Flug zum George Bush Intercontinental Airport in Houston erwischt. Wegen des Zeitunterschieds von einer Stunde ist sie um Viertel nach zehn morgens gelandet.

Die Fahrt nach Livingston im Norden hat dann eine weitere angespannte Stunde und vierzig Minuten in Anspruch genommen. Scarpetta hat keine Lust gehabt, ein Auto zu mieten und selbst den Weg zum Gefängnis zu suchen. Eine weise Entscheidung. Sie hat zwar nicht mitgezählt, aber sie sind inzwischen mehrere Male abgebogen. Die längste Etappe - die auf der US-59 - scheint sich eine Ewigkeit hinzuziehen. Scarpettas Gedanken sind abgehackt, als wäre sie eine Rekrutin, die Befehle entgegennimmt.

Sie ist die Sachlichkeit in Person, eine Rolle, in die sie schlüpft, wenn sie vor Gericht aussagen muss, während die Verteidiger wie Raubtiere auf der Lauer liegen und nach ihrem Blut lechzen. Allerdings wird sie nur selten verwundet. Und bis jetzt war es noch nie tödlich. Scarpetta hat sich in die Tiefen ihres analytischen Verstandes zurückgezogen und die ganze Fahrt über geschwiegen. Die Fahrerin ist von der gesprächigen

Sorte, aber Scarpetta hat ihr gleich zu Beginn der Fahrt beim Einsteigen in den schwarzen Lincoln mitgeteilt, dass sie sich nicht unterhalten möchte. Sie müsse arbeiten.

»Wie Sie wünschen«, hat die Frau erwidert. Sie trägt eine schwarze Livree mit Mütze und Krawatte.

»Sie können die Mütze ruhig abnehmen«, meinte Scarpetta.

»Ach, vielen Dank«, antwortete die Fahrerin erleichtert und folgte der Aufforderung sofort. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich dieses Ding hasse. Aber die meisten Fahrgäste wollen, dass ich wie eine richtige Chauffeurin aussehe.«

»Mir wäre es lieber, wenn Sie das nicht täten«, entgegnete Scarpetta.

Vor ihnen ragt das Gefängnis auf, eine moderne Festung, die an einen gewaltigen Frachter aus Beton erinnert. Unterhalb des Flachdaches, auf dem zwei Handwerker gestikulierend ein Gespräch führen und sich umsehen, verläuft eine Reihe von Fenstern wie Schießscharten. Das große, mit Rasen bewachsene Grundstück ist von dicken Rollen rasiermesserscharfen Stacheldrahts umgeben, der in der Sonne funkelt wie Sterlingsilber. Hoch auf den Wachtürmen stehen Wachen und suchen die Umgebung mit Ferngläsern ab.

»Uff«, meint die Fahrerin bei diesem Anblick. »Ich muss zugeben, dass mich das ein bisschen nervös macht.«

»Ihnen passiert schon nichts«, beruhigt sie Scarpetta. »Man wird Ihnen zeigen, wo Sie parken können, und dann bleiben Sie einfach im Auto. Einen Spaziergang würde ich Ihnen allerdings nicht empfehlen.«

»Und was ist, wenn ich zur Toilette muss?«, besorgt sich die Fahrerin und bremst vor einem Wachhäuschen ab, hinter dem die Hochsicherheitszone beginnt. Hier wartet die vielleicht meistgefürchtete Aufgabe, der Scarpetta sich je stellen musste.

»Dann müssen Sie wahrscheinlich jemanden fragen«, erwidert sie geistesabwesend, lässt das Fenster herunter und reicht einem uniformierten Wachmann ihren Führerschein und die Legitimation als Chefpathologin: eine schimmernde

Messingplakette und einen Ausweis in einer schwarzen Hülle.

Als sie ihren Posten in Richmond aufgegeben hat, hat sie sich ebenso schändlich verhalten wie Marino und ihre Dienstmarke behalten. Niemand hat daran gedacht, sie zurückzufordern. Vielleicht hat es auch niemand gewagt. Auch wenn sie offiziell nicht mehr den Posten einer Chefpathologin bekleidet, hat Lucy mit ihren Worten gestern Abend Recht gehabt: Niemand kann Scarpetta wegnehmen, was sie ist und was sie in einem Beruf leistet, den sie immer noch liebt. Sie ist sich ihrer Fähigkeiten bewusst, auch wenn sie das nie laut aussprechen würde.

»Wen möchten Sie besuchen?«, erkundigt sich der Wachmann, nachdem er ihr Führerschein und Ausweise zurückgegeben hat.

»Jean-Baptiste Chandonne.« Der Name bleibt ihr fast im Hals stecken.

Der Wachmann verhält sich angesichts der Umgebung und seiner verantwortungsvollen Aufgabe ziemlich lässig. Nach seiner Art und seinem Alter zu urteilen, arbeitet er schon lange im Justizvollzug und nimmt die bedrückende Welt, die er beim Beginn jeder Schicht betritt, vermutlich gar nicht mehr wahr. Er kehrt in sein Wachhäuschen zurück und konsultiert eine Liste.

»Ma'am«, sagt er, als er wieder herauskommt, und weist auf die Glasfront des Gefängnisses. »Fahren Sie einfach dort hinüber, dann wird Ihnen jemand sagen, wo Sie parken können. Unsere Pressesprecherin holt Sie vor dem Gebäude ab.«

Die texanische Flagge scheint Scarpetta heranzuwinken. Der Himmel besteht aus blauem Glas, die Temperaturen sind eher

herbstlich. Die Vögel plaudern miteinander,
und die Natur lebt, unberührt vom Bösen,
weiter.

Das Leben in Zellenblock A ändert sich nie.

Verurteilte Sträflinge kommen und gehen, die Namen früherer Gefangener versinken in Vergessenheit. Nach Tagen oder vielleicht Wochen - Jean-Baptiste verliert häufig das Zeitgefühl - sind die Namen der Neuen, die eintreffen, um auf den Tod zu warten, untrennbar mit den Zellen verbunden, wo gerade noch ihre Vorgänger, ebenfalls auf den Tod wartend, saßen. Zellenblock A, Zelle 25 ist Biest, der in wenigen Stunden in eine andere Zelle verlegt werden wird. Zellenblock A, Zelle 30 ist Jean-Baptiste. Zellenblock A, Zelle 31, gleich neben Jean-Baptiste, ist Motte. Der nekrophile Mörder, der sich erst rührt, wenn die Lichter abgeschaltet werden, hat zitternde, flatternde Hände und

eine fast graue Haut. Da er am liebsten auf dem Boden schläft, ist seine Sträflingsuniform immer mit Staub bedeckt - wie der Staub auf den Flügeln einer Motte.

Jean-Baptiste rasiert seine Handrücken. Lange Haarwirbel fallen in das Waschbecken aus Edelstahl.

»Also, Haarmonster.« Augen spähen durch das winzige Fenster in der Tür. »Deine Viertelstunde ist gleich vorbei. In zwei Minuten nehme ich dir den Rasierer weg.«

»*Certainement*.« Er schäumt die andere Hand mit billig riechender Seife ein und rasiert weiter, wobei er auf seine Fingerknöchel aufpasst.

Bei den Haarbüscheln in den Ohren wird es schwierig, aber er schafft es.

»Die Zeit ist um.«

Jean-Baptiste spült ordentlich den Rasierer aus.

»Du hast dich rasiert.« Motte spricht sehr leise, so leise, dass die anderen Insassen nur selten ein Wort verstehen.

»*Oui, mon ami.* Und ich sehe recht hübsch aus.«

Der Schlüssel, der an ein Stemmeisen erinnert, wird in den Schlitz unten an der Tür gestoßen, und eine Schublade fährt aus. Der Wachmann weicht zurück, außer Reichweite der bleichen, haarlosen Finger, die den blauen Plastikrasierer hineinlegen.

Motte sitzt da und rollt einen Basketball gegen die Wand, und zwar genau so, dass er immer in einer geraden Linie zu ihm zurückkehrt.

Er ist ein Versager und so schwach, dass ihm das Morden nur Freude bereitete, weil er so Sex mit Toten haben konnte. Tote haben keine Kraft, ihr Blut ist nicht mehr magnetisch. Ein Mensch mit einer schweren Kopfverletzung hingegen kann noch eine Weile weiterleben, lange genug, dass Jean-Baptiste lebendiges Fleisch und Blut beißen und saugen kann, um seinen Magnetismus wieder aufzuladen.

»Ein wunderschöner Tag, findest du nicht?« Mottes leiser Kommentar weht in Jean-Baptistes Zelle, weil er die Ohren hat,

um die kaum vernehmbare Stimme zu hören. »Keine Wolken, aber dann wird es ein wenig Quellbewölkung geben, die am späten Nachmittag nach Süden weiterzieht.«

Motte hat ein Radio und verfolgt wie ein Besessener den Wetterbericht.

»Ich sehe, dass Miss Gittleman ein neues Auto hat, einen niedlichen kleinen BMW-Roadster.«

Da jede Zelle ein Fenster mit Schlitzfenster besitzt, haben die Insassen des Todestrakts Aussicht auf den Parkplatz hinter dem Gefängnis. Und da es sonst nichts zu sehen gibt, starren sie den Großteil des Tages nach draußen. In gewisser Hinsicht handelt es sich bei Mottes Bemerkung um einen Akt der Einschüchterung. Indem er Miss Gittlemans BMW erwähnt, spricht er die schwerste Drohung aus, die ihm in seiner derzeitigen Lage möglich ist. Bestimmt werden die

Wachmänner seine Äußerung gegenüber Kollegen wiederholen, die ihrerseits Miss Gittleman, der jungen und sehr hübschen Pressesprecherin berichten werden, den Häftlingen sei ihr neues Auto aufgefallen. Kein Gefängnismitarbeiter hat es gern, wenn Straftäter, die so böseartig sind, dass sie sogar zum Tode verurteilt wurden, etwas über sein Privatleben erfahren.

Vermutlich ist Jean-Baptiste der einzige Gefangene, der fast nie durch den Schlitz schaut, welcher sich Fenster nennt. Nachdem er sich jedes Fahrzeug inklusive Farbe, Fabrikat, Modell, selbst manche Zulassungsnummern sowie das genaue Aussehen der Besitzer eingeprägt hatte, fand er es sinnlos, in den blitzblauen oder bewölkten Himmel zu starren. Jetzt aber steht er von der Toilette auf, ohne sich die Mühe zu machen, sich die Hose hochzuziehen, und schaut durch das Fenster oben an der Decke. Mottes Beobachtung hat seine Neugier geweckt.

Nachdem er den BMW erkannt hat, setzt er sich wieder auf die Toilette, um nachzudenken.

Er denkt an den Brief, den er der wunderschönen Scarpetta geschrieben hat. Seiner Ansicht nach hat dieser Brief alles verändert, und Jean-Baptiste malt sich aus, wie sie ihn liest und sich seinem Willen unterwirft.

Heute darf Biest vier Stunden lang Besuch von einem Geistlichen und seinen Angehörigen empfangen. Dann wird er die kurze Fahrt nach Huntsville zur Todeskammer zurücklegen.

Und um achtzehn Uhr abends wird er sterben.

Das ändert eine ganze Menge.

Ein gefalteter Zettel wird lautlos unter der rechten Ecke von Jean-Baptistes Tür

durchgeschoben. Er reißt ein Stück Toilettenpapier ab, hebt, wieder ohne seine Hose hochzuziehen, den Zettel auf und kehrt dann zur Toilette zurück.

Biest sitzt fünf Zellen links von ihm entfernt; Jean-Baptiste weiß immer, ob ein Zettel, der von Zelle zu Zelle weitergegeben wird, von Biest stammt. Das gefaltete Papier bekommt eine ganz bestimmte abgeschabte, graue Oberfläche. Innen ist es verschmiert, die Falzstellen sind brüchig vom wiederholten Aufklappen und Zusammenfalten, da jeder Gefangene unterwegs den Brief gelesen hat. Einige Männer haben ihre eigenen Kommentare hinzugefügt.

Jean-Baptiste kauert auf der Edelstahltoilette. Das lange Haar auf seinem Rücken ist vom Schweiß verfilzt, der sein weißes Hemd durchscheinend gemacht hat. Wenn er magnetisiert ist, schwitzt er immer, und er befindet sich in einem magnetischen

Dauerzustand, denn seine Elektrizität fließt durch die Metallgegenstände in seiner Zelle, rast durch das Eisen in seinem Blut und strömt wieder aus ihm hinaus, um den nächsten Kreislauf zu beginnen. Immer wieder, wieder und wieder.

»Heute«, schreibt Biest, der im Grunde genommen Analphabet ist, »wist du dich freun, wen sie mich wekbringen. Wist du mich vermißen? Vielleicht nich.«

Zum ersten Mal versucht Biest nicht, ihn zu beleidigen, auch wenn Jean-Baptiste sicher ist, dass die anderen Gefangenen das Kassiber als Verhöhnung verstanden haben.

Er schreibt zurück: »Du brauchst mich nicht zu vermissen, *mon ami*.«

Biest wird wissen, was Jean-Baptiste damit meint, obwohl er nicht ahnt, was dieser vorhat, um ihn vor seiner Verabredung mit

dem Tod zu bewahren. Schritte hallen auf Metall, als Wärter Vorbeigehen. Jean-Baptiste zerreißt Biests Brief in kleine Fetzen und steckt sie in den Mund.

93

Offenbar hat sich der Mörder gleich nach dem Parken auf die Frau gestürzt, noch ehe sie den Zündschlüssel abziehen konnte.

Nic nimmt an, dass Handtasche und Geldbörse auf dem

Parkplatz weggeworfen und inzwischen, nach zwei Tagen, bestimmt von jemanden mitgenommen worden sind. Und bei diesem Jemand hat sich offenbar leider die Überzeugung durchgesetzt, dass einem etwas, das man findet, automatisch gehört. Da sämtliche Nachrichtensender über Katherine Bruces Entführung berichten, muss der Finder doch wissen, dass er Beweisstücke in seinem Besitz hat. Allerdings wird ein kläglicher Feigling, der seine moralischen Grundsätze der jeweiligen Situation anpasst,

jetzt ganz sicher nicht mehr die Polizei anrufen. Damit würde er nämlich zugeben, dass er Handtasche, Portemonnaie oder beides behalten wollte, bevor sich die Sachen als Eigentum einer Ermordeten entpuppten - vorausgesetzt, dass Katherine tatsächlich ermordet worden ist.

Wenn sie doch noch lebt, dauert es gewiss nicht mehr lange.

Und dann fällt Nic schlagartig ein, dass sich der Finder, falls er die Sachen zurückgeben wollte, sicher bei der allmächtigen Sonderkommission in Baton Rouge gemeldet hat. Und der ist wiederum bestimmt irgendein hirnverbrannter Grund eingefallen, diese Information nicht der Presse und schon gar nicht den Brüdern und Schwestern in Uniform zugänglich zu machen. Nic muss ständig an den Wal-Mart und daran denken, dass sie vielleicht nur wenige Stunden, bevor Katherine Bruce entführt und

wahrscheinlich mit dem Wagen zu demselben Versteck gebracht wurde, wo der Mörder all seine Opfer tötete, auf demselben Parkplatz war.

Nic lässt die - wenn auch weit hergeholte - Möglichkeit nicht los, Katherine Bruce könnte im Wal-Mart gewesen sein, während sie selbst dort den Lockvogel spielte, wie sie es seit ihrer Rückkehr aus Knoxville zu den unterschiedlichsten Uhrzeiten tut.

Die Fernsehnachrichten und alle Zeitungen, die Nic in die Hände bekommen hat, bringen ständig Fotos des hübschen blonden Opfers. Sie kann sich nicht erinnern, eine Frau, die ihr nur im Entferntesten ähnlich sah, bemerkt zu haben, als sie ihr

Stickmuster auswählte, obwohl sie vom Sticken keine Ahnung hat, und Interesse an geschmackloser Unterwäsche vorspiegelte, die sie niemals tragen würde.

Aus irgendeinem Grund muss Nic immer wieder an die merkwürdige Frau denken, die wegen ihres verletzten Knies auf dem Parkplatz gestürzt ist. Etwas war faul an dieser Frau.

Bei Flut können kleinere Boote in Flussläufe hineinfahren, die normalerweise unzugänglich sind und von vernünftigen Menschen meist gemieden werden.

Von Darren Citron weiß man, dass er gern seinen alten Bay Runner anwirft, durch das flache Wasser flitzt, mit knapper Not die Sandbank überwindet und so die Mündung des Baches erreicht, die er sich am jeweiligen Tag ausgesucht hat. Im Moment steht das Wasser ein wenig niedriger, als ihm lieb ist. Als er trotzdem mit voller Kraft in den Blind River hineinbraust, bleibt er beinahe im Schlick stecken, der hier bis zu einem Meter achtzig tief sein kann. Manchmal zieht einem der Schlamm sogar die Schuhe aus, und obwohl Darren es normalerweise schafft, sein Boot wieder flottzumachen, watet er nur

ungern durch Wasser, in dem es von Mokassinschlangen wimmelt.

Darren ist hier geboren. Er ist achtzehn Jahre alt, und seine Haut hat jahrein, jahraus die Farbe gerösteter Erdnüsse. Sein Lebensinhalt sind das Angeln und die Suche nach neuen Revieren für die Alligatorenjagd. Wegen des letzteren Steckenpferds ist Darren bei seinen Mitmenschen nicht sonderlich beliebt. Um einen großen Alligator zu erwischen, dessen Haut, Fleisch und Kopf einen guten Preis einbringen, braucht er ein starkes Seil, einen riesigen Stahlhaken und natürlich einen Köder. Je höher der Köder über dem Wasser baumelt, desto größer muss der Alligator sein, um ihn sich zu schnappen. Die besten Köder sind Hunde. Darren holt sie sich aus Tierheimen in der Umgebung, wo er mit seiner charmanten Art die Mitarbeiter täuscht. Er tut eben, was er muss, und rechtfertigt sein Verhalten damit, dass die Tiere ohnehin eingeschläfert

würden. Auf der Jagd denkt er an den Alligator, nicht an den Köder und wie er ihn sich besorgt hat. Alligatoren beißen nachts an, insbesondere dann, wenn Darren mucksmäuschenstill in seinem Boot sitzt und Tonbandaufnahmen von jaulenden Hunden abspielt. Er besitzt die Fähigkeit, sich innerlich von seinem Köder zu distanzieren und nur an den riesigen Alligator zu denken, der aus dem Wasser springen, die Kiefer zusammenschlagen und am Haken hängen bleiben wird. Dann tritt Darren rasch in Aktion und schießt das Reptil mit einer .22er in den Kopf, damit es sich nicht quält.

Er tuckert durch den Flusslauf, wo Wasserlilien und Schilf wachsen und überall mit Greisenbart überwucherte Zypressen mit seilähnlichen Wurzeln emporragen. Alligatoren verlassen immer wieder das Wasser, insbesondere dann, wenn das Weibchen Eier gelegt hat. Das erkennt man an den Schleifspuren ihrer langen Schwänze. Als Darren

eine besonders interessante Stelle mit einer Menge Spuren erreicht, prägt er sie sich auf seiner geistigen Landkarte ein, um bei günstigen Wetterbedingungen und bei Flut nach Dunkelwerden wiederzukommen.

Entengrütze bedeckt das Wasser wie ein Teppich. Vor ihm steigt ein Blaureiher auf, der sich offenbar durch das Eindringen eines motorisierten Menschen gestört fühlt. Daren hält Ausschau nach Spuren. Schimmernde Libellen folgen ihm. Die Augen von Alligatoren erinnern ihn an winzige, nebeneinander liegende Tunnels, die knapp über die Wasseroberfläche ragen, bis sie bemerken, wie er sie anstarrt. Hinter einer Kurve bemerkt er eine Unmenge von Spuren und ein gelbes Nylonseil, das an einem Baum hängt. Der Köder an dem gewaltigen Stahlhaken ist ein menschlicher Arm.

Heute telefoniert Benton zum ersten Mal seit fünf Jahren mit Senator Frank Lord. Beide benutzen einen Münzfernsprecher. Benton findet die Vorstellung fast komisch, wie der stets so gepflegte und elegant gekleidete Senator auf der Autofahrt von seinem Haus im Norden von Virginia zum Capitol an einer Tankstelle Halt macht und eine Telefonzelle betritt. Benton hat dieses Gespräch arrangiert, nachdem er spät in der letzten Nacht eine unerwartete E-Mail vom Senator erhalten hat.

Ärger, *stand da*. Morgen, 7:15. Nummer hinterlassen.

Benton hat ihm die Nummer der Telefonzelle zurückgemailt, in der er gerade steht und die er gestern Nacht vorsorglich

ausgewählt hat. Wenn möglich, sollte man sich stets für den einfachsten und nahe liegendsten Weg entscheiden. Vor allem, wenn man sich allmählich der Tatsache stellen muss, dass all die kompliziert ausgeklügelten Pläne offensichtlich für die Katz waren.

Benton lehnt an der Wand und behält seinen verbeulten Cadillac im Auge, damit sich ja niemand daran zu schaffen macht. In seinem Kopf läuten sämtliche Alarmglocken. Senator Lord hat ihm gerade mitgeteilt, Scarpetta habe einen Brief in schön geschwungener Handschrift von Chandonne erhalten.

»Woher wissen Sie das?«, erkundigt sich Benton.

»Jaime Berger hat mich gestern Abend angerufen. Zu Hause. Sie war sehr besorgt, Chandonne könnte Scarpetta eine Falle stellen, in die sie hineintappen wird. Berger

verlangt von mir, dass ich helfe und mich einschalte. Die Leute vergessen immer, dass auch mir Grenzen gesetzt sind ... nur meine Gegner tun das nie.«

Der Senator würde am liebsten eine Armee von FBI-Agenten nach Baton Rouge beordern, doch selbst er darf das Recht nicht beugen. Die Sonderkommission Baton Rouge müsste das FBI bitten, sich an den Ermittlungen zu beteiligen, sie also praktisch zu übernehmen. Bei dieser Entführungsserie - oder Mordserie, denn darum handelt es sich schließlich - hat das FBI ein gewaltiges Zuständigkeitsproblem, weshalb es nicht einfach unaufgefordert in die Ermittlungen platzen darf. Schließlich wurde nicht gegen Bundesgesetze verstoßen.

»Unfähige Idioten«, schimpft Senator Lord. »Gottverdammte, verblödete Hinterwäldler.«

»Wir sind nah dran«, sagt Beton in die Sprechmuschel. »Der Brief bedeutet, dass sich die Situation möglicherweise sehr bald aufklären wird. Allerdings nicht so, wie ich es wollte. Es sieht ziemlich übel aus. Aber um mich selbst mache ich mir keine Sorgen.«

»Kann man etwas tun?«

»Ich bin der Einzige, der dazu in der Lage wäre. Doch das hieße, dass ich meine Tarnung aufgeben müsste.«

Eine lange Pause entsteht. Dann versöhnt sich Senator Lord mit diesem Gedanken. »Ja, das denke ich auch. Allerdings gäbe es in diesem Fall kein Zurück mehr. Wir können so etwas nicht noch einmal durchziehen. Wollen Sie wirklich ... ?«

»Ich muss. Der Brief ändert die Dinge dramatisch, und Sie kennen sie ja. Er lockt sie hin.«

»Sie ist schon dort.«

»In Baton Rouge?« Benton bekommt es mit der Angst zu tun. »Texas, sie ist in Texas.«

»Um Himmels willen. Das ist genauso eine Katastrophe. Nein, nein, nein. Diesmal ist der Brief echt. Sie ist in Texas nicht mehr sicher.«

Kurz überlegt Benton, ob Scarpetta Chandonne tatsächlich besuchen wird. Eigentlich hat er das aus taktischen und persönlichen Gründen so gewollt. Doch wenn er ehrlich mit sich ist, hätte er nie erwartet, dass sie es wirklich tut. Ernsthaft nicht. Trotz all seiner Bemühungen. Inzwischen wäre es ratsam, wenn sie einen großen Bogen um Texas

macht. *Verdammt.*»Während wir uns unterhalten, ist sie bereits dort«, erinnert ihn Senator Lord.

»Frank, er wird versuchen auszuberechnen.«

»Ich wüsste nicht, wie. Aus diesem Laden kommt keiner raus, ganz gleich, wie schlau er es auch anstellt. Ich schlage trotzdem sofort Alarm.«

»Dieser Mann ist mehr als schlau. Der Punkt ist, dass er sicher nach Baton Rouge will; sonst würde er sie ja nicht hinlocken. *Ich kenne ihn. Und ich kenne sie.* Sie wird von Texas aus sofort nach Baton Rouge fliegen - sofern er sie nicht vorher schon in Texas abfängt, falls er es schafft, so schnell loszuschlagen, was wir nicht hoffen wollen. Aber sie schwebt so oder so in großer Gefahr. Nicht nur durch ihn, sondern auch durch seine Verbündeten. Und die sind ganz sicher

in Baton Rouge. Gewiss ist sein Bruder dort ... Jetzt ergeben die Morde Sinn. Sein Bruder ist der Täter, und vermutlich hat er eine Komplizin. Da sie noch nicht verhaftet worden ist, nehme ich an, dass er und Bev Kiffin gemeinsam untergetaucht sind.«

»Ist es für gesuchte Verbrecher, die so bekannt sind wie die beiden, nicht sehr riskant, Frauen zu entführen?«

»Er langweilt sich«, erwidert Benton nur.

Das Wachpersonal in der Strafanstalt Polunsky trägt graue Uniformen und schwarze Baseballkappen.

Handschellen baumeln an den Gürteln der beiden Wachmänner, die Jean-Baptiste durch eine Reihe schwerer Türen begleiten. Diese fallen so laut ins Schloss, dass es klingt, als würde eine großkalibrige Pistole in einer Stahlkammer abgefeuert. Jeder Knall verleiht Jean-Baptiste neue Kräfte, als er ungehindert da hinschlendert. Nur seine Hände sind gefesselt. Die vielen Tonnen Stahl rings um ihn herum magnetisieren ihn, bis er strahlt wie die Sonne. Mit jedem Schritt nimmt seine Macht zu.

»Ich kann nicht kapieren, warum jemand ausgerechnet Sie besuchen will«, meint einer der Wachen zu ihm. »Das erste Mal, was?«

Der Wachmann heißt Phillip Wilson und fährt einen roten Mustang mit dem personalisierten Nummernschild **KEYPR**.

KEEPER - Wächter dahinter ist Jean-Baptist schon an seinem ersten Tag hier gekommen.

Er antwortet den Wachmännern nicht, als sie ihn, begleitet von einem gewaltigen Hitzeschwall, durch eine weitere Tür führen.

»Kein einziger Besucher?«, erwidert der zweite Wachmann, Ron Abrams. Er ist ein schlanker Weißer mit schütterem braunem Haar. »Sie sind echt zu bemitleiden, was, Monsieur Chandonne?«, spöttelt er.

Beim Wachpersonal herrscht ständiger Wechsel. Officer Abrams ist neu, und Jean-Baptiste ahnt, dass er sich darum gerissen hat, den berüchtigten Wolfmann zum Besucherbereich zu begleiten. Neue Vollzugsbeamte sind immer neugierig auf Jean-Baptiste. Wenn sie sich erst einmal an ihn gewöhnt haben, ekeln sie sich nur noch vor ihm. Laut Aussage von Motte fährt Officer Abrams einen schwarzen Toyota-Geländewagen. Motte kennt jedes Auto auf dem Parkplatz, ebenso wie jede Aktualisierung des Wetterberichts.

Die Rückseite der winzigen Besucherzelle besteht aus dickem, weiß lackiertem Maschendraht. Officer Wilson schließt auf, nimmt Jean-Baptiste die Handschellen ab und schubst ihn in die Zelle, die mit einem Stuhl, einer Ablagekonsole und einem schwarzen Telefonhörer an einem Metallkabel ausgestattet ist.

»Ich hätte gern eine Pepsi und Schokoladeneclairs, bitte«, sagt Jean-Baptiste durch das Drahtgitter.

»Haben Sie Geld?« »Ich habe kein Geld«, erwidert Jean-Baptiste leise.

»Okay, diesmal tu ich Ihnen den Gefallen, weil Sie noch nie Besuch hatten. Und die Dame, die Sie besuchen will, wäre blöd, wenn sie Ihnen was kaufen würde, Arschloch.« Die unflätige Bemerkung kommt von Officer Abrains.

Durch die Glasscheibe betrachtet Jean-Baptiste den blitzsauberen, großen Raum und glaubt, dass er keine Augen braucht, um die Verkaufsautomaten samt Inhalt und die drei Besucher, die am Telefon mit drei anderen Todestraktinsassen sprechen, zu sehen.

Sie ist nicht hier.

Die Kurve von Jean-Baptistes elektrischer Spannung macht vor Wut einen Ausschlag nach oben.

Wie so oft in Notsituationen werden die besten Bemühungen durch die Kleinigkeiten des Alltags vereitelt.

Für Senator Lord war es noch nie ein Problem, seine Telefonate selbst zu erledigen. Er hat es nicht nötig, sich aus Unsicherheit wichtig zu machen, und findet, dass es schneller geht, wenn man sich selbst einer Sache annimmt, als sie zuerst einem Mitarbeiter zu erklären. Sobald er in der Telefonzelle den Hörer aufgehängt hat, kehrt er zu seinem Auto zurück, fährt weiter nach Norden und telefoniert dabei per Freisprechanlage mit seinem Chefberater.

»Jeff, ich brauche die Nummer des Gefängnisdirektors von Polunsky. Sofort.«

Sich Notizen zu machen, während er sich durch den Berufsverkehr auf der I-95 schlängelt, ist eine besondere Fähigkeit, die sich der Senator schon Vorjahren anzueignen gezwungen war.

Dann gerät er in ein Funkloch und kann seinen Chefberater nicht mehr verstehen.

Obwohl der Senator noch mehrere Male anruft, bekommt er keinen Empfang. Und als es schließlich doch klappt, ist die Mailbox dran, da Jeff ihn seinerseits zu erreichen versucht.

»Leg den Hörer auf!«, ruft der Senator. Doch niemand kann ihn hören.

Zwanzig Minuten später befindet sich eine Sekretärin immer noch auf der Suche nach dem Gefängnisdirektor.

Wie Senator Lord ahnt - denn das ist ihm schon öfter passiert -, glaubt sie eigentlich nicht wirklich, dass sie Senator Frank Lord, einen der mächtigsten Politiker im Land, am Apparat hat. Normalerweise beauftragen wichtige Leute nämlich weniger wichtige Leute damit, ihre Termine zu vereinbaren und Anrufe zu erledigen.

Senator Lord, der sich auf den Verkehr und die Autofahrer konzentrieren muss, hängt nun schon minutenlang in der Warteschleife. Keine Sekretärin, die auch nur einen Funken Verstand hat - oder ahnt, mit wem sie tatsächlich spricht -, würde es wagen, ihn auf Warteschleife zu schalten. Das ist nun der Lohn für seine Bürgernähe und dafür, dass er sich selbst um seine alltäglichen Belange kümmert und zum Beispiel seine Sachen eigenhändig von der Reinigung holt, im Supermarkt einkauft und sogar höchstpersönlich Tische im Restaurant reserviert. Allerdings stößt er dabei häufig auf

das Problem, dass der Restaurantchef die Bestellung nicht aufgeschrieben hat, da er den Anruf für einen schlechten Scherz oder den plumpen Versuch hielt, sich einen besseren Tisch zu erschleichen.

»Tut mir Leid.« Endlich ist die Sekretärin wieder in der Leitung. »Ich kann ihn einfach nicht finden. Er hat heute Vormittag viel zu tun, weil wir am Abend eine Hinrichtung haben. Kann ich ihm etwas ausrichten?«

»Wie ist Ihr Name?«

»Jodi.«

»Nein, Jodi, Sie können ihm nichts ausrichten. Es handelt sich um einen Notfall.«

»Tja«, meint sie zögernd. »Die Rufnummererkennung zeigt nicht an, dass Sie aus Washington anrufen. Schließlich kann ich ihn nicht aus einer wichtigen

Sitzung holen, und dann sind Sie gar nicht der, für den Sie sich ausgeben.«

»Ich habe keine Zeit, mit Ihnen herumzustreiten. Suchen Sie ihn. Mein Gott, hat dieser Mann denn keinen Stellvertreter?«

Wieder gerät Senator Lord in ein Funkloch, und die Verbindung bricht ab. Es dauert eine Viertelstunde, bis er erneut durchkommt. Doch die Sekretärin sitzt nicht mehr an ihrem Platz. Eine andere junge Frau meldet sich, dann ist die Leitung wieder tot.

»Ich habe es satt«, meint Nic zu ihrem Vater.

Vorhin ist sie eigens zum Polizeipräsidium von Baton Rouge, einem alten Backsteingebäude, gefahren, wo sie allerdings nicht weiter kam als bis in die Vorhalle. Als sie meldete, sie sei vielleicht auf Beweise in den Entführungsfällen gestoßen, erschien nach einiger Zeit ein Detective in Zivil und starrte nur auf die Vierteldollarstücke in dem Umschlag. Dann betrachtete er die Polaroidaufnahmen vom Fundort auf dem Wal-Mart-Parkplatz und hörte gelangweilt zu, während Nic ihre Theorie zum Besten gab. Dabei sah er immer wieder auf die Uhr. Nachdem sie ihm die Münzen gegen Quittung ausgehändigt hatte, war sie sicher, dass sie als Witz des Tages würde herhalten müssen,

wenn er in den so genannten Lageraum zurückkehrte.

»Wir ermitteln in denselben Fällen, aber diese Arschlöcher wollen mich einfach nicht anhören. Entschuldige.« Manchmal vergisst Nic, wie sehr ihr Vater Kraftausdrücke verabscheut. »Möglicherweise wissen sie ja etwas, das uns bei unseren Fällen in Zachary weiterbringen würde. Aber nein. Ich soll nur brav alles abliefern. Umgekehrt gilt das noch lange nicht.«

»Du siehst ziemlich müde aus, Nic«, sagt er, während sie Rührei mit Käse und würzige Bratwurstscheiben verspeisen.

Buddy ist mit seinen Spielsachen und dem Fernseher im Traumland.

»Magst du noch Hafergrütze?«, fragt ihr Vater.

»Ich kann nicht mehr. Aber du machst die beste Hafergrütze, die ich kenne.«

»Das sagst du immer.«

»Weil es stimmt.«

»Sei vorsichtig. Die Jungs in Baton Rouge haben was gegen Leute wie dich. Insbesondere gegen Frauen wie dich.«

»Sie kennen mich doch gar nicht.«

»Sie brauchen dich nicht zu kennen, um dich abzulehnen. Sie wollen nämlich, dass alles auf ihr Konto geht. Als ich jung war, hatte man ein Konto beim Lebensmittel-laden an der Ecke, wo man anschreiben ließ und später bezahlte, wenn wieder Geld da war. So musste niemand Hunger leiden. Heutzutage jedoch denkt jeder nur noch an sich. Die Typen in Baton Rouge halten zusammen wie Pech und Schwefel und

wollen die Lorbeeren mit niemandem teilen.«

»Das ist ja ganz was Neues.« Nic bestreicht ein weiteres Brötchen mit Butter.
»Immer, wenn du kochst, esse ich zu viel.«

»Und Leute, die darauf aus sind, unter allen Umständen die Lorbeeren zu kassieren, sind bereit, dafür zu lügen, zu betrügen und zu stehlen«, fährt ihr Vater fort.

»Während immer mehr Frauen sterben.« Nic ist der Appetit plötzlich vergangen; sie legt das Brötchen wieder auf den Teller.
»Wer ist schlimmer? Der Mann, der diese Verbrechen begeht, oder die Männer, die nur belobigt werden wollen, ohne sich für das Opfer oder sonst etwas zu interessieren?«

»Du kannst manche Fehler nicht miteinander vergleichen, Nic«, erwidert er. »Ich bin froh, dass du nicht in Baton Rouge

arbeitest. Dann würde ich mir nämlich noch viel größere Sorgen um dich machen als jetzt. Und zwar nicht wegen des Wahnsinnigen, der da draußen herumläuft, sondern wegen deiner neuen Kollegen.«

Nic sieht sich in der einfach ausgestatteten Küche um, die sie seit ihrer Kindheit kennt. Nach dem Tod ihrer Mutter ist nichts mehr in diesem Haus modernisiert oder renoviert worden. Der Herd ist elektrisch und hat vier Platten. Der Kühlschrank ist ebenso weiß wie die Arbeitsflächen. Eigentlich wollte ihre Mutter die Küche im französischen Landhausstil einrichten und hatte geplant, alte Möbel, blauweiße Vorhänge und vielleicht sogar hübsche Fliesen für die Wände aufzutreiben. Doch sie bekam keine Gelegenheit mehr dazu. Also ist die Küche weiß geblieben, einfach nur weiß. Falls eines der Geräte endgültig den Geist aufgeben sollte, würde ihr Vater sich gewiss weigern, es zu ersetzen, und sich, wenn nötig, jeden Abend

etwas beim Lieferservice bestellen. Es quält Nic, dass sich ihr Vater nicht von der Vergangenheit lösen kann. Stille Trauer und Wut halten ihn in Geiselhaft.

Nic schiebt ihren Stuhl zurück. Als sie ihren Vater auf den Scheitel küsst, treten ihr Tränen in die Augen.

»Ich liebe dich, Papa. Pass gut auf Buddy auf. Ich schwöre dir, dass ich irgendwann noch eine gute Mutter werde.«

»Du bist eine gute Mutter.« Er blickt von seinem Platz am Tisch zu ihr auf und stochert im Rührei herum. »Es geht nicht darum, wie viel Zeit du investierst, sondern was du mit dieser Zeit anfängst.«

Nic denkt an ihre Mutter. Sie hatte nur wenig Zeit, doch jede Minute davon war schön. So erscheint es ihr zumindest im Rückblick.

»Du weinst ja«, sagt ihr Vater. »Willst du mir nicht verraten, was, um Himmels willen, mit dir los ist, Nic?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nicht. Ich kümmerge mich um meinen ganzen Kram, und plötzlich breche ich in Tränen aus. Ich glaube, es ist wegen Mama, wie ich dir schon erklärt habe. Das, was zurzeit hier passiert, erinnert mich an sie oder hat zumindest irgendeine Falltür in meinem Gedächtnis geöffnet. Eine Tür, von deren Existenz ich bis jetzt gar nichts wusste und die hinunter in ein dunkles Loch führt, vor dem ich eine Todesangst habe. Papa, bitte, mach für mich Licht. Bitte.«

Langsam steht er vom Tisch auf. Ihm ist klar, was sie meint. Er seufzt.

»Tu dir das nicht an, Nic«, stößt er hervor. »Schließlich weiß ich nur zu gut, was der Tod deiner Mutter bei mir angerichtet hat.

Ich habe aufgehört zu leben. Das ist dir bestimmt nicht entgangen. Als ich an diesem Tag am frühen Abend nach Hause kam und sah ...« Er räuspert sich und unterdrückt die Tränen. »Ich habe gespürt, wie sich in mir etwas bewegte, so als hätte ich mir einen Muskel im Herzen gezerrt. Warum möchtest du dich mit diesen Bildern belasten?«

»Weil es die Wahrheit ist. Vielleicht sind die Bilder, die ich mir davon mache, sogar schlimmer, weil ich die echten nicht kenne.« Er nickt und seufzt wieder auf. »Geh rauf auf den Speicher. Unter dem Teppichhaufen in der Ecke liegt ein kleiner blauer Koffer. Er gehörte ihr. Sie hatte ihn mit Rabattmarken bezahlt.«

»Ich erinnere mich«, flüstert Nic und denkt an den Tag, als ihre Mutter mit dem blauen Koffer aus dem Haus ging, um nach Nashville zu fahren und dort eine Tante zu

besuchen, die eine Augenoperation gehabt hatte.

»Das Nummernschloss war nie eingestellt, weil sie sagte, sie könnte sich die Zahlen sowieso nicht merken. Es steht noch auf null-null-null, als wäre der Koffer nagelneu.« Wieder räuspert er sich und fährt fort: »Was du suchst, ist da drin. Einige Dinge, die ich eigentlich gar nicht besitzen dürfte. Doch ich war wie du. Ich musste es genau wissen. Da die Tochter des Polizeichefs meine Schülerin war, genoss ich ein paar Privilegien, auch wenn es mir peinlich ist, das zuzugeben. Ich habe ihrem Vater nämlich versprochen, sie besser zu benoten, als sie es verdiente. Sie bekam von mir eine Empfehlung fürs College, die nichts weiter war als eine dicke, fette Lüge. Zur Strafe habe ich das gekriegt, worum ich gebeten hatte«, spricht er weiter. »Aber bring die Sachen bloß nicht nach unten. Ich will sie nie wieder sehen.«

99

Die stellvertretende Pressesprecherin Jayne Gittleman entschuldigt sich überschwänglich, weil sie Scarpetta hat warten lassen.

Eine Viertelstunde lang stand Scarpetta vor der Eingangstür, direkt unter dem Schild mit der Aufschrift *Justizvollzugsanstalt Alan AB. Polunsky*, und schwitzte in der heißen Sonne. Nach der Reise fühlt sie sich schmutzig und zerknittert. Sie ist mit ihrer Geduld fast am Ende, obwohl sie sich vorgenommen hat, sich ihre Gefühle nicht anmerken zu lassen. Sie will die Sache unbedingt und endlich, endlich hinter sich bringen.

»Ständig rufen Journalisten an, weil wir heute Abend eine Hinrichtung haben«, erklärt Jayne Gittleman.

Sie reicht Scarpetta einen Besucherausweis; Scarpetta heftet ihn an das Revers des Hosenanzugs, den sie seit ihrer Abreise aus Florida in verschiedenen Flugzeugen getragen hat. Der Hosenanzug ist schwarz; gestern Abend hatte sie nach ihrem Abschied von Lucy endlich Zeit, ihn in ihrem Zimmer im New Yorker Melrose Hotel zu bügeln. Lucy hat keine Ahnung, wo sich ihre Tante jetzt befindet. Wenn Scarpetta es erwähnt hätte, hätte Lucy versucht, sie aufzuhalten, oder darauf bestanden, sie zu begleiten. Scarpetta ist das Risiko eingegangen, nach Westen aufzubrechen, ohne einen Termin zu vereinbaren. Sie hatte keine Wahl, als nach ihrer Landung in Houston die Strafanstalt anzurufen. Ihre Zuversicht, dass Chandonne bereit sein würde, sie zu sehen, wurde belohnt, wodurch sie zu der unangenehmen

Erkenntnis gelangte, dass sie auf seiner Besucherliste steht. Allerdings hat sein schlechter Scherz zumindest einen positiven Nebeneffekt. Sie ist hier. Und vielleicht ist es sogar das Beste, dass er so weniger Zeit hatte, sich auf ihren Besuch vorzubereiten.

Nachdem das Wachpersonal Scarpettas Ausweis kontrolliert hat, führt Miss Gittleman sie durch eine Reihe knallender Stahltüren und durch einen Garten mit Picknicktischen und Sonnenschirmen, die offenbar für die Mitarbeiter gedacht sind. Man lässt sie fünf Türen mit elektronischen Schlössern passieren; der Fußmarsch ist kürzer, als Scarpetta lieb ist. Denn inzwischen ist sie zu dem Besorgnis erregenden Schluss gelangt, dass sie nicht hätte herkommen dürfen. Chandonne führt etwas mit ihr im Schilde, und sie wird diesen Besuch noch bereuen, da er auf diese Weise kriegt, was er will, während sie sich zum Narren macht.

Ihre Schritte hallen laut durch den Besucherraum, und sie ist sich ihres Aussehens deutlich bewusst, als sie über den glänzenden Fliesenboden geht. Da die Auswirkungen von Kleidung und Verhalten auf die Psyche für sie eine wichtige Rolle spielen, findet sie, dass ihr heutiger Auftritt gar nicht zu ihr passt und sogar peinlich ist. Ihr wäre es lieber gewesen, makellos gepflegt und in einem Geschäftskostüm - am besten mit Nadelstreifen - hier zu erscheinen; dazu eine weiße Bluse mit Manschettenknöpfen. Sie ahnt zwar, dass die Herstellung von Hierarchie durch Kleidung diesem Schwein, das versucht hat, sie umzubringen, nicht unbedingt die richtige Botschaft vermitteln würde - doch sie selbst hätte sich dadurch weniger angreifbar gefühlt.

Ihr werden die Knie weich, als sie Jean-Baptiste Chandonne in Kabine 2 sitzen sieht. Glatt rasiert, sogar an Händen und Kopf, hat er es sich hinter der Scheibe gemütlich

gemacht, trinkt Pepsi, verspeist ein Schokoladeneclair und tut so, als wäre sie nicht vorhanden.

Sie starrt ihn unverhohlen an, weigert sich, sein Spiel mitzumachen, und ist erstaunt, dass er sich rasiert und weiß gekleidet hat. Er ist zwar immer noch hässlich, wirkt aber ohne seine langen, gewellten Flaumhaare, die ihm bei ihrer letzten Begegnung in schmutzigen, verfilzten Fransen ins Gesicht hingen, fast normal. Er trinkt einen Schluck Pepsi und leckt sich die Finger, als Scarpetta ihm gegenüber Platz nimmt und zum Telefon greift.

Chandonnes asymmetrische Augen huschen umher, und er schenkt ihr sein Baracudalächeln. Seine Haut ist weiß wie Pergament. Sie bemerkt seine durchtrainierten, muskulösen Arme und stellt fest, dass er die Ärmel seines weißen Hemds abgerissen hat. Und dann sieht sie die grässlichen Haare, die

auf den Armlöchern und dem Halsausschnitt ragen. Offenbar hat er nur die Körperstellen rasiert, die nicht von Kleidung bedeckt werden.

»Wie nett«, sagt sie kühl in den Hörer.
»Sie haben sich für mich herausgeputzt.«

»Aber natürlich. Es ist reizend von Ihnen, zu kommen. Ich wusste, dass Sie es tun würden.« Seine milchigen Augen scheinen nichts wahrzunehmen, als sie sich kurz auf sie richten.

»Haben Sie sich selbst rasiert?«

»Ja. Heute. Nur für Sie.«

»Ziemlich schwierig, wenn man nichts sieht«, gibt sie mit ruhiger, kräftiger Stimme zurück.

»Ich brauche zum Sehen keine Augen.« Er fährt mit der Zunge über einen kleinen, scharfen Zahn und greift nach der Pepsi.
»Was halten Sie von meinem Brief?«

»Was soll ich denn davon halten?«

»Natürlich sollen Sie denken, dass ich ein Künstler bin.«

»Haben Sie das Schönschreiben im Gefängnis gelernt?«

»Ich hatte schon immer eine schöne Schrift. Als meine Eltern mich als unschuldigen *petit garçon* in den Keller verbannten, hatte ich sehr viel Zeit, mein Talent zu entwickeln.«

»Wer hat den Brief für Sie abgeschickt?«
Scarpetta beherrscht mit ihren Fragen das Gespräch.

»Mein lieber verstorbener Anwalt.« Chandonne schnalzt mit der Zunge. »Ich weiß beim besten Willen nicht, warum er Selbstmord begangen hat. Aber vielleicht hat es ja etwas Gutes. Er war nichts wert. Das liegt in seiner Familie.«

Scarpetta bückt sich und nimmt Notizblock und Stift aus der Handtasche. »Sie sagten, Sie hätten Informationen für mich. Deshalb bin ich hier. Wenn Sie nur plaudern wollen, gehe ich auf der Stelle. Ich habe kein Interesse an einem Freundschaftsbesuch bei Ihnen.«

»Der andere Teil der Abmachung, Madame Scarpetta«, fährt er fort, während seine schief sitzenden Augen weiter durch den Raum huschen, »betrifft meine Hinrichtung. Werden Sie es tun?«

»Das macht mir keine Probleme.«

Er lächelt und scheint erfreut. »Erzählen Sie mal.« Er stützt das Kinn in die Hand. »Wie wird das denn so sein?«

»Schmerzlos. Eine Infusion mit Natriumthiopental, einem Beruhigungsmittel, und Pankuroniumbromid, einem Muskelentspanner. Kaliumchlorid führt zum Herzstillstand.« Sie beschreibt den Vorgang sachlich, während er gebannt lauscht. »Interessanterweise ziemlich preiswerte Medikamente, was eigentlich auch passt, wenn man den Zweck bedenkt. Der Tod tritt in wenigen Minuten ein.«

»Und ich werde nicht leiden, während Sie mir das antun?«

»Sie werden niemals so leiden, wie Sie Ihre Opfer haben leiden lassen. Sie schlafen sofort ein.«

»Dann versprechen Sie mir also, ganz zum Schluss meine Ärztin zu sein?« Er beginnt, die Pepsi-Dose zu liebkosen. Der abscheulich lange Nagel am rechten Daumen ist mit Schokolade verkrustet, die vermutlich von dem Eclair stammt.

»Ich werde tun, was Sie verlangen, wenn Sie bereit sind, der Polizei zu helfen. Was sind das für Informationen?«

Er nennt ihr Namen und Orte, die ihr alle nichts bedeuten. Während sie zwanzig Seiten in ihrem Notizblock vollschreibt, wächst ihr Argwohn, dass er nur mit ihr spielen könnte. Die Informationen sind sinnlos. Vielleicht.

In einer Pause, in der er beschließt, gemächlich den Rest seines Eclairs zu verspeisen, fragt sie: »Wo sind Ihr Bruder und Bev Kiffin?«

Als er sich Hände und Mund am Hemd abwischt, tanzen seine sehnigen Muskeln bei jeder Bewegung. Chandonne ist stark und beängstigend behände. Sie versucht, die Erinnerung an jene Nacht in ihrem Haus wegzuschieben, als dieser Mann, von dem sie jetzt nur eine Glasscheibe trennt, versucht hat, sie totzuschlagen. Dann wieder sieht sie das Gesicht von Jay Talley, der sie getäuscht und anschließend auch tötlich angegriffen hat. Dass beide zweieiigen Zwillingenbrüder von dem Wunsch besessen sind, sie umzubringen, bleibt für Scarpetta weiter unverständlich. Sie kann es nicht wirklich glauben, und es erstaunt sie, dass sie, während sie Jean-Baptiste anstarrt, nur noch die feste Entschlossenheit verspürt, die Schrecken der Vergangenheit zu vergessen. In diesem Gefängnis kann er ihr nichts anhaben. Und in ein paar Tagen wird er tot sein.

Er verrät ihr nichts über Jay Talley und Bev Kiffin.

Stattdessen erwidert er: »Rocco hat ein kleines Chateau in Baton Rouge. Es ist ein altes Haus in einem sanierten Viertel in Innenstadtnähe, wo viele Homosexuelle leben. Ich war schon oft dort.«

»Kennen Sie eine gewisse Charlotte Dard aus Baton Rouge?«

»Natürlich. Sie war meinem Bruder nicht schön genug.«

»Hat Rocco Caggiano sie ermordet?«

»Nein.« Chandonne seufzt auf, als würde ihm allmählich langweilig. »Wie ich schon sagte - Sie müssen mir einfach besSER zuhören - sie war meinem Bruder nicht schön genug. Der Rote Stab.« Er schenkt ihr ein abscheuliches Grinsen mit offen

stehendem Mund, während sein Blick weiter ziellos umherhuscht. »Wissen Sie, dass alles, was Sie sind, an Ihren Händen sichtbar wird?«

Scarpettas Hände befinden sich auf ihrem Schoß und halten Notizblock und Stift. Er spricht über ihre Hände, als könnte er sie sehen, und dennoch schweifen seine Augen umher wie bei einem Blinden.

Simulant.

»Gott versieht die Hände aller Menschensöhne mit Zeichen, damit alle Menschensöhne ihre eigenen Werke erkennen. Jedes Werk des Verstandes hinterlässt ein Zeichen auf der Hand und formt diese, sodass sie zum Maßstab der Intelligenz und Kreativität wird.«

Sie lauscht und fragt sich, ob er auf etwas Wichtiges hinauswill.

»In Frankreich finden sich hauptsächlich Künstlerhände. So wie meine.« Er hält eine rasierte Hand hoch und spreizt die langen, spitz zulaufenden Finger. »Und wie Ihre, Madame Scarpetta. Sie haben die elegante Hand einer Künstlerin. Und nun wissen Sie, warum ich die Hände nie anrühre. >Die Psychonomie der Hand< oder >Die Hand als Gradmesser geistiger Entwicklung.< Monsieur Richard Beamish. Ein ausgezeichnetes Buch mit vielen Zeichnungen lebendiger Hände, falls Sie es auftreiben können. Doch leider wurde es 1865 verfasst und steht nicht in Ihrer Stadtbücherei. Zwei Zeichnungen entsprechen Ihnen genau. Die quadratische Hand, elegant, aber stark. Und die Künstlerhand, gelenkig, flexibel und ebenfalls elegant. Allerdings weist sie eher auf einen impulsiven Charakter hin.«

Scarpetta antwortet nicht.

»Impulsiv. Hier sind Sie. Unangemeldet. Einfach so. Ein ziemlich nervöser Typ. Aber sanguinisch.«

Er lässt sich das Wort *sanguinisch* auf der Zunge zergehen; in der antiken Temperamentenlehre bedeutete es, dass das Blut als das dominierende Element gilt. Sanguiniker sind angeblich lebensbejahende und fröhliche Menschen. Scarpetta ist im Moment alles andere als das.

»Sie sagten, Sie rühren die Hände nicht an. Eine Erklärung dafür, warum Sie den Frauen, die Sie abgeschlachtet haben, nie in die Hand beißen«, erwidert sie ausdruckslos.

»Die Hände sind Verstand und Seele. Niemals würde ich die Manifestation dessen, was ich bei meinen Auserwählten freisetzen will, beschädigen. An den Händen lecke ich nur.«

Offenbar hat er es darauf abgesehen, Scarpetta abzustößen und zu demütigen. Aber sie ist noch nicht fertig mit ihm.

»In die Fußsohlen haben Sie sie auch nicht gebissen«, erinnert sie ihn.

Achselzuckend spielt er mit seiner Pepsi-Dose herum, die schon beim letzten Hinstellen leer geklungen hat. »Füße sind für mich nicht von Interesse.«

»Wo sind Jay Talley und Bev Kiffin?«, fragt sie noch einmal.

»Ich werde müde.«

»Warum wollen Sie Ihren Bruder schützen, obwohl er Sie Ihr ganzes Leben lang so schlecht behandelt hat?«

»Ich bin mein Bruder«, lautet seine für sie unverständliche Antwort. »Also erübrigt sich

jetzt, nachdem Sie mich gefunden haben, die Suche nach ihm. Und nun bin ich sehr müde.«

Jean-Baptiste reibt sich den Bauch und zuckt zusammen, während seine Augen weiterschweifen. »Ich glaube, mir wird übel.«

»Wenn Sie mir nichts mehr zu sagen haben, gehe ich.«

»Ich bin blind.«

»Sie sind ein Simulant«, erwidert Scarpetta.

»Sie haben mir die körperliche Sehkraft genommen, aber erst, nachdem ich Sie *gesehen* hatte.« Er fährt sich mit der Zunge über die spitzen Zähne. »Erinnern Sie sich an Ihr reizendes

Zuhause mit der Dusche in der Garage? Als Sie von einem Tatort am Hafen von Richmond zurückkamen, sind Sie in die Garage gegangen, um sich umzuziehen und zu desinfizieren, und Sie haben dort geduscht.«

Vor Wut und Demütigung krampft sich alles in ihr zusammen. Sie hatte eine zerfallende, verwesende Leiche in einem Frachtcontainer untersucht. Und ja, sie ist anschließend so vorgegangen wie immer: Sie hat den Schutzoverall und die Stiefel ausgezogen, alles in einem dicken Plastiksack verpackt und diesen im Kofferraum ihres Wagens verstaut. Dann ist sie nach Hause gefahren. In der Garage, die ganz und gar keine gewöhnliche Garage war, hat sie die Kleidung vom Tatort in ein Industriewaschbecken aus Edelstahl geworfen. Danach hat sie sich ausgezogen und geduscht, um den Tod auf keinen Fall in ihr Haus einzuschleppen.

»Das kleine Fenster in Ihrer Garagentür. Ganz ähnlich wie das kleine Fenster meiner Zelle«, spricht er weiter. »Ich habe Sie gesehen.«

Wieder der unstete Blick und das Fischmaulgrinsen.

Seine Zunge blutet.

Scarpettas Hände sind kalt. Ihre Füße werden taub. An den Armen und im Nacken stellen sich ihr die Haare auf.

»*Nackt.*« Er genießt das Wort und saugt an seiner Zunge. »*Ich habe Sie beim Ausziehen beobachtet. Ich habe Sie nackt gesehen.* So eine Freude, wie ein guter Wein. Damals waren Sie ein Burgunder, rund, kräftig und komplex; man muss ihn trinken, nicht nur daran nippen. Heute sind Sie ein Bordeaux, denn Sie sind schwerer geworden, wenn Sie sprechen. Nicht körperlich, das

glaube ich zumindest nicht, doch um das festzustellen, müsste ich Sie nackt sehen.« Er presst die Hand gegen die Scheibe, eine Hand, die andere Menschen zu Knochensplittern und Brei geschlagen hat. »Natürlich ein Rotwein. Sie sind immer...«

»Es reicht!«, ruft Scarpetta, als ihre Wut wie ein wild gewordener Eber aus der Deckung stürmt. »Halten Sie den Mund, Sie wertloses Stück Dreck!« Sie beugt sich näher zur Scheibe vor. »Ich weigere mich, Ihnen als Vorlage zur Selbstbefriedigung zu dienen und mir Ihr Gequatsche weiter anzuhören. Es *interessiert* mich nicht. *Und es ist mir auch egal, ob Sie mich nackt gesehen haben.* Glauben Sie, Sie könnten mich einschüchtern, indem Sie hier Ihre Abenteuer als Spanner oder Ihre Meinung über meinen Körper ausbreiten? Denken Sie, es kümmert mich, ob Sie meinetwegen blind sind? Schließlich haben Sie ja versucht, mich mit

einem gottverdammten Hammer zu erschlagen!«

Plötzlich dreht Jean-Baptiste sich zum Maschendraht hinter sich um.

»Wer ist da?«, flüstert er.

Scarpetta legt den schwarzen Telefonhörer auf und geht davon. »*Wer ist da!*«, schreit er.

100

Jean-Baptiste hat ein Faible für Handschellen.

Die dicken Stahlbänder um seine Handgelenke sind mit magnetischer Kraft aufgeladene Ringe. Macht durchströmt ihn. Inzwischen ist er wieder ganz ruhig und sogar in Plauderstimmung, als die Wachmänner Abrams und Wilson ihn durch die Flure führen. An jeder Stahltür bleiben sie stehen, halten ihre Dienstausweise hoch und zeigen ihre Gesichter im Glasfenster. Dann entriegelt der Wachmann auf der anderen Seite das elektronische Schloss, und die Reise geht weiter.

»Sie hat mich sehr aufgeregt«, sagt Jean-Baptiste mit leiser Stimme. »Ich bedaure meinen Ausbruch. Sie hat mir das Augenlicht

genommen, und jetzt weigert sie sich zu sagen, dass es ihr Leid tut.«

»Ich weiß nicht, warum sie einen Haufen Scheiße wie Sie überhaupt besucht hat«, merkt Officer Abrams an. »Wenn jemand das Recht hat, sich aufzuregen, dann doch eher sie, nach allem, was Sie ihr antun wollten. Ich habe darüber gelesen und weiß, was für ein mieser Typ Sie sind.«

»Jetzt bin ich innerlich ganz ruhig«, entgegnet Jean-Baptiste bescheiden. »Aber mir ist übel.«

Die Wachmänner bleiben an einer weiteren Tür stehen, wo Abrams seinen Dienstausschweis ins Glasfenster hält. Sie gehen weiter. Jean-Baptiste wendet das Gesicht ab, starrt zu Boden und sieht keinen der Wachmänner an, die sie immer tiefer ins Innere des Gefängnisses vorlassen.

»Ich esse Papier«, gesteht Jean-Baptiste. »Das ist eine Marotte von mir. Und heute habe ich viel Papier gegessen.«

»Haben Sie sich selbst Briefe geschrieben?«, höhnt Abrams. »Kein Wunder, dass Sie so viel auf dem Klo sitzen.«

»Das ist wahr«, sagt Jean-Baptiste. »Doch diesmal ist es schlimmer. Ich fühle mich schwach und habe Bauchschmerzen.«

»Das geht vorbei.«

»Keine Sorge. Wenn nicht, bringen wir Sie auf die Krankenstation.« Diesmal antwortet Officer Wilson. »Dort kriegen Sie dann einen Einlauf. Das gefällt Ihnen sicher.«

In Zellenblock A hallen die Stimmen der Häftlinge vom Beton und vom Stahl wider. Der Lärm ist nervenzermürend, und Jean-Baptiste hat ihn all die Monate lang nur

deshalb ertragen, weil er selbst entscheidet, was er hören will und was nicht. Wenn das nicht geht, macht er sich davon, normalerweise nach Frankreich. Doch heute wird er die Reise nach Baton Rouge antreten, um seinen Bruder wieder zu sehen. Dabei ist er selbst sein Bruder. Und diese Tatsache verwirrt ihn.

Wenn Jean-Baptiste bei seinem Bruder ist, erlebt er dessen Existenz, die sich stark von seiner unterscheidet. Sind sie hingegen getrennt, ist Jean-Baptiste sein Bruder, und ihre jeweiligen Rollen bei einer Eroberung vereinen sich zu einem Akt der

Verzückung. Jean-Baptiste spricht die schöne Frau an, und sie begehrt ihn, verzehrt sich womöglich nach ihm. Sie schlafen miteinander. Dann entlässt er sie in die Ekstase, und wenn das vollbracht und sie frei ist, ist Jean-Baptiste mit ihrem Blut bedeckt. Auf seiner Zunge prickeln der Geschmack

ihrer salzigen Süße und der metallische Nachklang des Eisens, das er braucht. Später schmerzen manchmal seine Zähne, und er hat die Angewohnheit, sein Zahnfleisch zu massieren und sich wie ein Besessener zu waschen.

Jean-Baptistes Zelle kommt in Sicht. Er wirft einen Blick in die Wachstation, wo heute eine Frau sitzt. Sie ist zwar ein Hindernis, aber kein unüberwindliches. Niemand kann ständig alles, was geschieht, im Auge behalten. Als Jean-Baptiste langsam, ganz langsam weitergeht und sich den Bauch hält, bemerkt sie ihn kaum. Der frühe Nachmittag gehört Biest. Gerade empfängt er in der Sonderzelle, einem um einiges angenehmeren Ort, wo man seine Verwandten und Geistliche sehen darf, am anderen Ende des Zellenblocks Besuche. Da sich die Gäste schon seit drei oder vier Stunden die Klinke in die Hand geben, muss die Frau an der Schalttafel besonders auf der Hut sein, denn

Biest könnte schließlich durchdrehen. Warum auch nicht? Er hat ja nichts mehr zu verlieren.

Die Tür der Zelle besteht aus Gitterstäben, sodass die Wachmänner in der Lage sind, jede von Biests Bewegungen zu beobachten. So können sie sichergehen, dass der Häftling den traurigen, gütigen Menschen, die ihn besuchen, wirklich nichts antut. Biest wirft Jean-Baptiste durch die Gitterstäbe einen Blick zu, und zwar im selben Moment, als die Frau in der Wachstation Jean-Baptistes Zellentür entriegelt und Officer Abrams und Officer Wilson ihm die Handschellen abnehmen.

Da fängt Biest an zu brüllen, umklammert kreischend und fluchend die Gitterstäbe der Zelle und springt auf und ab. Sofort drehen sich alle zu ihm um. Jean-Baptiste packt die Wachmänner Abrams und Wilson an ihren dicken Ledergürteln, und zwar mit einem

solchen Ruck, dass sie den Boden unter den Füßen verlieren. Ihre Schreckensschreie mischen sich mit dem ohrenbetäubenden Radau, der im Zellenblock ausbricht, während Jean-Baptiste seine beiden Bewacher links neben der massiven Tür gegen die Zellenwand knallt. Die Tür lehnt er nur an, damit sie ihm nicht ins Schloss fällt. Dann sticht er den Wachmännern mit seinem langen, schmutzigen Daumennagel die Augen aus und zerquetscht ihnen mit seinen magnetisierten Händen die Luftröhre. Ihre Gesichter laufen dunkelblau an, und ihr Zappeln lässt rasch nach. Jean-Baptiste hat sie praktisch ohne Blutvergießen getötet. Nur ein kleines Rinnsal läuft aus ihren Augen, und Officer Wilson hat eine Platzwunde am Kopf.

Jean-Baptiste zieht Officer Abrams die Uniform aus und schlüpft hinein. Das Ganze dauert nur ein paar Sekunden. Danach drückt er die schwarze Kappe tief in sein

Gesicht und setzt die Brille des Toten auf. Nachdem er die Zelle verlassen hat, schließt er die Tür mit einem weiteren lauten metallischen Knall, während Biest weiter hinten am Gang mit dem Wachpersonal kämpft. Als Biest eine Ladung Pfefferspray abkriegt, schreit er auf und widersetzt sich noch heftiger; diesmal braucht er nicht einmal zu schauspielern.

Jean-Baptiste durchschreitet Tür um Tür, indem er Officer Abrams' Dienstausweis hochhält. So sicher ist er sich des Erfolgs, dass er ganz ruhig ist und sogar ein wenig geistesabwesend wirkt, als die Wachleute die Türen für ihn entriegeln. Jean-Baptistes Füße berühren kaum den Boden, er glaubt zu schweben, als er als freier Mann aus dem Gefängnis spaziert und Officer Abrams' Autoschlüssel aus der Tasche kramt.

Im George Bush Intercontinental Airport hat sich Scarpetta an die Wand gelehnt, damit sie niemandem im Weg steht.

Sie trinkt schwarzen Kaffee, obwohl sie weiß, dass sie das besser nicht tun sollte. Der Appetit ist ihr vergangen; als sie sich vor einer knappen Stunde einen Hamburger gekauft hat, bekam sie keinen Bissen hinunter. Vom Koffein zittern ihre Hände. Ein Gläschen Scotch würde sie sicher beruhigen, aber sie wagt es nicht, und die Linderung wäre außerdem nur vorübergehend. Sie muss jetzt einen klaren Kopf behalten und die Stresssituation ohne schädliche Hilfsmittel meistern.

Bitte, geh ans Telefon, fleht sie lautlos.

Es läutet drei Mal. »Ja?«

Marino sitzt in seinem dröhnenden Pickup.

»Gott sei Dank«, ruft sie aus und dreht den anderen Fluggästen, die zielstrebig an ihr Vorbeigehen oder zu ihren Flugsteigen eilen, den Rücken zu. »Wo, in Gottes Namen, hast du gesteckt? Seit Tagen versuche ich, dich zu erreichen. Das mit Rocco tut mir Leid ...«

Um Marino willen meint sie das ernst.

»Ich will nicht darüber reden«, erwidert er mit gedämpfter Stimme und niedergeschlagener als bei ihm üblich. »Ich war in der Hölle, wenn du es genau wissen willst. Wahrscheinlich habe ich meinen eigenen Rekord im Bourbontrinken und Nicht-ans-Scheißtelefon-Gehen gebrochen.«

»Oh nein. Hast du dich wieder mit Trixie gestritten? Ich habe dir doch gesagt, was ich ...«

»Ich will nicht, darüber reden«, wiederholt er. »Nimm's mir nicht übel, Doc.«

»Ich bin in Houston«, teilt sie ihm mit.

»Oh Scheiße.«

»Ich war bei ihm. Und habe mir Notizen gemacht. Vielleicht ist ja alles gar nicht wahr. Aber er sagte, Rocco hätte ein Haus in einem Schwulenviertel besessen. In Baton Rouge. Wahrscheinlich ist das Haus nicht auf seinen Namen eingetragen. Aber die Nachbarn müssen ihn kennen. Im Haus könnten eine Menge Beweismittel sein.«

»Themawechsel, falls du in letzter Zeit keine Nachrichten gehört hast: In einem der Flussläufe dort hat man einen Frauenarm

gefunden«, verkündet Marino. »Man führt gerade eine DNS-Analyse durch. Möglicherweise handelt es sich um die letzte Vermisste, Katherine Bruce. Wenn ja, ist der Täter offenbar am Durchdrehen. Der Arm wurde in einem Flusslauf des Blind River entdeckt, der in den Lake Maurepas mündet. Der Kerl muss sich hier in den Bayous gut auskennen. Es heißt, dieser Flusslauf sei nicht leicht zugänglich. Man muss also wissen, wo er ist, und es verirrt sich deshalb kaum jemand dorthin. Der Täter hat den Arm als Alligatoren-Köder benutzt und ihn mit einem Haken an einem Seil befestigt.«

»Vielleicht wollte er ihn nur wegen des Schockeffekts ausstellen.«

»Das glaube ich nicht«, erwidert Marino.

»Ganz gleich, was seine Absicht war, du hast Recht: Er steigert seine Methoden.«

»Vermutlich sieht er sich schon nach dem nächsten Opfer um, während wir uns hier unterhalten«, meint er.

»Ich bin unterwegs nach Baton Rouge«, sagt Scarpetta.

»Ja, das habe ich mir gedacht.« Marinos Stimme ist wegen des dröhnenden V-8-Motors kaum zu hören. »Und das alles, um bei den Ermittlungen wegen einer Drogentoten von vor acht Jahren zu helfen.«

»Es geht bestimmt um mehr als nur eine Überdosis, Marino, und das weißt du ganz genau.«

»Egal, was dahinter steckt, du bist dort nicht sicher. Und deshalb fahre ich auch hin. Ich sitze schon seit Mitternacht im Auto und muss alle paar Minuten anhalten, um mir einen Kaffee zu besorgen. Und kurz darauf halte ich wieder an, weil ich aufs Klo muss.«

Widerstrebend erzählt Scarpetta ihm von Roccas Verbindung zum Fall Charlotte Dard, nämlich dass er der Verteidiger des Apothekers war, der der Tat verdächtigt wurde.

Offenbar hat Marino ihr nicht richtig zugehört.

»Ich habe noch etwa zehn Stunden Fahrt vor mir. Und irgendwann muss ich auch mal schlafen. Das heißt, wir sehen uns wahrscheinlich erst morgen«, erklärt er.

Jay erfährt von der Flucht seines Mutantenbruders aus dem Radio.

Er weiß nicht genau, was er davon halten soll, als er schwitzend in der Fischerhütte sitzt. Sein Schädel dröhnt, und seine Schönheit ist nicht mehr ganz das, was sie vor einer Woche noch war. Wie an allem anderen gibt er Bev die Schuld daran. Je öfter sie zum Festland fährt, desto häufiger werden die Biervorräte nachgefüllt. Früher ist Jay wochenlang oder sogar einen Monat ohne Bier ausgekommen. In letzter Zeit ist der Kühlschrank nie mehr leer.

Dem Alkohol zu widerstehen, war schon immer eine Herausforderung für ihn, seit er als Junge in Frankreich Bekanntschaft mit gutem Wein gemacht hat. Weine für die

Götter, wie sein Vater es auszudrücken pflegte. Als freier Mann, der über sein Leben ganz und gar selbst bestimmen konnte, hat Jay in Maßen getrunken, verkostet und genossen. Inzwischen jedoch ist er von billigem Bier abhängig. Seit Bevs letzter Einkaufsexpedition hat er einen Kasten pro Tag getrunken.

»Ich glaube, ich muss bald wieder los, um was zu besorgen«, meint Bev und starrt auf seinen hüpfenden Adamsapfel, als er eine Dose ansetzt und austrinkt. »Ja, mach das.« Bier läuft ihm die nackte Brust hinunter.

»Wie du willst.«

»Scheiß drauf. Es geht doch nur noch darum, was *du* willst.« Mit drohender Miene kommt er näher. »Ich gehe vor die Hunde«, schreit er, während er die Bierdose zerdrückt und durch den Raum wirft. »Und das ist nur deine beschissene Schuld! Wenn man mit

einer dummen Kuh wie dir hier eingesperrt ist, kann man ja nicht anders, als sich blöd zu saufen.«

Er nimmt noch ein Bier aus dem Kühlschrank und stößt die Tür mit dem nackten Fuß zu. Bev rührt sich nicht und unterdrückt das Lächeln, das sie in sich spürt. Nichts verschafft ihr mehr Genugtuung, als wenn Jay die Beherrschung verliert, nicht mehr durchblickt und selbstzerstörerisches Verhalten an den Tag legt. Wenigstens hat sie inzwischen einen Weg gefunden, ihn zurückzuerobern. Da sein Bruder, das Ungeheuer, nun auf freiem Fuß ist, wird sich Jays Zustand verschlimmern. Er wird etwas unternehmen, weshalb sie auf der Hut sein muss. Die beste Verteidigung ist, wenn sie dafür sorgt, dass er ständig betrunken ist. Sie weiß nicht, warum ihr dieser Gedanke erst jetzt kommt. Doch als sie nur alle vier bis sechs Wochen zum Festland gefahren ist, war das Bier knapp.

Plötzlich begann er dann, sie ein oder zwei Mal im Monat loszuschicken, und wenn sie mit den Bierkästen zurückkommt, ist sie immer wieder erstaunt, wie viel mehr er trinkt. Bis vor kurzem hat sie ihn nie betrunken erlebt. Wenn er betrunken ist, weist er ihre Annäherungsversuche nicht zurück, und sie wischt ihn mit einem feuchten Handtuch ab, bevor er in Bewusstlosigkeit versinkt. Am nächsten Morgen kann er sich nicht erinnern, was sie getan und wie sie ihre Gelüste auf kreative Weise befriedigt hat, da er zu nichts mehr in der Lage war und sich im nüchternen Zustand ohnehin gesträubt hätte.

Sie sieht zu, wie er am Radio herumnestelt und in dem Rauschen nach einem Nachrichtensender sucht. Bald wird er wieder betrunken sein. Seit sie ihn kennt, hat er kein Gramm Fett am Leib gehabt. Sein vollkommen geformter Körper hat in ihr stets Neid und Minderwertigkeitsgefühle

ausgelöst. Aber nicht mehr lange. Das ist unvermeidlich. Er wird einen Bauch kriegen; sein Stolz wird in Fettpolstern und schwabbeligen Wülsten ersticken, ganz gleich, wie viele Liegestützen und Rumpfbeugen und Bauchmuskelübungen er auch macht. Vielleicht wird sein ebenmäßiges Gesicht dann auch nicht mehr so gut aussehen. Wäre das nicht ein Spaß, wenn er so hässlich werden würde - so hässlich, wie er sie offenbar findet dass sie ihn nicht mehr begehrt?

Wie ging die Geschichte aus der Bibel noch einmal? Samson, der mächtige, schöne Samson, ließ sich von einer gewissen Soundso verführen, und sie schnitt ihm sein Haar ab, das magische Kräfte besaß. So verlor er seine ganze Macht.

»Du blödes Stück!«, brüllt Jay. »Warum stehst du noch hier rum und glotzt? Mein Bruder ist unterwegs hierher, wenn er nicht

schon da ist. Er wird wissen, wo ich bin. Das tut er immer.«

»Ich habe gehört, dass Zwillinge die Gedanken des anderen lesen können.« Das Wort *Zwilling* ist ein absichtlicher Seitenhieb. »Er wird dir nichts tun. Er wird mir nichts tun. Du vergisst, dass ich ihn kenne. Ich glaube, er mag mich sogar, weil ich ihm sein Aussehen nicht Vorhalte.«

»Er mag niemanden.« Jay gibt es auf, dem Radio etwas zu entlocken, und schaltet es ärgerlich aus. »Du lebst nicht in der Wirklichkeit. Ich muss ihn finden, bevor er eine Dummheit macht, indem er sich zum Beispiel eine Frau schnappt, sie umlegt, seine gottverdammten Bissspuren auf ihr hinterlässt und ihr den Schädel einschlägt.«

»Hast du ihn je dabei beobachtet?«, fragt sie beiläufig.

»Mach das Boot fertig, Bev.«

Sie kann sich nicht erinnern, wann er zuletzt ihren Namen ausgesprochen hat, und es geht ihr herunter wie Butter.

Doch er verdirbt alles, indem er hinzufügt:
»Das mit dem

Arm ist deine Schuld, verdammt. Es wäre nicht passiert, wenn du mir ein paar Welpen mitgebracht hättest.«

Seit sie von ihrer Besorgungsfahrt zum Festland zurück ist, beschwert er sich ununterbrochen, weil sie keinen Köder für die Alligatoren besorgt hat. Für ihr Mitbringsel ist er ihr kein bisschen dankbar.

Sie starrt auf die leere Matratze an der Wand.

»Du hast jede Menge Köder«, hat sie ihm letztens gesagt. »Mehr, als du mittlerweile gebrauchen kannst.«

Sie hat ihn überzeugt, dass es genauso gut, vielleicht sogar besser klappen würde, einen Alligatorhaken mit Menschenfleisch zu bestücken. Dann würde Jay sich mit einem Reptil amüsieren können, das größer ist als er. Er könnte zuschauen, wie es um sich schlägt, bis ihn die Sache langweilen und er es in den Kopf schießen würde. Da er auf der Flucht vor dem Gesetz ist, behält er seine Jagdbeute nie. Er schneidet das Nylonseil durch und lässt das tote Reptil ins Wasser gleiten. Dann fährt er zur Hütte zurück.

Diesmal jedoch hat es nicht so funktioniert. Er kann sich nur noch dunkel daran erinnern, wie er den Köder am Haken befestigt und diesen am dicken Ast einer Zypresse angebunden hat. In diesem Moment hörte er ganz in der Nähe ein anderes Boot,

vermutlich auch jemand, der Alligatoren oder Frösche jagte. Jay hat sich sofort aus dem Staub gemacht; der Haken mit dem Köder baumelte noch an dem gelben Nylonseil. Er hätte es durchschneiden sollen. Er hat einen schweren Fehler gemacht. Aber das will er nicht zugeben. Bev hat den Verdacht, dass da draußen gar kein anderer Jäger war. Jay, glaubt sie, hat sich das nur eingebildet und den Kopf verloren. Denn sonst wäre ihm vielleicht eingefallen, dass der Köder im Maul des gefangenen Alligators oder beim Ausweiden in dessen Gedärmen gefunden worden wäre, hätte ein anderer Jäger das Reptil entdeckt.

»Tu, was ich dir sage, verdammt. Mach das Boot fertig«, befiehlt er. »Damit ich mich um ihn kümmern kann.«

»Und wie willst du das anstellen?«, fragt Bev ruhig. Sein wahnwitziges Verhalten löst in ihr Freude und Zufriedenheit aus.

»Ich habe dir doch schon gesagt, dass er mich finden wird«, erwidert Jay, und sein Schädel beginnt zu pochen. »Er kann ohne mich nicht leben. Ohne mich kann er nicht einmal sterben.«

Am späten Nachmittag sitzt Scarpetta in der fünfzehnten Reihe eines Flugzeugs und hat Beinkrämpfe.

Links von ihr zieht ein kleiner Junge, blond, niedlich und mit Zahnsperre, schick-salsergeben Yu-Gi-Oh!-Karten aus einem Stapel auf seinem Klappstisch. Rechts am Fenster kippt ein dicker Mann, schätzungsweise Mitte fünfzig, Screwdriver in sich hinein. Ständig schiebt er seine Brille hoch, deren überdimensionales Metallgestell Scarpetta an Elvis erinnert. Der dicke Mann blättert lautstark im *Wall Street Journal* und schaut immer wieder zu Scarpetta hinüber, offenbar in der Hoffnung, sie in ein Gespräch verwickeln zu können. Sie zeigt ihm die kalte Schulter.

Der Junge zieht noch eine Yu-Gi-Oh!-Karte und legt sie, das Bild nach oben, auf den Tisch.

»Wer gewinnt?«, erkundigt Scarpetta sich schmunzelnd.

»Ich habe niemanden für ein Duell«, erwidert der Junge, ohne aufzublicken.

Er ist etwa zehn Jahre alt und trägt Jeans, ein ausgewaschenes Spider-Man-T-Shirt und Turnschuhe. »Man muss mindestens vierzig Karten haben, um spielen zu können«, fügt er hinzu.

»Ich fürchte, dann bin ich disqualifiziert.«

Er greift nach einer bunten Karte mit einer bedrohlichen

Axt darauf. »Sehen Sie«, sagt er. »Die mag ich am liebsten. Die Axt der

Verzweiflung. Das ist eine gute Waffe für ein Monster, und sie ist tausend Punkte wert.« Er nimmt eine andere, die Axe Raider heißt. »Ein sehr starkes Monster, wenn es diese Axt hat«, erklärt er.

Scarpetta betrachtet die Karten und schüttelt den Kopf. »Tut mir Leid, das ist mir zu kompliziert.«

»Möchten Sie das Spiel lernen?«

»Das würde ich nie schaffen«, entgegnet sie. »Wie heißt du denn?«

»Albert.« Er zieht weitere Karten aus dem Stapel. »Aber nicht Al«, teilt er ihr mit. »Alle glauben, sie könnten mich Al nennen. Doch ich heiße Albert.«

»Schön, dich kennen zu lernen, Albert.« Sie verrät ihm ihren Namen nicht.

Scarpettas Sitznachbar am Fenster dreht sich zu ihr um, Sodas seine Schulter gegen ihren Oberarm drückt. »Sie klingen nicht, als kämen Sie aus Louisiana«, meint er.

»Stimmt«, erwidert sie und rückt von ihm weg. Ihre Nasennebenhöhlen werden vom übermächtigen Duft eines Rasierwassers überschwemmt. Offenbar hat er sich damit überschüttet, als er sie vorhin von ihrem Sitz hochgejagt hat, um zur Toilette zu gehen.

»Sagen Sie nichts. Ein oder zwei Wörter genügen mir.« Er nippt an seinem Wodka mit Orangensaft. »Lassen Sie mich raten. Aus Texas sind Sie auch nicht. Wie eine Mexikanerin sehen Sie nämlich nicht aus.« Er grinst.

Sie liest weiter in einem Artikel über Molekularbiologie im *Science Magazine* und fragt sich, wann der Mann den Wink mit

dem Zaunpfahl endlich verstehen und sie in Ruhe lassen wird.

Scarpetta ist kein Mensch, der sich gern mit Fremden abgibt. Tut sie es doch, fragen die meisten nämlich innerhalb der ersten beiden Minuten, wohin sie will und warum, um im nächsten Moment in den gesperrten Luftraum ihres Berufes einzudringen. Ihre Antwort, sie sei Ärztin, bereitet dem Verhör zumeist kein Ende, ebenso wenig, wenn sie sagt, dass sie Anwältin sei. Und wenn sie preisgibt, dass sie beides studiert hat, sind die Folgen nicht abzusehen. Falls sie dann auch noch erklärt, dass sie als Gerichtsmedizinikerin arbeitet, ist es mit dem ungestörten Flug für gewöhnlich vorbei.

Als Nächstes kommen dann bestimmt Jon Benet Ramsey O. J. Simpson und weitere geheimnisvolle Fälle und Justizirrtümer aufs Tapet, während Scarpetta, auf zehntausend Metern Höhe an ihrem Platz festgeschnallt,

in der Falle sitzt. Ebenso anstrengend sind Fremde, die sich überhaupt nicht dafür interessieren, ob sie berufstätig ist, und sie lieber später zum Abendessen oder noch besser auf einen Drink in einer Hotelbar treffen möchten, von wo aus es nicht weit zu ihrem Zimmer ist. Kerle wie der beschwipste Dicke neben ihr haben ganz offensichtlich mehr Interesse an ihrem Körper als an ihrem Lebenslauf.

»Der Artikel, den Sie da lesen, scheint ja mächtig kompliziert zu sein«, sagt er. »Ich tippe, Sie sind bestimmt Lehrerin.«

Scarpetta antwortet nicht.

»Sehen Sie, das ist meine Stärke.« Er kneift die Augen zusammen, schnippt mit den Wurstfingern und deutet auf ihr Gesicht. »Biologielehrerin ... Die Jugendlichen heutzutage kann man vergessen.« Er nimmt seinen Drink vom Tischchen und klappert

mit den Eiswürfeln im Plastikbecher. »Um ehrlich zu sein, weiß ich nicht, wie Sie das den ganzen Tag aushalten«, spricht er weiter. Offenbar hat er beschlossen, dass sie Lehrerin sein muss. »Außerdem haben die Bälger nicht die geringsten Skrupel, eine Pistole mit in die Schule zu bringen.«

Scarpetta spürt den Blick aus seinen verquollenen Augen auf sich, als sie weiterliest.

»Haben Sie Kinder? Ich habe drei. Alles Teenager. Sie sehen, ich habe geheiratet, als ich zwölf war.« Als er lacht, sprühen Speicheltropfen durch die Luft. »Was halten Sie davon, mir

Ihre Karte zu geben, falls ich in Baton Rouge ein bisschen Nachhilfe brauche? Bleiben Sie dort, oder steigen Sie nur um? Ich wohne in der Innenstadt. Mein Name ist Weldon Winn, mit Doppel-N. Guter Name für einen Politiker, was? Sie können sich die

Wahlkampf slogans sicher vorstellen, falls ich mal kandidieren sollte.«

»Wann landen wir?«, will Albert von Scarpetta wissen.

Sie sieht auf die Uhr und zwingt sich zu einem Lächeln, denn der Name Weldon Winn hat ihr einen Schock versetzt. »Es dauert nicht mehr lang«, antwortet sie dem Jungen.

»Ja, Ma'am. Ich sehe schon die Plakate überall in Louisiana. *Gewinnen Sie mit Winn. Winn ist der Gewinner.* Wenn ich Glück habe, heißt mein Gegenkandidat *Wunder. Gewinner brauchen keine Wunder.* Wie finden Sie das? Und wenn Mr. Wunder in den Umfrageergebnissen immer weiter nach unten rutscht, wird es heißen, er sei im Wunderland.« Wieder zwinkert er ihr zu.

»Vermutlich besteht keine Chance, dass der Gegenkandidat eine Frau sein könnte«, merkt Scarpetta an, ohne von ihrer Zeitschrift aufzublicken. Sie tut so, als hätte sie keine Ahnung, dass Weldon Winn der für diesen Bezirk von Louisiana zuständige Bundesstaatsanwalt ist, über den Nic Robillard sich bei ihr beklagt hat.

»Verdammt. Eine Frau würde nie wagen, mir Konkurrenz zu machen.«

»Ich verstehe. Was für ein Politiker sind Sie denn?«, fragt Scarpetta ihn schließlich.

»Momentan nur einer im Geiste, hübsches Fräulein. Ich bin der zuständige Bundesstaatsanwalt für Baton Rouge.«

Er macht eine Pause, um ihr Zeit zu geben, die Bedeutung seines Postens zu würdigen. Dann leert er seinen Screwdriver und reckt auf der Suche nach einer

Flugbegleiterin den Hals. Als er eine entdeckt, hebt er den Arm und schnippt mit den Fingern.

Es kann kein Zufall sein, dass Weldon Winn neben Scarpetta im Flugzeug sitzt. Schließlich ist sie unterwegs, um bei den Ermittlungen in einem verdächtigen Todesfall zu helfen, der laut Dr. Lanier Weldon Winns Interesse geweckt hat, und kommt gerade von einem Gespräch mit Jean-Baptiste Chandonne.

Scarpetta überlegt, wie Winn die richtige Zeit abgepasst haben könnte, um sie in Houston abzufangen. Möglicherweise war er ja schon dort. Sie hat nicht die geringsten Zweifel daran, dass er weiß, wer sie ist und warum sie in dieser Maschine sitzt.

»Ich habe eine Zweitwohnung in New Orleans, ein gemütliches kleines Nest im French Quarter. Vielleicht besuchen Sie mich

mal, wenn Sie in der Gegend sind. Ich werde nur für ein paar Nächte dort sein, weil ich mit dem Gouverneur und ein paar anderen Jungs etwas zu besprechen habe. Natürlich würde ich Ihnen gern persönlich die Hauptstadt zeigen, zum Beispiel das Einschussloch in der Säule, wo Huey Long ermordet wurde.«

Scarpetta weiß alles über den berühmten Anschlag auf Huey Long. Als die Akte in den frühen Neunzigern wieder geöffnet wurde, sind die Ergebnisse der neuen Ermittlungen auf verschiedenen Sitzungen der Akademie für Gerichtsmedizin erörtert worden. Sie hat jetzt genug von dem aufgeblasenen Weldon Winn.

»Zu Ihrer Information«, erwidert sie, »wurde das so genannte Einschussloch in der marmornen Säule nicht von einer gegen Huey Long oder sonst jemanden gerichteten Kugel verursacht; es handelt sich vielmehr

um eine Unregelmäßigkeit im Stein oder um eine mit dem Meißel angefertigte Fälschung, die die Touristen anlocken soll. Zudem«, fügt sie hinzu, als Winns Blick kühl wird und sein Lächeln gefriert, »wurde das Capitol nach dem Anschlag renoviert. Die Marmorverkleidung der besagten Säule wurde entfernt und nie mehr an ihren ursprünglichen Ort zurückgebracht. Es überrascht mich, dass Sie so viel Zeit in der Hauptstadt verbringen, ohne das zu wissen.«

»Meine Tante wollte mich abholen. Was mache ich, wenn ich zu spät komme und sie nicht mehr da ist?«, fragt Albert Scarpetta, als würden sie zusammengehören.

Er hat das Interesse an seinen Tauschkarten verloren und sie ordentlich neben einem blauen Mobiltelefon aufgestapelt. »Wissen Sie, wie viel Uhr es ist?«

»Kurz vor sechs«, erwidert Scarpetta.
»Wenn du müde bist, schlaf ein bisschen. Ich sage dir Bescheid, wenn wir da sind.«

»Ich bin nicht müde.«

Sie erinnert sich, dass sie ihn am Flugsteig in Houston mit seinen Karten gesehen hat. Weil er neben anderen Erwachsenen saß, hat sie angenommen, dass er in Begleitung ist und dass seine Familie oder die anderen Personen, mit denen er reist, ihre Plätze weiter hinten in der Maschine haben. Nie wäre sie auf den Gedanken gekommen, dass Eltern oder Angehörige ein Kind allein in ein Flugzeug setzen könnten, insbesondere nicht in der heutigen Zeit.

»Da bin ich aber platt. Es gibt nicht viele, die sich so gut mit Einschusslöchern auskennen«, stellt der Staatsanwalt fest, während ihm die Stewardess den nächsten Drink serviert.

»Nein, ganz sicher nicht.« Scarpettas Aufmerksamkeit gilt dem kleinen Jungen neben ihr. »Du bist doch nicht etwa ganz allein?«, erkundigt sie sich. »Hast du denn keine Schule?«

»Wir haben Frühjahrsferien. Onkel Walt hat mich zum Flughafen gefahren, und eine Dame von der Fluggesellschaft hat sich um mich gekümmert. Ich bin nicht müde. Manchmal darf ich lange aufbleiben und mir Filme anschauen. Wir kriegen tausend Sender rein.« Achselzuckend hält er inne. »Tja, vielleicht sind es nicht ganz so viele. Haben Sie Haustiere? Ich hatte einmal einen Hund, der Nestle hieß, weil er so braun wie Schokoflocken war.«

»Also«, beginnt Scarpetta. »Mein Hund hat zwar nicht die

\Farbe von Schokolade, aber er ist eine englische Bulldogge; er ist weiß und braun

und hat am Unterkiefer sehr große Zähne. Sein Name ist Billy. Weißt du, was eine englische Bulldogge ist?«

»So etwas wie ein Pitbull?«

»Nein, ganz anders.«

Weldon Winn mischt sich in das Gespräch ein. »Darf ich fragen, wo Sie wohnen, wenn Sie in der Stadt sind?«

»Nestle hat mich vermisst, wenn ich nicht zu Hause war«, sagt Albert wehmütig.

»Das hat er sicher getan«, erwidert Scarpetta. »Bestimmt vermisst Billy mich auch. Aber meine Sekretärin kümmert sich um ihn.«

»Nestle war ein Weibchen.«

»Was ist mit ihr passiert?«

»Ich weiß nicht.«

»Aber, aber, Sie sind vielleicht eine geheimnisvolle junge Dame«, sagt der Bundesstaatsanwalt und starrt sie an.

Scarpetta beugt sich zu ihm hinüber. »Ich habe genug von Ihren Mätzchen«, flüstert sie ihm ins Ohr.

Der Learjet gehört dem Heimatschutz, und Benton ist der einzige Passagier an Bord.

Nach der Landung auf dem Flugplatz Louisiana Air in Baton Rouge eilt er die Stufen hinunter. Er hat eine Reisetasche bei sich und sieht ganz und gar nicht aus wie der Benton, den seine Leute früher kannten: Bart, schwarze Baseballkappe mit der Aufschrift »Super Bowl« und getönte Brille. Den schwarzen Anzug hat er von der Stange, und zwar aus dem Kaufhaus Saks, wo er gestern im Laufschrift durch die Herrenabteilung geeilt ist. Die schwarzen Schuhe sind von Prada und haben

Gummisohlen. Der Gürtel ist ebenfalls von Prada; dazu hat Benton ein schwarzes T-

Shirt an. Bis auf Schuhe und T-Shirt passen die Sachen alle nicht richtig, aber Benton hat seit Jahren keinen Anzug mehr besessen. In der Umkleidekabine hat er daran gedacht, wie sehr er die weichen neuen Wollstoffe, den Kaschmir und die gebürstete Baumwolle von früher vermisst, damals, als Ärmel und Hosenaufschläge, die gekürzt werden mussten, noch von Schneidern mit Kreide markiert wurden.

Benton fragt sich, wem Scarpetta nach seinem angeblichen Tod wohl seine teuren Sachen gegeben hat. Da er sie gut kennt und weiß, wie begabt sie im Verdrängen ist, vermutet er, dass sie seine Schränke nicht selbst ausgeräumt, sondern jemand anderen damit beauftragt hat. Oder sie hatte Hilfe, bestimmt von Lucy, der es sicher leichter gefallen ist, seine persönliche Habe zu entsorgen, da sie ja wusste, dass er nicht tot war. Allerdings hängt das auch davon ab, wie fähig Lucy als Schauspielerin war oder ob sie

Schauspielerei in diesem Moment für angebracht hielt. Schmerz ergreift ihn, als er sich Scarpettas Trauer ausmalt, das Unvorstellbare, ihr Leid, und wie miserabel sie wahrscheinlich damit zurechtgekommen ist.

Moment! Wer Spekulationen anstellt, verschwendet Zeit und Energie. Müßige Gedanken. Konzentrier dich.

Als Benton über das Flugfeld hastet, bemerkt er einen Helikopter Bell 407, dunkelblau oder schwarz, mit aufblasbaren Schwimmkissen, einem Drahtschneider und hellen Streifen. Die Registriernummer am Heck lautet 407 TLP.

Das Letzte Revier.

Die Strecke von New York nach Baton Rouge beträgt etwa sechzehnhundert Kilometer. Abhängig vom Wind und von Auftankstopps könnte Lucy es bei

Gegenwind in zehn Stunden geschafft haben. Bei Rückenwind ist es sicher noch schneller gegangen. Jedenfalls war es möglich, am späten Nachmittag hier zu sein, wenn sie heute am frühen Morgen losgeflogen ist. Benton fragt sich, was sie wohl seitdem getan hat und ob Marino bei ihr ist.

Bentons Auto ist ein dunkelroter Jaguar, gemietet in New Orleans und direkt zum Parkplatz geliefert, ein kleiner Extraservice für Leute, die mit Privatmaschinen fliegen. An der Theke des Verwaltungsgebäudes - der so genannten FBO oder *Fixed Base Operation*, wie das bei kleinen Privatflughäfen heißt - spricht er mit einer jungen Dame. Hinter ihr zeigt ein Monitor den Status der ankommenden Flüge an. Es sind nur wenige, und hinter seinem ist die Information verzeichnet, dass er soeben gelandet ist. Von Lucys Hubschrauber ist auf dem Bildschirm nichts zu sehen, also muss sie schon vor einiger Zeit eingetroffen sein.

»Hier müsste ein Mietwagen für mich bereitstehen.« Benton weiß genau, dass das so ist.

Sicher hat der Senator veranlasst, dass sich jemand um sämtliche Einzelheiten kümmert.

Während die Mitarbeiterin die Mappen mit den Mietautos durchblättert, hört Benton, dass irgendwo die Nachrichten laufen. Als er sich umdreht, bemerkt er einige Piloten, die sich in einer kleinen Sitzgruppe in der Ecke CNN anschauen. Auf dem Bildschirm ist ein altes Foto von Jean-Baptiste Chandonne zu sehen. Benton ist nicht überrascht: Chandonne ist heute am frühen Nachmittag in der Uniform eines der beiden Justizvollzugsbeamten, die er getötet hat, aus dem Gefängnis entflohen.

»Mein Gott, was für eine fiese Visage«, meint einer der Piloten.

»Stimmt. So sieht kein Mensch aus.«

Es handelt sich um ein Erkennungsdienst-Foto aus Richmond, Virginia, wo Chandonne vor drei Jahren verhaftet wurde. Damals war er nicht glatt rasiert. Sein Gesicht, selbst seine Stirn, war mit scheußlichem Flaum bewachsen. So ein altes Foto zu senden ist ein schwerer Fehler. Denn wenn Chandonne inzwischen nicht glatt rasiert wäre, wäre er niemals aus dem Gefängnis entkommen. Behaart hingegen ist er auffällig und ein Ungeheuer. Die Öffentlichkeit bringt dieses alte Fahndungsfoto also nicht weiter, insbesondere dann nicht, wenn Jean-Baptiste jetzt eine Mütze und eine Sonnenbrille trägt oder sonst eine Möglichkeit gefunden hat, sein abscheulich entstelltes Gesicht zu verbergen.

Die Mitarbeiterin hinter der Theke starrt mit offenem Mund auf den Fernseher am anderen Ende des Raums.

»Wenn ich dem begegnen würde, würde ich einen Herzanfall kriegen«, stößt sie hervor. »Ist das echt, oder sind die komischen Haare eine Verkleidung?«

Ganz erfolgreicher Geschäftsmann und in Eile, blickt Benton auf die Uhr. Allerdings schafft er es nicht, seine polizeilich geschulten Beschützerinstinkte zu unterdrücken.

»Ich fürchte, das ist echt«, antwortet er der Frau. »Vor ein paar Jahren soll der Mann mehrere Morde begangen haben. Wahrscheinlich sind wir besser vorsichtig, solange er auf freiem Fuß ist.«

»Das können Sie laut sagen!« Sie reicht ihm den Umschlag mit den Unterlagen für den Mietwagen. »Jetzt bräuchte ich nur noch Ihre Kreditkarte.«

Benton zieht eine Platinkarte von American Express aus der Brieftasche, die

außerdem noch zweitausend Dollar, hauptsächlich in Hundert-Dollar-Scheinen, enthält. Weiteres Bargeld hat er in verschiedenen Kleidertaschen verstaut. Da er nicht weiß, wie lange er hier bleiben wird, ist er gut vorbereitet. Er zeichnet das Formular mit seinen Initialen ab und unterschreibt es.

»Danke, Mr. Andrews. Fahren Sie vorsichtig«, sagt die Frau mit dem strahlenden Lächeln, das zu ihrem Job gehört. »Hoffentlich genießen Sie Ihren Aufenthalt in Baton Rouge.«

Scarpettas Anspannung steigt, während sie und Albert im Hauptterminal des Flughafens von Baton Rouge Zusehen, wie das Gepäck auf dem Fließband an ihnen vorbeifährt. Es ist fast neunzehn Uhr, und allmählich macht sie sich ernsthaft Sorgen, dass niemand den Jungen abholen wird. Albert greift nach seinem Koffer und weicht Scarpetta nicht von der Seite, als sie ihre Tasche vom Band hebt.

»Offenbar haben Sie einen neuen Freund gefunden.« Plötzlich steht Weldon Winn hinter ihr.

»Komm«, sagt sie zu Albert. Sie gehen durch die automatischen Glastüren. »Bestimmt kommt deine Tante gleich.

Wahrscheinlich muss sie im Kreis herumfahren, weil das Parken am Randstein verboten ist.«

Bewaffnete Soldaten in Tarnuniform patrouillieren im Gepäckbereich und draußen auf dem Gehweg. Albert scheint ihre mürrischen Mienen und die Finger an den Abzügen der Sturmgewehre nicht zu bemerken. Sein Gesicht glüht rot.

»Wir beide müssen uns unterhalten, Dr. Scarpetta.« Endlich spricht Staatsanwalt Winn ihren Namen aus und wagt es, ihr den Arm um die Schulter zu legen.

»Ich glaube, es wäre eine gute Idee, wenn Sie Ihre Hände wegnehmen würden«, warnt sie ihn leise.

Er zieht den Arm zurück. »Und ich hielte es für eine gute Idee, wenn Sie verstünden, wie es hier bei uns läuft.« Er betrachtet die

Autos, die am Straßenrand halten. »Wir werden uns wieder sehen. Sämtliche Informationen, die laufende Ermittlungen betreffen, sind wichtig. Und wenn jemand Zeuge ist...«

»Ich bin kein Zeuge«, fällt sie ihm ins Wort, empört über die Andeutung, er könnte sie auch zur Aussage vorladen, wenn sie nicht freiwillig mit ihm zusammenarbeitet. »Wer hat Ihnen gesagt, dass ich nach Baton Rouge komme?«

Albert fängt an zu weinen.

»Ich will Ihnen mal ein Geheimnis verraten, kleines Fräulein: Hier passiert fast nichts, von dem ich nichts weiß.«

»Mr. Winn«, erwidert sie. »Falls Sie einen gesetzlich legitimierten Grund haben, mit mir zu sprechen, bin ich gern dazu bereit. Allerdings bestehe ich auf ein angemessenes Umfeld - wovon bei einem Gehweg vor

einem Flughafengebäude wohl kaum die Rede sein kann.«

»Ich freue mich schon sehr darauf.« Er hebt die Hand und ruft mit einem Fingerschnippen seinen Fahrer herbei.

Scarpetta schultert ihre Tasche und nimmt Alberts Hand. »Keine Angst, das wird schon«, meint sie zu ihm. »Bestimmt ist deine Tante schon unterwegs, und es ist ihr etwas dazwischengekommen. Ich lasse dich nicht allein, einverstanden?«

»Aber ich kenne Sie ja gar nicht. Ich darf nicht mit Fremden irgendwo hingehen«, schluchzt er.

»Wir haben doch nebeneinander im Flugzeug gesessen«, antwortet Scarpetta, während Weldon Winns weiße Limousine mit Langchassis am Straßenrand hält. »Also kennst du mich ein bisschen, und ich

verspreche dir, dass ich gut auf dich aufpasse.«

Winn steigt hinten ein, schließt die Tür und verschwindet hinter getönten Scheiben. PKWs und Taxis stoppen, um Fluggäste abzuholen. Kofferraumdeckel springen auf. Menschen umarmen einander. Albert blickt sich aus großen, tränennassen Augen ver-
schüchtert in alle Richtungen um und scheint vor lauter Angst kurz vor einem Weinkrampf zu stehen. Scarpetta spürt, dass Winn sie beobachtet, während die Limousine davonfährt. Ihre Gedanken kullern auseinander wie auf den Boden geworfene Murmeln, und sie hat Schwierigkeiten zu entscheiden, was sie als Nächstes tun soll. Also wählt sie zuerst auf ihrem Mobiltelefon die Nummer der Auskunft und weiß kurz darauf, dass im Telefonbuch von New Orleans kein Weldon Winn und auch sonst niemand mit dem Familiennamen Winn steht, obwohl er doch angeblich eine Wohnung im French

Quarter besitzt. In Baton Rouge hat er eine Geheimnummer.

»Eigentlich dürfte mich das nicht wundern«, murmelt sie. Sie kann nur mutmaßen, dass jemand dem Bundesstaatsanwalt von ihrer am frühen Abend bevorstehenden Ankunft erzählt hat. Daraufhin ist Winn offensichtlich nach Houston geflogen und hat dafür gesorgt, dass er in ihrer Anschlussmaschine neben ihr saß.

Zusätzlich zu diesen Besorgnis erregenden und geheimnisvollen Entwicklungen ist sie jetzt auch noch für ein fremdes Kind verantwortlich, das anscheinend von seiner Familie im Stich gelassen worden ist.

»Du kennst doch die Telefonnummer deiner Tante, oder?«, fragt sie Albert. »Komm, wir rufen sie an. Ach, übrigens«, fällt ihr plötzlich ein. »Du hast mir deinen Nachnamen noch nicht verraten.«

»Dard«, erwidert Albert. »Ich habe selber ein Mobiltelefon, aber der Akku ist leer.«

»Verzeihung, wie heißt du mit Nachnamen?«

»Dard.« Er zieht die Schulter hoch und wischt sich daran das Gesicht ab.

Albert Dard starrt auf den schmutzigen Gehweg und betrachtet einen eingetrockneten Kaugummi, der grau ist und die Form eines kleinen Kekses hat.

»Was hast du in Houston gemacht?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Ich bin umgestiegen.« Er fängt wieder an zu weinen.

»Und woher bist du gekommen? Wo bist du losgeflogen?«

»Miami«, antwortet er, und seine Verzweiflung wächst. »Ich war über die Frühjahrsferien bei meinem Onkel, und dann sagte meine Tante, ich müsste sofort nach Hause kommen.«

»Wann hat sie das gesagt?« Scarpetta, die das Warten auf die Tante inzwischen aufgegeben hat, nimmt Albert an der Hand. Sie kehren zurück in den Gepäckbereich und steuern auf die Theke der Hertz-Autovermietung zu.

»Heute früh«, erwidert er. »Ich glaube, ich hab was Schlimmes angestellt. Onkel Walt kam nämlich zu mir ins Schlafzimmer, hat mich geweckt und meinte, ich müsste sofort nach Hause. Eigentlich hätte ich noch drei Tage bleiben sollen.«

Scarpetta geht in die Hocke, sieht ihm in die Augen und umfasst sanft seine Schultern. »Albert, wo ist deine Mutter?«

Er beißt sich auf die Unterlippe. »Bei den Engeln«, sagt er. »Meine Tante hat mir erklärt, dass die Engel immer um uns herum sind, aber ich habe noch nie einen gesehen.«

»Und dein Vater?«

»Weg. Er ist sehr wichtig.«

»Dann verrate mir deine Telefonnummer, damit wir rauskriegen, was los ist«, schlägt Scarpetta vor. »Oder kennst du die Mobilfunknummer von deiner Tante? Wie heißt sie übrigens?«

Nachdem Albert ihr den Namen seiner Tante und die Telefonnummer gegeben hat, ruft Scarpetta an. Es läutet ein paar Mal, dann nimmt eine Frau ab.

»Könnte ich bitte Mrs. Guidon sprechen?«, fragt Scarpetta, während Albert fest ihre Hand umklammert.

»Dürfte ich erfahren, wer Sie sind?« Die Frau ist höflich und hat einen französischen Akzent.

»Sie kennt mich nicht. Aber ich habe ihren Neffen bei mir. Albert. Ich bin am Flughafen. Offenbar hat ihn niemand abgeholt.« Sie reicht Albert das Telefon. »Hier«, fordert sie ihn auf.

»Wer ist da?«, meldet er sich seltsamerweise und fährt nach einer Pause fort: »Weil du nicht hier bist. Ich weiß nicht, wie sie heißt.« Er runzelt die Stirn; sein Tonfall ist schnippisch.

Scarpetta nennt ihm ihren Namen nicht. Albert lässt ihre Hand los und ballt die Faust. Dann fängt er an, sich damit auf den Schenkel zu hauen; er schlägt sich selbst.

Die Frau spricht schnell. Ihre Stimme ist zwar gut zu hören, aber Scarpetta versteht nichts. Die Frau und Albert sprechen Französisch, und Scarpetta betrachtet Albert mit erneutem Erstaunen, als dieser wütend das

Telefonat beendet und ihr das Gerät zurückgibt.

»Wo hast du Französisch gelernt?«, erkundigt sie sich.

»Von meiner Mama«, erwidert er bedrückt. »Tante Evelyn möchte, dass ich viel Französisch spreche.« Seine Augen füllen sich wieder mit Tränen.

»Ich mache dir einen Vorschlag: Wir holen jetzt meinen Mietwagen, und dann fahre ich dich nach Hause. Du kannst mir doch zeigen, wo du wohnst, oder?«

Er wischt sich die Augen ab und nickt.

Die Silhouette von Baton Rouge besteht aus schwarzen Schornsteinen von unterschiedlicher Höhe. Am dunklen Horizont steht ein perlgrauer Rauchstreifen.

In der Ferne wird die Nacht von den grellen Lichtern der petrochemischen Fabriken erleuchtet.

Die Stimmung von Albert Dard bessert sich, als seine neue Freundin unweit des Footballstadions der Universität die River Road entlangfährt. Hinter einer anmutigen Biegung des Mississippi zeigt er auf ein Eisentor und alte Backsteinpfeiler, die vor ihnen aufragen.

»Da«, sagt er. »Das ist es.«

Er wohnt in einem Anwesen, das mindestens einen halben Kilometer zurückversetzt von der Straße steht. Ein gewaltiges Schieferdach und einige Kamine ragen über die dichten Bäume auf. Scarpetta stoppt den Wagen, und Albert steigt aus, um einen Nummerncode in ein Tastenfeld einzugeben. Langsam öffnet sich das Tor. In gemächlichem Tempo fahren sie zu der neoklassischen Villa mit kleinen geschwungenen Glasfenstern und einer gewaltigen gemauerten Veranda vor dem Haus. Alte Eichen beugen sich wie schützend über das Gebäude. Das einzige Auto in Sicht ist ein alter weißer Volvo, der auf der kopfsteingepflasterten Auffahrt steht.

»Ist dein Vater zu Hause?«, fragt Scarpetta, während ihr silberner Miet-Lincoln über Pflastersteine holpert.

»Nein«, antwortet Albert bedrückt. Scarpetta parkt.

Dann steigen sie aus und gehen steile Backsteinstufen hinauf. Nachdem Albert aufgeschlossen und die Alarmanlage abgeschaltet hat, betreten sie das restaurierte Haus, das noch aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg stammt. Es ist mit handgeschnitzten Konsolen, dunklem Mahagoni, lackierten Vertäfelungen und antiken Orientteppichen ausgestattet, die abgetreten und schäbig wirken. Dämmerlicht dringt durch die Fenster herein; diese sind mit schweren Damastvorhängen versehen, die von Kordeln mit Fransen zurückgehalten werden. Eine geschwungene Treppe führt ins obere Stockwerk, wo rasche Schritte auf einem Holzboden zu hören sind.

»Das ist meine Tante«, verkündet Albert, als eine Frau mit Vogelknochen und einem freudlosen Ausdruck in den dunklen Augen die Treppe herunterkommt. Ihre Hand gleitet das glatt schimmernde Geländer entlang.

»Ich bin Mrs. Guidon.« Mit federnden, raschen Schritten betritt sie die Vorhalle.

Mit ihrem sinnlichen Mund und den zarten Nasenlöchern könnte Mrs. Guidon eine Schönheit sein, wären ihre Gesichtszüge nicht so hart und wäre sie nicht so streng gekleidet. Der hohe Kragen wird von einer Goldbrosche zusammengehalten, und sie trägt dazu einen langen schwarzen Rock und schwarze Gesundheitsschuhe zum Schnüren. Ihr schwarzes Haar ist straff zurückgesteckt. Sie muss Anfang vierzig sein, doch ihr Alter ist schwer zu schätzen. Ihre Haut weist keine einzige Falte auf und ist so blass, dass sie fast durchscheinend wirkt, so als sei sie noch nie in der Sonne gewesen.

»Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?« Mrs. Guidons Lächeln ist so eisig wie die muffige, stickige Luft im Haus.

»Ja!« Albert packt Scarpetta an der Hand.
»Bitte, trinken Sie einen Tee mit uns. Wir haben auch Kekse. Sie sind meine neue Freundin!«

»Für dich gibt es keinen Tee«, erwidert Mrs. Guidon. »Geh sofort in dein Zimmer, und nimm deinen Koffer mit. Ich sage dir, wenn du wieder herunterkommen kannst.«

»Bitte bleiben Sie«, fleht Albert Scarpetta an. »Ich hasse dich«, meint er zu Mrs. Guidon.

Sie reagiert nicht darauf, offenbar hat sie das schon öfter gehört. »So ein alberner kleiner Junge, der sehr müde und quengelig ist, denn schließlich ist es schon spät. Und jetzt verabschiede dich. Ich fürchte, du wirst diese nette Dame nicht wieder sehen.«

Scarpetta ist besonders freundlich zu ihm, als sie ihm auf Wiedersehen sagt.

Zornig stapft er die Treppe hinauf und blickt sich einige Male um. Seine traurige Miene geht ihr ans Herz. Als sie seine Schritte oben auf dem Holzboden hört, sieht sie ihre unsympathische und merkwürdige Gastgeberin finster an.

»Wie können Sie so kalt zu einem kleinen Jungen sein, Mrs. Guidon?«, beginnt sie. »Was für Menschen sind Sie und sein Vater nur, dass Sie sich darauf verlassen, ein Fremder würde ihn schon nach Hause bringen?«

»Ich bin enttäuscht.« Ihre herrische Art legt sich nicht. »Ich hätte gedacht, dass eine anerkannte Wissenschaftlerin wie Sie Nachforschungen betreibt, bevor sie Mutmaßungen anstellt.«

Lucy und Marino unterhalten sich am Mobiltelefon.

»Wo wohnt sie?«, fragt Lucy, die in ihrem geparkten schwarzen Lincoln Navigator sitzt.

Sie und Rudy haben sich überlegt, dass sie wohl am wenigsten auffallen, wenn sie mit abgeschaltetem Motor und ohne Licht auf dem Parkplatz des Radisson stehen.

»Beim Leichenbeschauer. Ich bin froh, dass sie nicht allein in einem Hotel schläft.«

»Ein Hotel wäre für uns alle nichts«, entgegnet Lucy. »Verdammt, kannst du dir nicht noch einen lauterem Pick-up zulegen?«

»Wenn es einen gäbe.«

»Was hast du über ihn rausgekriegt? Wie heißt er?«

»Sam Lanier. Eine absolut weiße Weste. Als er mich anrief, um Nachforschungen über Doc Scarpetta anzustellen, machte er einen anständigen Eindruck auf mich.«

»Tja, falls er doch Dreck am Stecken hat, kann ihr trotzdem nichts passieren. Er kriegt nämlich noch drei weitere Übernachtungsgäste«, antwortet Lucy.

Die zarte Teetasse aus Wedgewood-Porzellan klappert leise auf der Untertasse.

Mrs. Guidon und Scarpetta sitzen an einem Küchentisch, der aus einem jahrhundertalten Metzgerblock besteht. Scarpetta findet den Tisch widerlich und muss ständig daran denken, wie viele Hühner und andere Tiere wohl auf diesem abgenutzten, gewölbten Stück Holz voller Kerben, Risse und Verfärbungen geschlachtet worden sind. Es ist eine unangenehme

Nebenwirkung ihres Berufes, dass sie zu viel weiß - zum Beispiel, dass es unmöglich ist, ein poröses Material wie Holz in einen absolut keimfreien Zustand zu versetzen.

»Wie oft muss ich Sie noch fragen, warum ich hier bin und wie es Ihnen gelungen ist, mich herzulocken?« Scarpettas Augen lodern.

»Ich finde es reizend, dass Albert Sie zu seiner Freundin erkoren hat«, erwidert Mrs. Guidon. »Ich gebe mir große Mühe, ihn zu ermuntern. Aber er hat kein Interesse am Schulsport oder anderen Aktivitäten, die ihn mit Gleichaltrigen zusammenbringen würden. Er glaubt, dass er hierher an diesen Tisch gehört« - sie klopft mit kleinen, milchweißen Knöcheln auf den Metzgerblock - »und mit Ihnen und mir sprechen kann wie ein Gleichgestellter.«

Durch ihre jahrelange Erfahrung mit Menschen, die sich weigern, Fragen zu beantworten, es nicht können oder die Realität leugnen, hat Scarpetta die Fähigkeit erworben, die Wahrheit zwischen den Zeilen herauszuhören. »Warum will er nicht mit

Gleichaltrigen zusammen sein?«, erkundigt sie sich.

»Wer weiß? Es ist ein Geheimnis. Er war eigentlich schon immer seltsam und bleibt lieber zu Hause, um Schulaufgaben zu machen oder sich mit diesen merkwürdigen Kartenspielen zu beschäftigen, die die Kinder heutzutage spielen. Karten mit ekelhaften Geschöpfen darauf. Karten und Computer, Karten und noch mehr Karten.« Ihre Gesten sind theatralisch. Sie hat einen starken französischen Akzent, ihr Englisch klingt steif, und manchmal fehlen ihr die richtigen Worte. »Je älter er wird, desto mehr verhält er sich so. Er isoliert sich und beschäftigt sich mit Kartenspielen. Wenn er zu Hause ist, ist er oft in seinem Zimmer, schließt die Tür und will nicht herauskommen.« Plötzlich wirkt sie weicher und fast fürsorglich.

Jede Einzelheit, die Scarpetta wahrnimmt, empfindet sie als widersprüchlich und verstörend. In der Küche stehen verschiedene Epochen miteinander in Widerstreit, was eigentlich für das gesamte Haus und seine Bewohner gilt. Hinter ihr befindet sich ein gewaltiger Kamin mit stabilen, handgeschmiedeten Gerätschaften. Er bietet genug Platz für eine Ladung Holz, mit der man einen dreimal so großen Raum beheizen könnte. Neben einer Tür, die nach draußen führt, befinden sich das komplizierte Tastenfeld einer Alarmanlage und eine Gegensprechanlage mit einem Bildschirm für die Kameras, die zweifellos jeden Eingang überwachen. Ein weiteres, um einiges größeres Tastenfeld weist darauf hin, dass es sich bei der alten Villa um ein intelligentes Haus mit verschiedenen Modems handelt, die es den Bewohnern ermöglichen, Heizung, Klimaanlage, Lichter, Heimkino und Stereoanlage sowie Gaskamine per Fernbedienung zu

regulieren und sogar ein- und auszuschalten. Dennoch sind die Geräte und Thermostate, soweit Scarpetta es beurteilen kann, seit schätzungsweise dreißig Jahren nicht mehr erneuert worden.

Der Messerblock auf der Arbeitsplatte aus Granit ist leer. Auch im Porzellanbecken liegen keine Messer, und es ist nirgendwo ein Schneidewerkzeug in Sicht. Dennoch hängt über dem Kamin eine Halterung mit Schwertern aus dem neunzehnten Jahrhundert. Und auf dem Kaminsims aus schwerem Kastanienholz liegt ein Revolver mit Gummigriff, aller Wahrscheinlichkeit nach ein .38er, in einem schwarzen Lederhalfter.

Mrs. Guidon folgt Scarpettas Blicken, und kurz zeigt sich Ärger auf ihrem Gesicht. Ihr ist eine Nachlässigkeit unterlaufen, ein viel sagender Fehler. Gewiss war es keine Absicht, den Revolver offen liegen zu lassen. »Bestimmt ist es Ihrer Aufmerksamkeit

nicht entgangen, dass Mr. Dard großen Wert auf Sicherheit legt.« Seufzend zuckt sie die Achseln, als hätte sie die Besucherin ins Vertrauen gezogen und angedeutet, Mr. Dard sei übertrieben vorsichtig und litte an Verfolgungswahn. »In Baton Rouge ist die Verbrechensrate hoch. Das haben Sie sicher auch schon gehört. Wenn man in einem solchen Haus lebt und wohlhabend ist, hat man Grund, sich Sorgen zu machen, obwohl ich nicht zu den Leuten gehöre, die ständig über die Schulter schauen.«

Scarpetta lässt sich nicht anmerken, wie unsympathisch sie Mrs. Guidon findet und wie wütend sie ist, weil Albert ein solches Leben führen muss. Sie fragt sich, wie weit sie gehen kann, um die Geheimnisse, die sich um dieses alte Anwesen ranken, ans Tageslicht zu bringen.

»Albert scheint sehr unglücklich zu sein, und er vermisst seinen Hund«, sagt sie.

»Vielleicht sollten Sie ihm einen anderen besorgen, insbesondere deshalb, weil er einsam ist und keine Freunde hat.«

»Ich glaube, bei ihm ist das genetisch. Seine Mutter - meine Schwester - war nicht ganz richtig im Oberstübchen.« Mrs. Guidon hält inne und fügt dann hinzu: »Aber das wissen Sie ja.«

»Warum erzählen Sie mir nicht, was ich angeblich wissen soll? Sie sind ja offenbar bestens über mich im Bilde.«

»Sie haben einen wachen Verstand«, erwidert Mrs. Guidon ein wenig herablassend. »Allerdings sind Sie nicht so vorsichtig, wie ich gedacht hätte. Albert hat sich mit Ihrem Mobiltelefon bei mir gemeldet, erinnern Sie sich? Das war für jemanden mit Ihrem Ruf sehr leichtsinnig.«

»Was wissen Sie über meinen Ruf?«

»Durch die Rufnummererkennung habe ich Ihren Namen erfahren. Und ich gehe davon aus, dass Sie nicht in Baton Rouge erscheinen, um ein wenig Urlaub zu machen. Charlottes Fall liegt sehr kompliziert. Niemand scheint zu wissen, was ihr zugestoßen ist oder was sie in dem scheußlichen Motel wollte, in dem sonst nur Lastwagenfahrer und der Abschaum der Gesellschaft verkehren. Deshalb hat Dr. Lanier Sie um Hilfe gebeten, richtig? Ich bin erleichtert und sehr dankbar dafür. Sagen wir einfach, es wurde geplant, dass Sie neben Albert sitzen und ihn nach Hause fahren würden. Und da sind Sie nun.« Sie hebt die Teetasse.

»Wie Ihnen sicher klar ist, geschehen alle Dinge aus einem bestimmten Grund.« »Wie haben Sie all das in die Wege geleitet?« Scarpetta bedrängt ihr Gegenüber; sie will sie warnen und klipp und klar darauf hinweisen, dass sie genug hat. »Ich nehme nicht an, dass Bundesstaatsanwalt Weldon Winn mit

Ihnen unter einer Decke steckt. Der saß nämlich auch ganz zufällig neben mir.«

»Es gibt so viel, was Sie nicht wissen. Mr. Winn ist ein enger Freund der Familie.«

»Welcher Familie? Alberts Vater war nicht am Flughafen. Albert scheint nicht einmal zu wissen, wo er ist. Hat sich denn keiner von Ihnen Gedanken darüber gemacht, was einem kleinen, allein reisenden Jungen alles passieren könnte?«

»Er war nicht allein, sondern mit Ihnen zusammen. Und jetzt sind Sie hier. Ich wollte Sie treffen. Es hat geklappt wie am Schnürchen.«

»*Freund der Familie*«, wiederholt Scarpetta. »Warum kannte Albert Weldon Winn denn nicht, wenn er ein so guter Freund ist?«

»Albert ist ihm nie begegnet.«

»Das ergibt keinen Sinn.«

»Es steht Ihnen nicht zu, das zu beurteilen.«

»Ich beurteile, was ich will. Schließlich haben Sie mir die Verantwortung für Albert übertragen und waren überzeugt, dass er bei mir in guten Händen sein und dass ich ihn nach Hause bringen würde. Wie konnten Sie sich darauf verlassen, dass ich mich um ihn kümmern würde und dass ich vertrauenswürdig bin?« Als Scarpetta ihren Stuhl zurückschiebt und aufsteht, schaben die Stuhlbeine laut über den Dielenboden. »Er hat seine Mutter verloren. Kein Mensch weiß, wo der Vater ist. Sein Hund ist fort. Und Sie haben ihn einfach im Stich gelassen; er hat Todesängste ausgestanden. In meinem Beruf bezeichnet man das als

Vernachlässigung der Aufsichtspflicht und Kindesmisshandlung.« Sie kocht vor Wut.

»Ich bin Charlottes Schwester.« Mrs. Guidon steht ebenfalls auf.

»Bis jetzt haben Sie nichts weiter getan, als mich zu belügen und auszutricksen. Wenigstens haben Sie es versucht. Ich gehe jetzt.«

»Darf ich Ihnen bitte zuerst das Haus zeigen?«, sagt Mrs. Guidon. »Insbesondere *la cave*.«

»Wie können Sie in einer Gegend, in der der Grundwasserspiegel so hoch ist, dass man die Häuser der Plantagen auf Stelzen bauen musste, einen Weinkeller haben?«, wundert sich Scarpetta.

»Offenbar sind Sie nicht immer so aufmerksam, wie Sie glauben. Das Haus

steht auf einer Anhöhe und wurde 1793 errichtet. Der erste Besitzer hatte den besten Standort für die Umsetzung seiner Pläne gefunden. Er war Franzose, ein Weinkenner, der häufig zurück nach Frankreich reiste. Von Sklaven hat er sich einen Weinkeller graben lassen, wie er ihn aus Frankreich kannte. Ich bezweifle, dass es in diesem Land einen zweiten dieser Art gibt.« Sie geht zur Tür, die nach draußen führt, und öffnet sie. »Sie müssen ihn einfach sehen. Er ist Baton Rouges bestgehütetes Geheimnis.«

Scarpetta rührt sich nicht von der Stelle.
»Nein.«

Mrs. Guidon senkt die Stimme und klingt fast schmeichelnd, als sie erklärt: »Sie irren sich, was Albert angeht. Ich bin ein paar Mal rund um den Flughafen gefahren und habe Sie mit ihm auf dem Gehweg gesehen. Wenn Sie sich nicht seiner angenommen hätten, hätte ich ihn abgeholt. Doch aufgrund

dessen, was ich über Sie wusste, war mir klar, dass Sie ihn nicht im Stich lassen würden. Dazu sind Sie viel zu mitfühlend und anständig. Und Sie sind auf der Hut vor dem Bösen auf dieser Welt.« Das sagt sie nicht leidenschaftlich, sondern ganz sachlich.

»Wie haben Sie rund um den Flughafen fahren können? Ich habe Sie doch zu Hause angerufen ...«

»Rufumleitung aufs Mobiltelefon. Während Sie mit mir telefoniert haben, habe ich Sie beobachtet.« Das amüsiert sie offenbar. »Ich bin eine knappe Viertelstunde vor Ihnen nach

Hause gekommen, Dr. Scarpetta. Dass Sie verärgert und durcheinander sind, kann ich Ihnen nicht verdenken. Doch ich wollte mit Ihnen sprechen, ohne dass Jason dabei ist. Alberts Vater. Glauben Sie mir, Sie haben

Glück, dass er nicht da ist.« Sie zögert und öffnet weit die Küchentür. »Denn wenn er da ist, gibt es so etwas wie Privatsphäre nicht. Bitte, kommen Sie.« Sie winkt sie zu sich.

Scarpetta betrachtet die Tastenfelder an der Küchentür. Draußen werfen die Bäume mit den üppig grünen, frischen Blättern einen Schattenvorhang. Der Wald, der unter einem abnehmenden Mond liegt, ist feucht und riecht erdig.

»Dann lasse ich Sie hier hinaus. Die Auffahrt ist gleich da drüben. Aber Sie müssen versprechen, wiederzukommen und sich *la cave* anzusehen«, sagt sie.

»Ich gehe lieber vorne raus.« Scarpetta marschiert los.

Nachdem Benton eine Weile herumgefahren ist, hat er sich unter dem falschen Namen Tony Wilson ein Zimmer im Radisson genommen.

In seiner Suite setzt er sich aufs Bett; die Tür hat er mit einem Riegel und einer Kette gesichert. Außerdem hat er verlangt, sein Telefon abzuschalten, schließlich erwartet er keine Anrufe. Die Mitarbeiter an der Rezeption hatten offenbar Verständnis dafür. Er ist ein reicher Mann aus Los Angeles, der seine Ruhe will. Bei diesem Hotel handelt es sich um das beste Haus in Baton Rouge. Das Personal ist an Gäste aus der ganzen Welt gewöhnt, die die Dienste der Pagen nicht in Anspruch nehmen und gern diskret kommen und gehen. Sie wollen nicht gestört werden und bleiben nur selten lange.

Benton schließt seinen Laptop an die Modemleitung in seinem Zimmer an. Dann gibt er seinen Code ein, um das Schloss des neuen schwarzen Aktenkoffers zu entriegeln. Er hat ihn absichtlich verkratzt, indem er damit an Möbeln entlanggeschrammt ist und ihn über den Boden gezogen hat. Benton nimmt das Knöchelhalter ab und legt die .375er Magnum Smith & Wesson 340PD aufs Bett. Es ist eine Wiederlader-Waffe, bestückt mit fünf Patronen der Marke Speer Gold Dot mit 8,10 Gramm Geschossgewicht.

Aus dem Aktenkoffer holt er zwei Pistolen: eine jackentaschenfreundliche .40-kalibrige Glock 27, Kapazität zehn Schuss, einschließlich einem im Patronenlager. Die Munition ist Marke Hyda-Shok, 9,72 Gramm schwere Zentralzündungs-Hohlspitzengeschosse mit eingekerbtem Mantel, Geschwindigkeit 357 Zentimeter pro Sekunde, eine Hochleistungspatrone mit einer gewaltigen Aufhaltekraft, da sich das

Geschoss beim Eindringen in den Gegner zu einer rasiermesserscharfen Blüte ausbreitet.

Seine zweite und wichtigere Pistole ist die P 226 SL Sig Sauer Neun-Millimeter, Kapazität sechzehn Schuss, einschließlich einem im Patronenlager. Die Munition ist ebenfalls von Hydra-Shok: 7,97 Gramm schwere Zentralzündungs-Hohlspitzengeschosse mit eingekerbtem Mantel, Geschwindigkeit 336 Zentimeter pro Sekunde, tiefem Eindringen und großer Aufhaltekraft.

Es ist durchaus möglich, alle drei Pistolen gleichzeitig mit sich herumzutragen. Das hat Benton auch schon früher getan: die .375er Smith & Wesson im Knöchelhalfter, die .40-kalibrige Glock im Schulterhalfter und die Neun-Millimeter-Sig-Sauer im Taillenbündchen im Rücken.

Die Ersatzmagazine für die Pistolen und die zusätzlichen Patronen für die .375er Magnum kommen in die modische Gürteltasche. Benton zieht eine locker sitzende Jacke von London Fog und dazu eine weite Jeans an, die ein Stückchen zu lang ist. Dazu trägt er eine Mütze, eine getönte Brille und die Prada-Schuhe mit den Gummisohlen. Er könnte Tourist sein. Er könnte auch in Baton Rouge arbeiten und würde in dieser Stadt der Industrienomaden kaum wahrgenommen werden, denn schließlich wimmelt es hier von Professoren - einige davon exzentrisch -, gleichgültigen Studenten und geistesabwesenden Gastdozenten aller Altersgruppen und Nationalitäten. Er könnte hetero sein. Er könnte schwul sein. Oder auch beides zusammen.

Am nächsten Morgen folgt Scarpettas Blick dem schlammigen trägen Wasser des Mississippi von einem Casinoschiff zu dem Zerstörer *USS Kidd* und bis zur Old Mississippi Bridge in der Ferne. Dann sieht sie wieder Dr. Lanier an.

In den wenigen Minuten, die sie, als sie gestern Abend endlich vor seiner Tür stand, mit ihm hat verbringen können, ist sie zu dem Schluss gekommen, dass sie ihn sympathisch findet. Er hat sie rasch hinten herum durch den Garten ins Gästehaus geführt, ohne sie hereinzubitten, da er befürchtet, seine Frau zu wecken. Allerdings hat sie Angst, dass es keine gute Idee sein könnte, ihn zu mögen.

»Wie eng war Ihr Kontakt und der Ihres Büros im Fall Charlotte Dard mit der Familie? Haben Sie versucht, sie zu beraten oder zu befragen?«

»Nicht so eng, wie ich mir gewünscht hätte. Ich habe mir Mühe gegeben«, das Funkeln in seinen Augen erlischt, und er presst die Lippen zusammen, »und mit der Schwester, Mrs. Guidon, gesprochen. Allerdings nur kurz. Sie ist eine seltsame Frau. Aber jetzt sollten Sie sich erst mal umschauen, damit Sie wissen, wo Sie sind.«

Der Themenwechsel erscheint ihr über vorsichtig, so, als befürchte er, belauscht zu werden. Er dreht sich in seinem Schreibtischstuhl um und zeigt aus dem Fenster nach Westen.

»Ständig springen irgendwelche Leute von der Old Mississippi Bridge. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich schon

Leichen aus dem Fluss gefischt habe, weil so ein armer Teufel Schluss gemacht hat. Die meisten lassen sich dabei Zeit. Und während die Polizei versucht, ihnen ihr Vorhaben auszureden, brüllen die Leute in ihren Autos: »Los, spring doch endlich!«, weil sie den Verkehr aufhalten. Ist das zu fassen?

Da vorne hatte ich mal mit einem Typen zu tun, der, in einen Duschvorhang gewickelt, versucht hat, sich mit einer AK-47 Zutritt zur *U.S.S. Kidd* zu verschaffen, um alle Russen abzuknallen. Er wurde abgefangen«, fügt er schmunzelnd hinzu. »Der Tod und die geistige Gesundheit gehören bei uns in dieselbe Abteilung. Wir sind auch für Geisteskranke zuständig und veranlassen etwa dreitausend Zwangseinweisungen pro Jahr.«

»Wie funktioniert das genau?«, will Scarpetta wissen. »Wird die Zwangseinweisung von einem Familienmitglied beantragt?«

»Fast immer. Allerdings kann auch die Polizei sie anfordern. Und wenn der Leichenbeschauer - in diesem Fall ich - die Ansicht vertritt, dass eine Person schwer gestört, eine akute Gefahr für sich und andere und nicht bereit oder nicht in der Lage ist, sich einer ärztlichen Behandlung zu unterziehen, schicken wir die Polizei hin.«

»Der Leichenbeschauer wird doch gewählt. Deshalb ist es wohl ratsam für ihn, sich mit dem Bürgermeister, der Polizei, dem Sheriff, der Louisiana State University, der Southern University, der Bezirksstaatsanwaltschaft, den Richtern, der Bundesstaatsanwaltschaft und, nicht zu vergessen, den einflussreichen Mitgliedern der Gemeinde gut zu stellen.« Scarpetta hält inne. »Menschen mit genug Macht haben nämlich die Möglichkeit, das Wahlverhalten der Bevölkerung zu steuern. Die Polizei empfiehlt, jemanden in eine psychiatrische Anstalt einzuweisen, und der hiesige

Leichenbeschauer stimmt zu. In meinen Augen stellt das einen Interessenkonflikt dar.«

»Es kommt sogar noch schlimmer. Der Leichenbeschauer entscheidet auch über die Verhandlungsfähigkeit.«

»Also führen Sie die Aufsicht über die Autopsie eines Mordopfers und stellen Todesursache und Todesart fest, und wenn der mutmaßliche Mörder dann gefasst wird, bestimmen Sie, ob er verhandlungsfähig ist.«

»Ich führe zuerst im Untersuchungszimmer den DNS-Abstrich durch. Und anschließend sitzt der Täter oder die Täterin, flankiert von Polizisten und mit einem Anwalt, hier in meinem Büro und wird von mir befragt.«

»Dr. Lanier, Sie haben das merkwürdigste Rechtssystem, das mir je untergekommen ist. Außerdem hört es sich für mich so an, als

stünden Sie ganz allein da, falls die hohen Herren zu dem Schluss kommen, dass Sie ihnen zu aufmüpfig sind.«

»Willkommen in Louisiana! Und wenn besagte hohe Herren versuchen, mir vorzuschreiben, wie ich meine Arbeit machen soll, schlage ich ihnen vor, mich am Arsch zu lecken.«

»Und die Verbrechensrate bei Ihnen? Ich weiß, sie ist ziemlich hoch.«

»Schlimmer als hoch. Katastrophal«, erwidert Lanier. »Und zwar unübertroffen. Baton Rouge hat die höchste Quote un-
aufgeklärter Tötungsdelikte in den Vereinigten Staaten.«

»Warum?«

»Offensichtlich deshalb, weil Baton Rouge eine sehr gewalttätige Stadt ist. Was die

genaueren Gründe angeht, bin ich auch nicht sicher.«

»Und die Polizei?«

»Hören Sie, ich habe eine Hochachtung vor Streifenpolizisten. Die meisten geben sich wirklich große Mühe. Aber weiter oben sitzen Leute, die den guten Kollegen Knüppel zwischen die Beine werfen und die Arschlöcher befördern. Politik.« Sein Stuhl quietscht, als er sich zurücklehnt. »Hier bei uns geht ein Serienmörder um. Vermutlich hat im Laufe der Jahrzehnte mehr als einer von diesen Typen hier sein Unwesen getrieben.« Als er die Achseln zuckt, wirkt das alles andere als locker oder schicksalsergeben. »Politik. Wie oft muss ich das Wort noch wiederholen?«

»Organisiertes Verbrechen?«

»Der fünftgrößte Hafen der USA und die zweitgrößte petrochemische Industrie im Land. Außerdem produziert Louisiana etwa sechzehn Prozent des amerikanischen Öls. Kommen Sie.« Er steht auf. »Mittagessen. Jeder Mensch muss mal was zu sich nehmen, und ich habe den Eindruck, dass das bei Ihnen in letzter Zeit zu kurz gekommen ist. Sie sehen ziemlich mitgenommen aus, und Ihr Hosenanzug ist an der Taille ein bisschen zu weit.«

Scarpetta fehlen die Worte, um ihm zu erklären, wie sehr sie diesen schwarzen Hosenanzug inzwischen hasst.

Als sie und Dr. Lanier aus dem Büro kommen, blicken drei Sachbearbeiterinnen auf.

»Kommen Sie wieder?«, will eine dicke Frau mit grauem Haar in kaltem, hartem Tonfall von ihrem Chef wissen.

Scarpetta ist sicher, dass es sich um die Sachbearbeiterin handelt, über die Dr. Lanier sich bei ihr beschwert hat.

»Wer kann das sagen?«, erwidert er mit einer Stimme, die Scarpetta bei einem Zeugen vor Gericht als tonlos bezeichnen würde.

Sie merkt ihm an, dass er die Frau nicht mag. Die hässlichen Geister der Vergangenheit schweben zwischen ihnen im Raum. Lanier wirkt erleichtert, als die Tür zum Vorzimmer aufgeht und ein hoch gewachsener, gut aussehender Mann in marineblauer Uniformhose und der dunkelblauen Jacke des Leichenbeschauers hereinkommt. Er strahlt eine überschäumende Energie aus, die ihm einige Schritte vorauszuweichen scheint; die Blicke der dicken Sachbearbeiterin umschwirren sein Gesicht wie zornige Wespen. Eric Murphy, der oberste Ermittler in Todesfällen, heißt Scarpetta in Louisiana willkommen. »Gehen wir essen?«, fragt er.

»Ganz egal, was los ist, Sie müssen essen«, meint Dr. Lanier an der Aufzugtür. »Ich bestehe darauf, und das hier ist die richtige Stadt dafür.« Er deutet mit dem Kopf auf sein Vorzimmer. »Wie ich schon sagte, kann ich diese Frau einfach nicht loswerden.« Geistesabwesend drückt er auf den Knopf für die Tiefgarage. »Sie arbeitet schon länger in diesem Büro als ich und ist so etwas wie eine Altlast, die von einem Leichenbeschauer an den nächsten vererbt wird.«

Der Aufzug hält in einer großen Tiefgarage. Autotüren fallen in einem gedämpften Rhythmus ins Schloss, als die Mitarbeiter in die Mittagspause gehen. Dr. Lanier zeigt mit der Fernbedienung auf das Fahrzeug, das er seinen Dienstwagen nennt, einen schwarzen Chevrolet Caprice mit einem Blaulicht auf dem Armaturenbrett, einem Funkgerät, einem Polizeifunk und einer V-8-Maschine in Turboausführung. »Notwendig für

Verfolgungsjagden«, prahlt er, als Scarpetta eine der rückwärtigen Türen öffnet und einsteigt.

»Sie können doch nicht hinten sitzen. Wie sieht denn das aus?«, protestiert Eric und hält die Beifahrertür auf. »Schließlich sind Sie unser Gast, Ma'am.«

»Ach, bitte, nennen Sie mich nicht Ma'am. Ich heiße Kay. Und ich habe die kürzeren Beine, weshalb ich besser hinten sitze.«

»Sie können mich nennen, wie Sie wollen«, erwidert Eric. »Das tun alle anderen auch.«

»Und ich bin ab sofort Sam. Ab jetzt hat es sich ausgedoktert«, fügt Lanier hinzu.

»Mich brauchen Sie auch nicht mit Doktor anzusprechen«, ergänzt Eric. »Und zwar deshalb, weil ich gar keiner bin.«

Er setzt sich ins Auto und gibt es auf, Scarpetta einen Platz anweisen zu wollen.»Tja, wahrscheinlich warst du nur einmal im Leben Doktor.« Lanier lässt den Motor an. »Und zwar damals mit zehn oder zwölf, als du die kleinen Mädchen in der Nachbarschaft angegrapscht hast. Verdammst, wie ich es hasse, zwischen diesen verdammten Betonpfeilern zu parken.«

»Die haben nämlich die Angewohnheit, sich dir ständig in den Weg zu stellen, richtig, Sam?« Eric dreht sich um und zwinkert Scarpetta zu. »In regelmäßigen Abständen attackieren sie sein Fahrzeug. Schauen Sie mal da rüber.« Er zeigt auf einen Betonpfeiler, den Kerben und schwarze Lackkratzer zieren. »Was würden Sie daraus schließen, wenn Sie diesen Tatort untersuchen müssten?« Er entfernt das Zellophan von einem Päckchen Dentyne-Kaugummi. »Ich will Ihnen mal einen Tipp geben. Früher war das der Parkplatz des

Leichenbeschauers, doch der - dreimal dürfen Sie raten, wer es war - hat sich vor nicht allzu langer Zeit beschwert, dass er zu eng sei und dass er nur über seine Leiche weiter dort parken würde.«

»Jetzt verrate doch nicht meine ganzen Geheimnisse.« Langsam quält sich Dr. Lanier aus der Lücke. »Außerdem hat meine Frau diesen Schaden angerichtet. Sie ist eine noch schlechtere Autofahrerin als ich, nur damit das einmal gesagt ist.«

»Sie ist auch Ermittlerin in Todesfällen.« Wieder dreht Eric sich um. »Und arbeitet umsonst wie die meisten von uns.«

»Quatsch.« Dr. Lanier beschleunigt sein Hochgeschwindigkeits-Verfolgerfahrzeug stärker, als in einer Tiefgarage eigentlich angebracht ist. »Du kriegst viel mehr, als du verdienst.«

»Können wir jetzt offen reden?«, fragt Scarpetta.

»Ich glaube schon. Zu meinem Büro haben viele Leute Zutritt; keine Ahnung, wer da ein und aus geht. Aber niemand fasst mein Auto oder meine Harley an«, erwidert Dr. Lanier.

Mit fester, ruhiger Stimme konfrontiert Scarpetta ihn mit den Tatsachen. »Auf dem Hinflug saß ich rein zufällig zwischen dem kleinen Sohn der Dards und dem hier zuständigen Bundesstaatsanwalt Weldon Winn. Zu guter Letzt musste ichsogar Albert Dard nach Hause fahren. Möchten Sie mir nicht verraten, was, zum Teufel, hier gespielt wird?«

»Es macht mir Angst.«

»Der Junge war in Miami, wurde gestern Vormittag Hals über Kopf zum Flughafen

gekarrt und in einen Flieger nach Houston gesetzt, sodass er in meiner Maschine nach Baton Rouge saß. Genauso zufällig hatte Winn ebenfalls einen Platz in meiner Maschine. Übrigens halte ich Sie nicht für einen Menschen, der so rasch Angst kriegt.«

»Zwei Dinge: Erstens kennen Sie mich nicht, und zweitens kennen Sie sich hier nicht aus.«

»Wo war Albert vor acht Jahren, als seine Mutter in einem Motelzimmer starb ?«, fragt Scarpetta. »Wo war sein Vater, und warum ist dieser geheimnisvolle Vater, ich zitiere, *immer weg*, wie der Junge es ausdrückt?«

»Das weiß ich nicht. Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich Albert bereits begegnet bin. Im letzten Jahr musste ich den Jungen in der Notaufnahme untersuchen und habe einen Tipp gekriegt, was seine wohlhabende Familie und den geheimnisvollen Tod seiner

Mutter angeht. Er wurde in eine private psychiatrische Klinik in New Orleans eingewiesen.«

»Warum, um Himmels willen?«, wundert sich Scarpetta und fügt hinzu: »Die Familie lässt den Jungen allein reisen, obwohl er bereits in psychiatrischer Behandlung war?«

»Nach dem, was Sie mir erzählt haben, war er ja nicht allein. Sein Onkel hat ihn den Flugbegleiterinnen übergeben, die sich zweifellos darum gekümmert haben, dass er in Houston den richtigen Flugsteig erreicht hat. Und dann haben Sie sich ja den restlichen Flug über mit ihm beschäftigt. Außerdem ist er nicht psychotisch.

Es heißt, dass seine Tante vor drei Jahren, im vergangenen Oktober also, die Notfallnummer anrief und meldete, ihr Neffe - damals war er, glaube ich, sieben - blute stark und behauptete, draußen beim

Radfahren überfallen worden zu sein. Der Junge war angeblich hysterisch und völlig verängstigt. Und, tja, es stellte sich heraus, dass der arme Kleine gar nicht überfallen worden war, Kay. Sie sagten doch, ich könnte Sie so nennen. Dafür gab es nicht die Spur eines Beweises. Offen gestanden hat er die Angewohnheit, sich selbst zu verletzen. Mit einem Messer. Und anscheinend hatte er wieder damit angefangen, kurz bevor ich ihn in der Notaufnahme untersuchte, was eine ziemlich scheußliche Sache war.«

Scarpetta erinnert sich an die fehlenden Messer in der Küche der Dards.

»Sind Sie absolut sicher, dass er sich die Verletzungen selbst zugefügt hat?«, fragt sie.

»Ich gebe mir Mühe, nie absolut sicher zu sein, und wüsste nicht, was, bis auf den Tod, unverrückbar feststünde«, entgegnet Dr. Lanier. »Aber ich habe viele halbherzige

Schnitte entdeckt, die eigentlich nur Kratzer waren. Das ist ein ziemlich deutlicher Hinweis darauf, dass sich jemand noch am Anfang des tragischen Wegs der Selbstzerstörung befindet. Die Wunden waren alle geringfügig und an Stellen, die der Junge zwar erreichen konnte, die für andere aber nicht gleich sichtbar sind. Bauch. Oberschenkel. Gesäß.«

»Das erklärt, warum ich keine Narben bemerkt habe, als ich im Flugzeug neben ihm saß«, meint Scarpetta. »So etwas wäre mir sicher aufgefallen.«

»Doch am meisten macht mir eine offensichtliche Frage zu schaffen«, fährt Dr. Lanier fort. »Jemand wollte Sie nach Baton Rouge locken. Warum?«

»Das müssen Sie mir verraten. Sagen Sie mir, wer meine Reisepläne hat durchsickern lassen, denn in meinen Augen sind Sie am

ehesten verdächtig. Oder jemand in Ihrem Büro, der wusste, dass ich komme.«

»Mir ist klar, warum Sie das denken. Daran besteht kein Zweifel. Meine Informationen genügten, um diese Scharade zu veranstalten - immer vorausgesetzt, dass ich auf freundschaftlichem Fuß mit Weldon Winn stehe. Aber das ist nicht der Fall. Ich kann diesen Widerling nicht leiden. Er ist dreckiger als eine Müllkippe, hat eine Menge Geld und behauptet, er sei reich geboren. Und jetzt raten Sie, woher er kommt. Er stammt aus Myrtle Beach in South Carolina. Sein Vater war Platzwart auf einem Golfplatz, und seine Mutter hat sich als Schwesternhelferin krumm geschuftet. Der Mistkerl kommt also aus ganz kleinen Verhältnissen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Fragen Sie Eric.«

Der Ermittler dreht sich lächelnd um. »Ich war früher beim FBI. Hin und wieder schaffe ich es, einen Blick über den Teller-
rand zu werfen und dabei tatsächlich etwas zu sehen.«

»Die Sache ist, dass Weldon Winn bis über beide Ohren in illegale Machenschaften verstrickt ist«, spricht Dr. Lanier weiter. »Ob das je ein Mensch beweisen oder ob sich überhaupt jemand dafür interessieren wird, steht auf einem anderen Blatt. Tatsache ist jedenfalls, dass einige Leute, die in den letzten Jahren hier verhaftet wurden, es geschafft haben, sich um das >Projekt Exil< herumzudrücken. Das heißt, sie haben nicht zusätzlich zu ihrer Strafe fünf Jahre in einem Bundesgefängnis verbüßen müssen, was eigentlich vorgeschrieben ist, wenn bei einem Verbrechen eine Schusswaffe im Spiel ist. Irgendwie hat es unser zuständiger Bundesstaatsanwalt geschafft, diese Fälle zu

übersehen, ebenso wie der Ausschuss, der die Aufgabe hat, den Überblick zu behalten.

Einer der Gründe, warum ich in meiner geliebten Heimatstadt so viel Ärger habe, ist, dass ich mich weigere, vor den Politikern zu katzbuckeln. Im nächsten Jahr steht meine Wiederwahl an, und ich kann mit einer Arche Noah voller Arschlöcher aufwarten, die sich diebisch freuen würden, wenn ich nicht mehr Leichenbeschauer wäre. Die bösen Jungs wissen mich eben nicht zu schätzen, und ich gebe mich auch nicht mit ihnen ab. Ihre Abneigung betrachte ich als Kompliment.«»Wir beide haben miteinander telefoniert. Ihr Büro hat mir den Mietwagen besorgt«, meint Scarpetta.

»Ein Fehler. Das war verdammt dämlich von mir. Ich hätte das selbst erledigen sollen, und zwar nicht im Büro. Meine Sekretärin ist vertrauenswürdig. Die Sachbearbeiterin, die

Sie gerade kennen gelernt haben, hat vielleicht gelauscht. Keine Ahnung.«

Sie fahren durch ein nicht sehr bemerkenswertes Viertel von Baton Rouge; es liegt neben der Universität, die die Stadt dominiert. Swamp Mama's in der 3. Straße ist eine beliebte Studentenkneipe. Dr. Lanier parkt in einer Halteverbotszone und wirft die rote Metallplakette mit der Aufschrift *Büro des Leichenbeschauers* aufs Armaturenbrett, so als wäre aus dem Mittagessen plötzlich ein Tatort geworden.

Marino biegt in den Parkplatz von Louisiana Air ein und bleibt nach Polizistenmanier, also Fahrerfenster an Fahrerfenster, neben Lucys Geländewagen stehen.

»Braver Junge. Du bist deinen Pick-up losgeworden«, meint Lucy anstelle einer Begrüßung. »Hier unten brauchst du nämlich keinen Monstertruck mit Nummernschildern aus Virginia.«

»Hey, ich bin doch nicht blöd. Obwohl das hier eine ziemliche Schrottkarre ist.«

Sein gemieteter Pick-up ist ein Sechszylinder-Toyota, der nicht einmal einen Spritzschutz hat.

»Wo hast du ihn abgestellt?«, fragt Lucy.

»Am Flughafen bei den Langzeitparkern. Hoffentlich bricht ihn niemand auf. Alles, was ich besitze, ist in diesem Auto, auch wenn es nicht viel ist.«

»Also los.«

Sie parken ihre Wagen, aber nicht nebeneinander.

»Wo ist dein Freund?«, erkundigt sich Marino auf dem Weg zur FBO, dem Verwaltungsgebäude der *Fixed Base Operation*.

»Er erkundet die Gegend und schaut, ob er Roccas Haus in Spanish Town, dem historischen Viertel, findet, wo er angeblich gewohnt hat.«

Sie wendet sich an die Mitarbeiterin an der Theke. »Der Bell vier-null-sieben«, sagt sie, ohne die Zulassungsnummer zu nennen.

Das ist auch nicht nötig, denn ihr Hubschrauber ist derzeit der einzige auf dem Flugplatz. Die Frau drückt auf einen Knopf, der die Tür zum Flugfeld entriegelt. Eine Gulf Stream wirft gerade den Motor an. Das Dröhnen ist so schmerzhaft laut, dass Lucy und Marino sich die Ohren zuhalten müssen. Sie achten darauf, nicht hinten um die Maschine herumzugehen, damit sie keinen Schwall von Abgasen abkriegen. Denn wenn man erst einmal den Geruch von Kerosin in der Nase hat, bekommt man in einem kleinen Cockpit leicht Kopfschmerzen. Dann eilen sie zur Hubschrauberplattform, die sich am Rand des Flugfeldes befindet - weit abseits von den Flugzeugen. Viele Menschen, die sich nicht mit Hubschraubern auskennen, befürchten nämlich, der Luftstrom der Rotoren könnte Steine und Sand aufwirbeln, die den Lack von Maschinen mit feststehenden Tragflächen beschädigen.

Marino hat keine Ahnung von Hubschraubern und mag sie nicht. Er schafft es kaum, seine beleibte Gestalt in den linken Sitz zu zwängen, da dieser sich weder verstellen noch zurückschieben lässt.

»Verdammtes Drecksteil«, flucht er, während er den Sicherheitsgurt so weit wie möglich lockert.

Lucy hat ihre übliche Start-Checkliste bereits abgearbeitet und überprüft zum letzten Mal Unterbrecher, Schalter und Leistungshebel. Dann schaltet sie die Batterie ein. Sie wartet, bis die automatischen Testprogramme durchgelaufen sind, kontrolliert anschließend die übrigen Funktionen und aktiviert den Generator. Nachdem sie den Kopfhörer aufgesetzt hat, schiebt sie den Leistungshebel auf 100 Umdrehungen pro Minute. In einer Situation wie heute nutzen ihr weder das GPS noch die übrigen Navigationsinstrumente. Auch eine Luftkarte hilft

ihr nichts, weshalb sie einen Stadtplan von Baton Rouge auf ihrem Schoß ausbreitet und mit dem Finger die Route 408, auch Hooper Road genannt, in südlicher Richtung entlangfährt.

»Unser Ziel befindet sich nicht mehr auf der Karte«, spricht sie ins Mikrofon. »Der Lake Maurepas. Wir nehmen Kurs in Richtung New Orleans und enden hoffentlich nicht am Lake Pontchartrain. So weit müssen wir nämlich nicht, doch wenn es passiert, haben wir den Lake Maurepas, den Blind River und Dutch Bayou überflogen. Aber das geschieht schon nicht.«

»Flieg schnell«, sagt Marino. »Ich hasse Hubschrauber, auch deinen.«

»Es geht los«, verkündet sie, stabilisiert den Helikopter im Schwebeflug und startet in den Wind.

Swamp Mama's ist eine Kneipe mit alten Vinylpolstern und einem unlackierten Holzboden. Es riecht nach Bier.

Während ein Kellner, offensichtlich ein Student, die Getränkebestellungen entgegennimmt, verschwinden Eric und Dr. Lanier aufs Klo.

»Eins sage ich dir«, meint Eric, während sie die Toilette betreten, »die würde ich sofort mit nach Hause nehmen. Vielleicht schon heute Abend.«

»Sie hat kein Interesse an dir«, erwidert Lanier in einem Tonfall, bei dem sich seine Stimme am Ende des Satzes hebt, sodass seine Anmerkungen wie Fragen klingen,

auch wenn es gar keine sind. »Also Schluss damit.« »Sie ist nicht verheiratet.«

»Lass meine Beraterinnen in Ruhe, vor allem diese hier. Die frisst dich roh zum Frühstück.«

»Ja, bitte, ja, ja.«

»Immer wenn dir wieder eine Freundin den Laufpass gibt, setzt bei dir der Verstand aus.«

Sie führen dieses Gespräch am Urinal, einem der wenigen Orte auf diesem Planeten, wo es sie nicht stört, mit dem Rücken zur Tür zu stehen.

»Ich versuche nur dahinter zu kommen, wie ich sie beschreiben würde«, fährt Eric fort. »Nicht hübsch wie deine Frau, sondern eher ein markantes Gesicht. Außerdem finde ich nichts aufregender als eine tolle Figur in

einem Hosenanzug oder vielleicht noch in einer Uniform.«

»Du bist genauso verblödet wie eine Schmeißfliege. Wehe, wenn du anfängst, um sie rumzuschwirren, Eric.«

»Mir gefällt auch ihre Brille. Ob sie wohl einen Freund hat? Ist dir schon aufgefallen, dass dieser Anzug nichts versteckt, was wichtig ist?«

»Nein, ist mir nicht.« Dr. Lanier schrubbt so heftig seine Hände am Waschbecken, als wolle er gleich eine Herztransplantation durchführen. »Ich bin blind. Vergiss nicht, dir die Hände zu waschen.«

Lachend tritt Eric hinter ihn ans Becken, dreht das heiße Wasser auf und pumpt sich reichlich rosafarbene Seife auf die Handflächen. »Jetzt mal im Ernst, Boss. Was ist,

wenn ich sie frage, ob sie mit mir ausgehen will? Da ist doch nichts dabei.«

»Vielleicht solltest du es mal bei ihrer Nichte probieren. Die ist eher in deinem Alter. Sehr attraktiv und blitzgescheit. Aber die ist vermutlich eine Nummer zu groß für dich. Außerdem ist sie mit einem Typen hier, auch wenn sie nicht im selben Zimmer geschlafen haben.«

»Wann lerne ich sie kennen? Heute Abend? Kochst du uns was? Oder gehen wir ins Boutin's?« »Was ist bloß los mit dir?«

»Ich habe gestern Abend Austern gegessen.«

Dr. Lanier reißt Papierhandtücher aus einem Metallspender an der Wand und legt einen kleinen Stapel neben Eric auf das Waschbecken. Als er aus der Toilette kommt, beobachtet er Scarpetta und stellt fest, dass

alles an ihr außergewöhnlich ist, selbst die Art und Weise, wie sie nach ihrem Kaffee greift - langsam, bedächtig und eine Selbstsicherheit und Macht ausstrahlend, die ganz und gar nichts mit dem Trinken von Kaffee zu tun haben. Sie studiert Notizen in einem Taschenkalender mit einem schwarzen Einband, bei dem sie immer wieder neue Seiten einlegen kann. Lanier vermutet, dass sie ständig neue Seiten braucht, denn sie gehört zu den Menschen, die jede Einzelheit und jede Unterhaltung notieren, die vielleicht einmal wichtig werden könnte. Ihre Gewissenhaftigkeit geht über das hinaus, was in ihrem Beruf verlangt wird. Er nimmt neben ihr Platz.

»Ich empfehle das Gumbo«, sagt er gerade, als sein Mobiltelefon eine dünne, elektronische Version von Beethovens Fünfter zum Besten gibt.

»Könntest du nicht mal einen anderen Klingelton einstellen?«, beschwert sich Eric.

»Lanier«, meldet er sich. Er lauscht eine Weile, runzelt die Stirn und sieht Eric an.
»Ich fahre sofort los.«

Er steht auf und wirft die Serviette auf den Tisch.

»Auf geht's«, sagt er. »Wir haben es mit einer ganz üblen Sache zu tun.«

Das Gelände zwischen dem Flughafen von Baton Rouge und dem Lake Maurepas besteht aus Sümpfen, Flussläufen und Bächen, die Lucy nervös machen. Selbst mit aufblasbaren Schwimmkissen wäre eine Notlandung hier ziemlich unangenehm. Und wie ein Rettungsteam sie je erreichen sollte, ist eine andere wichtige Frage. Lucy möchte sich die Reptilien lieber nicht vorstellen, die in diesen dunklen Gewässern, an den schlammigen Ufern und im Schatten der mit Greisenbart überwucherten Bäume lauern. Im Gepäckraum führt sie stets eine Notfallausrüstung mit, zu der Walkie-Talkies, Wasser, Proteinriegel und Insektenschutzmittel gehören.

Versteckt zwischen den dichten Bäumen stehen Unterstände und gelegentliche

Fischerhütten. Auch als Lucy tiefer und langsamer fliegt, weist nichts auf menschliche Bewohner hin. An manchen Stellen gibt es nur für ein sehr kleines Boot oder vielleicht ein Luftkissenboot ein Durchkommen, und die schmalen Flussläufe wirken aus der Luft wie Venen, die sich durch das Schilf schlängeln.

»Siehst du da unten Alligatoren?«, fragt sie Marino.

»Alligatoren sind mir egal. Und sonst ist da unten nichts.«

Als die Bäche in Flüssen münden und Lucy eine blassblaue Linie am Horizont erkennt, nähern sie sich wieder der Zivilisation. Der Tag ist mild und leicht bewölkt, gutes Wetter, um aufs Wasser hinauszufahren. Viele Boote sind unterwegs, und Fischer und Freizeitsegler blicken zu dem Helikopter hinauf. Lucy achtet darauf, nicht zu

tief zu fliegen, damit es nicht wie ein Erkundungsflug wirkt. Sie ist nur eine Pilotin, die ein bestimmtes Ziel ansteuert. Sie nimmt Kurs nach Osten, hält Ausschau nach dem Blind River und fordert Marino auf, dasselbe zu tun.

»Warum, glaubst du, heißt das Ding Blind River?«, gibt Marino zurück. »Weil es unsichtbar ist.«

Als sie weiter nach Osten kommen, erkennen sie immer mehr kleine Bootshäfen. Die meisten sind gut in Schuss, und es liegen Boote vor Anker. Lucy bemerkt einen Kanal, wendet und folgt seinen Windungen nach Süden, bis er breiter wird und sich in einen Fluss verwandelt, der schließlich in einem See mündet. Verschiedene, düster wirkende Kanäle zweigen von dem Fluss ab, und als sie kreist und tiefer fliegt, kann sie keine einzige Fischerhütte ausmachen.

»Wenn es Talley war, der den Arm als Köder an den Haken gesteckt hat«, meint Lucy, »dann hat er sich wahrscheinlich irgendwo ganz in der Nähe verkrochen.«

»Tja, und falls das stimmt und du weiter kreist, wird er uns ganz sicher sehen«, merkt Marino an.

Sie kehren um, suchen aber weiter die Gegend ab. Dabei halten sie vor allem Ausschau nach Antennen, achten jedoch darauf, keine petrochemischen Fabriken zu überfliegen, um nicht zur Landung gezwungen zu werden. Lucy hat einige grell orangefarbene Dauphine-Helikopter bemerkt, wie sie normalerweise die Küstenwache benutzt; inzwischen gehört die Küstenwache zum Heimatschutz und ist ständig auf Terroristenjagd. Deshalb ist es heutzutage auch nicht ratsam, einer petrochemischen Fabrik zu nahe zu kommen. Noch fataler wäre es jedoch, mit einer dreihundert Meter hohen

Antenne zu kollidieren. Lucy hat die Fluggeschwindigkeit auf neunzig Knoten reduziert, denn sie hat es mit der Rückkehr zum Flughafen nicht eilig. Sie überlegt, ob nun der richtige Zeitpunkt ist, um Marino reinen Wein einzuschenken.

Solange sie in der Luft ist und auf Hindernisse achten muss, kann sie ihn nicht ansehen. Ihr Magen krampft sich zusammen, und ihr Puls wird schneller.

»Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll...«, beginnt sie.

»Du brauchst nichts zu sagen«, erwidert er. »Ich weiß es bereits.«

»Woher?« Sie ist gleichzeitig verwirrt und erschrocken.

»Ich bin Detective, schon vergessen? Chandonne hat zwei versiegelte Briefe

abgeschickt. Einen an dich und einen an mich, beide in Umschlägen der National Academy of Justice. Deinen hast du mich nie lesen lassen. Du hast gesagt, es handle sich nur um das Gestammel eines Verrückten. Ich hätte darauf bestehen können, aber etwas hat mir geraten, es nicht zu tun. Dann waren du und Rudy plötzlich verschwunden, und ein paar Tage später erfahre ich, dass Rocco tot ist. Ich frage dich nur, ob Chandonne dir mitgeteilt hat, wo du Rocco finden kannst, und ob er dir die notwendigen Informationen gegeben hat, um ihn auf die Fahndungsliste von Interpol zu setzen.«

»Ja. Den Brief habe ich dir nicht gezeigt, weil ich Angst hatte, du könntest selbst nach Polen fahren.«

»Was hätte ich dort tun sollen?«

»Dreimal darfst du raten. Wenn du ihn in diesem Hotelzimmer angetroffen, ihn

endlich zur Rede gestellt und ihn so gesehen hättest, wie er wirklich war, was hättest du dann wohl getan?«

»Vermutlich dasselbe wie du und Rudy«, entgegnet Marino.

»Ich kann dir die Einzelheiten erzählen.«

»Ich will sie nicht wissen.«

»Vielleicht hättest du es nicht über dich gebracht, Marino. Gott sei Dank nicht. Schließlich war er dein Sohn«, sagt sie. »Und irgendwo tief in deinem Herzen hast du ihn geliebt.«

»Was mir noch mehr wehtut als sein Tod ist, dass das nicht stimmt«, erwidert Marino.

Die erste Blutspur befindet sich einen Meter hinter der Eingangstür; es ist ein einziger Tropfen von der Größe eines Fünfcents, absolut rund mit einem gezackten Rand, der an das Blatt einer Kreissäge erinnert.

Neunzig-Grad-Winkel, denkt Scarpetta. Ein durch die Luft fliegender Blutstropfen nimmt eine nahezu perfekte Kugelform an, die beim Aufprall erhalten bleibt, wenn das Blut in einem Neunzig-Grad-Winkel und in gerader Linie zu Boden fällt. An der Teppichkante vor dem Sofa scheint eine blutige Stelle von einem Fuß verschmiert worden zu sein, so als wäre jemand auf die mit Blut bespritzten Fliesen getreten und ausgerutscht. Scarpetta nähert sich, um die Stelle zu betrachten, starrt auf den trockenen,

dunkelroten Fleck, wendet dann den Kopf und blickt Dr. Lanier an. Als er herankommt, deutet sie auf einen fast nicht wahrzunehmenden Teilabdruck eines Schuhabsatzes mit einem Profil aus kleinen Wellen, die Scarpetta an eine Kinderzeichnung vom Meer erinnern.

Eric beginnt zu fotografieren.

Neben dem Sofa setzen sich die Kampfspuren rings um einen Couchtisch aus Glas und Schmiedeeisen fort, der schief steht. Der Teppich darunter ist verschoben, und ein Stück weiter wurde ein Kopf gegen die Wand gestoßen.

»Wischspuren von Haaren.« Scarpetta deutet auf das blutige, federförmige Muster, das den blassrosa Anstrich bedeckt.

Die Tür geht auf, und ein Polizist in Zivil kommt herein. Er hat dunkles Haar mit

zurückweichendem Ansatz. Erst sieht er zwischen Dr. Lanier und Eric hin und her, dann bleibt sein Blick an Scarpetta hängen.

»Wer ist sie?«, fragt er.

»Fangen wir doch besser erst mal bei Ihnen an«, entgegnet Dr. Lanier.

Der Polizist wirkt bedrohlich, weil er so nervös ist. Seine Augen huschen in Richtung des hinteren Teils des Hauses. »Detective Clarke aus Zachary.« Als er nach einer Fliege schlägt, sieht man durch die durchscheinenden Latexhandschuhe, die sich über seinen großen Händen spannen, die schwarzen Haare auf seinen Fingern. »Ich bin letzten Monat zur Kriminalpolizei versetzt worden«, fügt er hinzu. »Deshalb kenne ich sie nicht.« Wieder weist er mit dem Kopf auf Scarpetta, die sich nicht von ihrem Standort an der Wand wegbewegt hat.

»Eine Gastberaterin«, erwidert Dr. Lanier. »Wenn Sie noch nicht von ihr gehört haben, warten Sie ab. Und jetzt erzählen

Sie mir, was hier passiert ist. Wo ist die Leiche, und wer bewacht sie?«

»In einem vorderen Zimmer; offenbar ist es ein Gästezimmer. Robillard ist dort und fotografiert und so weiter.«

Scarpetta blickt auf, als Nic Robillards Name fällt.

»Gut«, sagt sie.

»Kennen Sie sie?« Detective Clark versteht offenbar die Welt nicht mehr. Gereizt schlägt er wieder nach einer Fliege. »Verdammt, wie ich diese Biester hasse!«

Scarpetta folgt den winzigen Blutspritzern auf Wand und Boden, von denen einige nicht

größer sind als ein Stecknadelkopf. Die zulaufenden Enden zeigen in die Fluchtrichtung. Das Opfer lag neben der Sockelleiste auf dem Boden und hat es geschafft, sich wieder aufzurappeln. Die kleinen, länglichen Tropfen an der Wand sehen anders aus als das, was Scarpetta normalerweise zu Gesicht bekommt, wenn der Täter wiederholt auf das Opfer eingeschlagen oder eingestochen hat und das Blut beim Ausholen von der Waffe gespritzt ist.

Offenbar hat alles mit einem gewaltsamen Kampf im Wohnzimmer angefangen. Scarpetta sieht um sich schlagende und zupackende Hände, ausrutschende Füße und vielleicht noch Treten und Kratzen vor sich, die zu diesem Blutbad geführt haben - allerdings fehlen die Tausenden, weit umherspritzenden Blutstropfen, die beim Schwingen einer Waffe entstehen. Vielleicht gab es ja gar keine Waffe, überlegt Scarpetta. Zumindest noch nicht in diesem Stadium des

Überfalls. Womöglich war zu Anfang, als der Angreifer zur Haustür hereinkam, eine Faust seine einzige Waffe. Es kann durchaus sein, dass der Täter glaubte, keine Waffe zu brauchen, und dass die Situation dann rasch außer Kontrolle geraten ist.

Dr. Lanier wirft einen Blick auf den hinteren Teil des Hauses. »Eric, geh schon mal vor und schau, ob alles gesichert ist. Wir kommen gleich nach.«

»Was wissen Sie über das Opfer?«, erkundigt sich Scarpetta bei Detective Clark. »Was ist Ihnen sonst über diese Sache bekannt?«

»Nicht viel.« Er blättert einige Seiten in seinem Notizblock um. »Name Rebecca Milton, sechsunddreißig, weiß, weiblich. Bis jetzt wissen wir nur, dass sie dieses Haus gemietet hat. So gegen halb zwölf kam ihr Freund, um sie zum Mittagessen abzuholen.

Als sie nicht aufgemacht hat, ist er reingegangen und hat sie gefunden.«

»War die Tür offen?«, fragt Dr. Lanier.

»Ja. Er hat die Leiche gesehen und sofort die Polizei verständigt.«

»Dann hat er sie also auch identifiziert«, meint Scarpetta und richtet sich aus der Hocke auf, weil ihr die Knie wehtun.

Clark zögert.

»Wie gründlich hat er sie sich angesehen?« Scarpetta traut Identifikationen nach Augenschein nicht; außerdem darf man nicht automatisch davon ausgehen, dass es sich bei einem in einem Haus oder in einer Wohnung gefundenen Opfer tatsächlich um den Bewohner handelt.

»Kann ich nicht genau sagen«, erwidert Clark. »Vermutlich hat er sich nicht lange im Schlafzimmer aufgehalten. Sie werden es ja gleich selbst sehen. Sie ist in einem wirklich schlimmen Zustand. Aber Robillard scheint sicher zu sein, dass das Opfer Rebecca Milton ist, also die Dame, die hier gewohnt hat.«

Dr. Lanier runzelt die Stirn. »Woher, zum Teufel, will Robillard das wissen?«

»Sie wohnt zwei Häuser weiter.«

»Wer?«, fragt Scarpetta und lässt den Blick wie eine Kameralinse durch das Wohnzimmer schweifen.

»Robillard wohnt gleich da drüben.« Detective Clark zeigt auf die Straße. »Zwei Häuser weiter.«

»Ach, du lieber Himmel!«, ruft Dr. Lanier aus. »Finden Sie das nicht merkwürdig? Und sie hat weder was gehört noch was gesehen?«

»Es ist mitten am Tag. Sie war auf Streife wie wir anderen auch.«

Wie Scarpetta feststellt, ist es das Haus eines ordentlichen Menschen mit einem verhältnismäßig guten Einkommen und einem teuren Geschmack. Die Orientteppiche sind zwar maschinell gefertigt, aber sehr hübsch. Links von der Eingangstür steht ein Phonoschrank aus Kirschholz mit einer hochmodernen Stereoanlage und einem Großbildschirm-Fernseher. An den Wänden hängen bunte, primitive Gemälde im Cajun-Stil, die in fröhlichen, grellen Primärfarben Fische, Menschen, Gewässer und Bäume darstellen. Rebecca Milton, falls sie das Opfer ist, hat die Kunst und das Leben geliebt. In zarten Rahmen stecken Fotos einer

sonnengebräunten Frau mit schimmerndem schwarzem Haar, einem strahlenden Lächeln und einer schlanken Figur. Auf einigen anderen Fotos ist sie auf einem Boot oder auf einem Steg zu sehen, zusammen mit einer anderen, ebenfalls dunkelhaarigen Frau, die ihr so sehr ähnelt, dass sie ihre Schwester sein muss.

»Sind wir sicher, dass sie allein gelebt hat?«, fragt Scarpetta.

»Offenbar war sie allein, als sie überfallen wurde«, entgegnet Clark nach einem Blick in einen Notizblock.

»Aber wir wissen es nicht hundertprozentig.«

Er zuckt die Achseln. »Nein, Ma'am. Momentan wissen wir gar nichts hundertprozentig.«

»Ich stelle diese Frage nur, weil auf so vielen dieser Fotos zwei Frauen zu sehen sind, die offenbar eine enge Beziehung miteinander haben. Einige der Aufnahmen wurden in diesem Haus oder anscheinend auf der Veranda und vielleicht auch im Garten gemacht.« Sie weist auf die Wischspuren über der Sockelleiste und interpretiert sie. »Genau hier ist sie gestürzt; möglicherweise war es auch jemand anders, und diese Person hat so stark geblutet, dass ihr Haar blutig war ...«

»Tja, sie hat eine ziemlich schwere Kopfverletzung, und ihr Gesicht ist übel zugerichtet«, erklärt Clark.

Geradeaus geht es zum Wohnzimmer, das von einem antiken Tisch aus Walnussholz und sechs passenden Stühlen dominiert wird. Die Kredenz ist alt, und hinter den Glastüren ist Geschirr mit Goldrand zu sehen. Dahinter führt ein offener Türbogen in

die Küche, und es macht nicht den Anschein, dass das Opfer oder der Täter in diese Richtung gelaufen ist. Doch rechts vom Wohnzimmer wurde die Jagd entlang eines mit blauem Teppich belegten Flurs fortgesetzt und endete in einem Zimmer, das auf den Vorgarten zeigt.

Überall ist Blut. Es ist dunkelrot angetrocknet, hat den Teppich aber an manchen Stellen so durchweicht, dass es noch feucht ist. Am Ende des Flurs bleibt Scarpetta stehen und untersucht die winzigen Blutstropfen an der vertäfelten Wand. Ein Tropfen ist rund, innen sehr hellrot und ziemlich dunkelrot am Rand. Ringsherum verläuft ein Kranz aus weiteren Tröpfchen, von denen einige fast zu klein für das menschliche Auge sind.

»Wissen wir, ob auf sie eingestochen wurde?« Scarpetta dreht sich um und richtet diese Frage an Clark, der noch am Anfang

des Flurs steht und an einer Videokamera herumnestelt.

Dr. Lanier hat das Zimmer bereits betreten. Nun erscheint er in der Tür und sieht Scarpetta finster an. »Ja, sie hat Stichverletzungen«, entgegnet er mit harter Stimme. »Und zwar so zwischen dreißig und vierzig.«

»Hier an der Wand sind Blutstropfen, die auf Niesen oder Husten hinweisen«, teilt Scarpetta ihm mit. »Das erkennt man, weil die Tropfen mit dem dunklen Rand hier und hier« - sie zeigt darauf - »auf Bläschenbildung hindeuten. Das trifft man manchmal an, wenn Blut in die Luftröhre oder die Lunge des Opfers geraten ist. Vielleicht hatte sie auch nur Blut im Mund.«

Scarpetta nähert sich der linken Seite der Tür, wo nur wenig Blut zu sehen ist. Ihr Blick fällt auf Fingerschmierer, wo sich jemand am Türrahmen festgehalten hat, und weitere

Tropfen auf dem Teppich, die durch die Tür auf den Parkettboden führen. Dr. Lanier, Eric und Nic Robillard versperren ihr die Sicht auf die Leiche. Scarpetta geht hinein und schließt die Tür hinter sich, ohne eine blutige Oberfläche oder den Türknauf zu berühren.

Nic kauert auf den Fersen, eine Fünfunddreißig-Millimeter-Kamera in der behandschuhten Hand und die Unterarme auf die Knie gestützt.

Falls sie sich freut, Scarpetta zu sehen, lässt sie sich das nicht anmerken. Schweiß rinnt ihr den Hals entlang und versickert in ihrem dunkelgrünen Polohemd mit der Aufschrift **POLIZEI ZACHARY**, das in einer khakifarbenen Cargohose steckt. Nic steht auf und rutscht beiseite, damit Scarpetta sich die Leiche ansehen kann.

»Ihre Stichwunden sind wirklich seltsam«, merkt Nic an. »Als ich kam, betrug die Raumtemperatur zwanzig Grad.«

Dr. Lanier steckt ein langes Laborthermometer unter den Arm des Opfers. Dann beugt er sich dicht über die Leiche, mustert sie gründlich und lässt sich dabei Zeit. Scarpetta glaubt, die Frau als eine der beiden zu erkennen, die sie auf den Fotos überall im Wohnzimmer gesehen hat.

Aber hundertprozentig lässt sich das nicht sagen. Ihr Haar ist mit Blut verkrustet, ihr Gesicht geschwollen und von Blutergüssen, Schnittwunden und Knochenbrüchen entstellt. Angesichts der Gewebereaktionen auf die Verletzungen muss sie noch eine Weile gelebt haben. Scarpetta berührt die Tote am Arm. Sie ist noch warm, wie lebendig. Die Totenstarre hat noch nicht eingesetzt - ebenso wenig wie das Absacken des Blutes

durch die Schwerkraft, das eintritt, sobald der Kreislauf stillsteht.

Dr. Lanier entfernt das Thermometer, liest es ab und verkündet: »Körpertemperatur sechsenddreißig Grad.«

»Dann ist sie ja noch gar nicht lange tot«, erwidert Scarpetta. »Doch der Zustand des Blutes im Wohnzimmer, im Flur und sogar hier drin weist darauf hin, dass der Überfall schon vor mehreren Stunden stattfand.«

»Wahrscheinlich war die Kopfverletzung Todesursache, und es hat eine Weile gedauert, bis sie starb«, sagt Dr. Lanier und betastet vorsichtig ihren Hinterkopf. »Frakturen. Wenn man mit dem Hinterkopf gegen eine Ziegelmauer geknallt wird, führt das zu ernsthaften Verletzungen.«

Obwohl Scarpetta nicht bereit ist, über die Todesursache zu spekulieren, stimmt sie zu,

dass das Opfer ein schweres Schädeltrauma, verursacht durch stumpfe Gewalt, erlitten hat. Wenn die Stiche eine wichtige Arterie verletzt oder gar durchtrennt hätten, wäre der Tod binnen Minuten eingetreten. Das ist ziemlich unwahrscheinlich - eigentlich unmöglich -, da die Frau ja noch eine geraume Zeit gelebt hat.

Außerdem kann Scarpetta keine Blutspritzer entdecken, die auf eine Arterienverletzung hindeuten. Vielleicht war die Frau ja sogar noch am Leben, als ihr Freund sie um zwölf Uhr dreißig fand, ist aber bis zum Eintreffen des Rettungswagens gestorben.

Inzwischen ist es kurz nach dreizehn Uhr dreißig.

Das Opfer trägt einen hellblauen Satinpyjama. Die Hose ist unversehrt, das Oberteil aufgerissen. Bauch, Brüste, Brustkörper und Hals sind mit Stichwunden übersät, die

sechzehn Millimeter messen. Beide Enden sind stumpf, das eine ist ein wenig breiter als das andere. Die oberflächlichen Verletzungen sind ein Indiz dafür, dass nicht mit einem gewöhnlichen Messer auf sie eingestochen wurde. Ungefähr in der Mitte der flachen Einstiche ist ein Stück Gewebe stehen geblieben, was heißt, dass die Waffe an der Spitze eine Art Lücke gehabt haben muss. Möglicherweise handelt es sich um ein Werkzeug mit Doppelklingen von unterschiedlicher Dicke und Länge.

»Das ist aber verdammt seltsam«, sagt Dr. Lanier. Den Kopf tief über die Leiche gebeugt, hält er ein Vergrößerungsglas über die Wunden. »So ein Messer habe ich noch nie gesehen. Sie vielleicht?« Er blickt Scarpetta an.

»Nein.«

Die Wunden wurden dem Opfer aus unterschiedlichen Winkeln zugefügt. Einige von ihnen sind V- oder Y-förmig, da die Klinge offenbar gedreht wurde, was bei Stichverletzungen häufig vorkommt. Einige Wunden klaffen, andere sind knopflochähnliche Schlitze, was davon abhängt, ob der Einstichwinkel mit den elastischen Fasern der Haut verläuft oder dagegen.

Scarpettas behandschuhte Finger spreizen vorsichtig die Ränder einer Wunde. Wieder wundert sie sich über das undurchtrennte Hautstück, das durch die ungefähre Mitte verläuft. Um sich besser vorstellen zu können, was für eine Waffe verwendet wurde, benutzt sie eine Lupe. Dann rafft sie vorsichtig das Pyjamaoberteil zusammen, vergleicht die Löcher im Satin mit den Wunden und versucht sich ein Bild davon zu machen, wie das Kleidungsstück lag, als die Frau erstochen wurde. An dem zerrissenen Pyjamaoberteil fehlen drei Knöpfe. Scarpetta

entdeckt sie auf dem Boden. Zwei Knöpfe baumeln nur noch an Fäden.

Als sie das Pyjamaoberteil ordentlich über der Brust drapiert, so als hätte das Opfer aufrecht gestanden, stimmen die Löcher natürlich überhaupt nicht mit den Stichwunden überein. Außerdem gibt es mehr Löcher im Satin als Verletzungen. Scarpetta zählt achtunddreißig Löcher und zweiundzwanzig Einstichstellen. Eine Überreaktion, um es einmal milde auszudrücken, und zwar eine, die für Lustmorde typisch ist. Außerdem auch, wenn Täter und Opfer einander kannten.

»Haben Sie was gefunden?«, fragt Dr. Lanier.

Scarpetta legt immer noch Löcher aufeinander und ist auf etwas gestoßen. »Anscheinend ist ihr das Oberteil über den Brüsten zusammengeschoben worden, als

der Täter auf sie einstach. Sehen Sie?« Sie schiebt das Oberteil hoch. Es ist so von Blut durchtränkt, dass von dem blauen Satin nicht mehr viel übrig ist. »Einige Stiche gehen durch drei Stoffschichten. Deshalb haben wir mehr Löcher als Wunden.«

»Hat er ihr das Oberteil hochgeschoben, bevor oder während er auf sie eingestochen hat? Und erst dann hat er es aufgerissen?«

»Ich bin nicht sicher«, erwidert Dr. Scarpetta. Eine Rekonstruktion ist stets eine schwierige Angelegenheit; für eine genauere Analyse wird sie einige Stunden ungestört und bei guter Beleuchtung in der Gerichtsmedizin verbringen müssen. »Drehen wir sie um, und sehen wir sie uns von hinten an.«

Sie und Dr. Lanier greifen über die Leiche hinweg und halten sie am linken Arm fest. Als sie sie ein Stück - aber nicht vollständig -

umdrehen, rinnt Blut aus den Wunden. Oben am Rücken befinden sich mindestens sechs Stichverletzungen; seitlich am Hals hat sie eine lange Schnittwunde.

»Also ist sie gerannt, während er auf sie einstach. Zumindest eine Zeit lang muss sie vor ihm hergelaufen sein.« Diese Schlussfolgerung stammt von Eric; er und Nic kommen mit einigen Lampen zurück und schließen sie an.

»Kann sein«, lautet Scarpettas einziger Kommentar.

»Ein Schmierer an der Wand im Flur sieht aus, als wäre das Opfer dagegen geprallt oder gestoßen worden. Es ist etwa auf halbem Wege. Möglicherweise hat er sie an die Wand geschoben und in den Rücken gestochen. Anschließend konnte sie sich befreien und ist hier reingelaufen«, schlägt Nic vor.

»Kann sein«, wiederholt Scarpetta. Dann legen sie und Dr. Lanier die Leiche vorsichtig wieder ab. »Ich weiß nur eines: Ihr Pyjamaoberteil war verrutscht, als ihr einige der Stichwunden an Brust und Bauch zugefügt wurden.«

»Das hochgeschobene Pyjamaoberteil weist auf ein sexuelles Motiv hin«, sagt Eric.

»Es handelt sich um einen in äußerster Wut verübten Sexualmord«, entgegnet Scarpetta. »Auch wenn sie nicht vergewaltigt wurde.«

»Das wurde sie vielleicht wirklich nicht.« Dr. Lanier beugt sich dicht über die Leiche und sammelt mit einer Pinzette Spuren ein. »Fasern«, stellt er fest. »Vielleicht vom Pyjama. Anders als die meisten glauben, ist nicht immer Vergewaltigung im Spiel. Einige dieser Schweinekerle können das gar nicht,

weil sie keinen hochkriegen. Oder sie masturbieren lieber.«

»Sie war doch Ihre Nachbarin«, meint Scarpetta zu Nic. »Sind Sie sicher, dass das Rebecca ist und nicht die andere Frau auf den Fotos? Die beiden sehen sich sehr ähnlich.«

»Es ist Rebecca. Die andere Frau ist ihre Schwester.«

»Hat sie bei ihr gewohnt?«, fragt Dr. Lanier.

»Nein, Rebecca hat allein gelebt.«

»Für den Moment betrachten wir das als vorläufige Identifizierung, bis wir sie durch zahnärztliche Unterlagen oder Ähnliches bestätigen können«, entgegnet Dr. Lanier, während Eric fotografiert. Als Maßstab nimmt er ein fünfzehn Zentimeter langes

Plastiklineal, das er neben jedem Motiv arrangiert.

»Ich bin sicher.« Ohne mit der Wimper zu zucken, blickt Nic der Toten ins von Bluter-
güssen bedeckte, blutige Gesicht. Die Augen
starren stumpf unter geschwollenen Lidern
hervor. »Wir waren nicht befreundet und
hatten nie privat miteinander zu tun. Aber
ich habe sie auf der Straße getroffen und
gesehen, wie sie im Garten arbeitete oder
ihren Hund ausführte ...«

»Welchen Hund?« Scarpetta sieht sie fra-
gend an.

»Sie hat einen gelben Labrador, einen
Welpen, vielleicht acht Monate alt. Ich bin
nicht sicher, aber ausgewachsen ist er noch
nicht. Er war ein Weihnachtsgeschenk, ich
glaube, von ihrem Freund.«

»Bitten Sie Detective Clark, dafür zu sorgen, dass die Polizei nach dem Hund sucht«, sagt Dr. Lanier. »Und wenn Sie schon einmal dabei sind, soll er alle verfügbaren Kräfte herschicken lassen, um den Tatort abzusichern. Wir werden noch eine Weile hier zu tun haben.«

Dr. Lanier reicht Scarpetta ein Päckchen mit Wattestäbchen, eine kleine Flasche mit destilliertem Wasser und ein steriles Röhrchen. Nachdem sie die Verschlusskappe von Flasche und Röhrchen abgeschraubt hat, taucht sie ein Wattestäbchen ins Wasser und versucht, Speichelspuren auf der Brust zu sichern. Das Wattestäbchen färbt sich blutrot. Abstriche von Vagina, Anus und allen übrigen Körperöffnungen können warten, bis die Leiche in der Gerichtsmedizin ist. Dann beginnt Scarpetta mit dem Sammeln von Indizien.

»Ich gehe raus«, sagt Nic.

»Jemand muss hier noch mehr Lampen aufstellen.« Dr. Lanier erhebt die Stimme.

»Ich kann höchstens sämtliche Lampen im ganzen Haus zusammensuchen«, schlägt Eric vor.

»Das wäre eine Hilfe. Aber fotografiere sie an ihrem ursprünglichen Platz, bevor du sie entfernst, Eric. Sonst behauptet irgendein verdammter Verteidiger noch, der Mörder hätte Lampen ins Schlafzimmer getragen ...«

»Eine Menge Haare, vielleicht Hundehaare, könnten von ihrem Hund sein ...«, meint Scarpetta, während sie vorsichtig die Pinzette in einer durchsichtigen Asservatentüte aus Plastik ausschüttelt. »Was ist es für einer? Ein gelber Labrador?«

Aber Nic ist schon draußen.

»Das hat sie gesagt. Ein gelber Labradorwelp«[«], erwidert Dr. Lanier. Die beiden knien allein vor der Leiche.

»Der Hund muss aus einer ganzen Reihe von Gründen gefunden werden, nicht zuletzt deshalb, weil es eine Frage der Moral ist, dass man sich um das arme Tier kümmert«, merkt Scarpetta an. »Aber auch, um einen Haarvergleich durchzuführen. Ich bin nicht sicher, doch ich habe das Gefühl, dass wir es hier mit mehreren unterschiedlichen Tierhaaren zu tun haben.«

»Ich auch. Sie kleben im Blut, hauptsächlich hier drüben.« Mit einem blutigen behandschuhten Finger zeigt Lanier auf den nackten Oberkörper der Frau. »Allerdings nicht an ihren

Händen oder in ihren Haaren, wo man am ehesten mit Tierhaaren rechnen würde, falls

sie vom Boden oder vom Teppich in ihrem Haus stammen.«

Scarpetta schweigt. Sie greift ein weiteres Haar mit der Pinzette und lässt es in einen Beutel fallen, in dem sich bereits mindestens zwanzig andere befinden. Sie hat sie alle in dem eingetrockneten Blut am Bauch sichergestellt.

Draußen auf der Straße hat jemand laut zu pfeifen begonnen. Stimmen rufen: »Hierher, Basil! Komm, Basil!«

Die Eingangstür öffnet und schließt sich einige Male. Schritte eilen durch Wohn- und Esszimmer. Polizisten sprechen miteinander. Dann eine Frauenstimme. Eine Frau schluchzt und schreit.

»Nein! Nein! Nein! Das kann nicht sein!«

»Ma'am, zeigen Sie es uns einfach auf einem der Fotos.«

Scarpetta erkennt die Stimme von Detective Clark. Sie klingt aufgebracht, obwohl er sich Mühe gibt, sich seine Nervosität nicht anmerken zu lassen. Doch je mehr die Frau schreit, desto lauter wird auch er.

»Es tut mir Leid, aber Sie können da nicht rein.«

»Sie ist meine Schwester!«

»Es tut mir wirklich Leid.«

»Oh Gott, oh Gott!«

Dann werden die Stimmen leiser und senken sich zu einem Hintergrundgemurmel. Einige Fliegen verirren sich, angezogen vom Geruch des Todes, ins Haus. Ihr obertöniges Summen zerrt an Scarpettas Nerven.

»Sagen Sie ihnen, sie sollen nicht ständig die verdammte Tür aufmachen!« Sie blickt aus ihrer Kauerstellung auf. Der Schweiß läuft ihr übers Gesicht, und ihre Knie tun höllisch weh.

»Himmelherrgott, was ist denn da draußen los?« Auch Dr. Lanier ist verärgert.

»Hierher, Basil! Komm her, alter Junge!«
Pfiffe.

»Hallo, Basil! Wo bist du?«

Wieder geht die Eingangstür auf und zu.

»Jetzt reicht es!« Dr. Lanier springt auf.

Er marschiert aus dem Zimmer und zieht dabei mit einer unwirschen Bewegung die blutigen Handschuhe aus. Scarpetta entdeckt ein weiteres Tierhaar, diesmal schwarz, und steckt es in einen

Asservatenbeutel. Die Haare haben am Körper geklebt, als das Blut noch feucht war, und zwar an Bauch und Brüsten. Aber nicht an den nackten Füßen der Frau, die ebenfalls mit getrocknetem Blut beschmiert sind, allerdings nicht aufgrund von Verletzungen, sondern weil sie hineingetreten ist.

Scarpettas Atem hinter der Chirurgenmaske ist heiß und klingt keuchend. Schweiß brennt ihr in den Augen, als sie die Fliegen verscheucht und mit einer Lupe das Gesicht der Frau untersucht. Sie hält Ausschau nach weiteren Haaren, jeder Riss im getrockneten Blut sieht vergrößert noch abscheulicher aus, und jeder Kratzer und Schnitt auf der Haut wirkt noch schartiger und klaffender. Am Blut haften Farbsplitter, die vermutlich von der Wohnzimmerwand stammen. Die unterschiedlichen, an der Leiche sichergestellten Tierhaare liefern Scarpetta eine wichtige Information.

»Wir haben den Hund gefunden.« Nic steht in der Tür.

Scarpetta wird ruckartig in eine andere Welt zurückgeholt, die keine abscheuliche, eingetrocknet-rote Landschaft hinter einem Vergrößerungsglas ist.

»Basil, ihren Hund.«

»Der Großteil der Haare kommt nicht von ihm. Ich habe Dutzende verschiedene entdeckt. Alle mit anderen Farben. Vermutlich Hundehaare. Viel gröber als Katzenhaare, aber ich bin nicht sicher.«

Dr. Lanier kommt wieder herein, schiebt sich an Nic vorbei und zieht frische Handschuhe an.

»Daraus schließe ich, dass die Haare vom Täter auf sie übertragen wurden - möglicherweise von seiner Kleidung -, und zwar direkt

auf ihren Oberkörper. Vielleicht hat er sich auf sie gelegt.«

Scarpetta zieht die Pyjamahose ein paar Zentimeter nach unten, sodass der Abdruck des Gummibündchens zu sehen ist. Dann kauert sie sich auf die Fersen, mustert die Stelle und nimmt die Maske ab.

»Warum sollte sich jemand auf sie legen, ohne ihr die Pyjamahose auszuziehen?«, wundert sich Dr. Lanier. »Warum sind die vielen Hundehaare oder hundeähnlichen Haare nur auf ihrem nackten Oberkörper und sonst nirgendwo? Und warum, zum Teufel, ist ein Mensch überhaupt von oben bis unten voller Hundehaare?«

»Wir haben Basil gefunden«, wiederholt Nic. »Er hatte sich unter einem Haus auf der anderen Straßenseite versteckt, war völlig eingeschüchtert und zitterte am ganzen Leib. Wahrscheinlich ist er geflohen, als der

Mörder das Haus verließ. Wer wird sich jetzt um ihn kümmern?«

»Vermutlich der Freund«, erwidert Dr. Lanier. »Wenn nicht, Eric hat Hunde sehr gern.«

Er reißt zwei Päckchen auf, die sterile, mit Plastik beschichtete Tatortplanen enthalten. Nachdem Scarpetta eine davon auf dem Boden ausgebreitet hat, packen Dr. Lanier und Eric die Leiche unter den Achseln und in den Kniekehlen und legen sie darauf. Die zweite Plane kommt darüber und wird an den Rändern eingerollt. So ist die Leiche wie eine Mumie verpackt, was verhindert, dass Beweisstücke hinzugefügt werden oder verloren gehen.

Jay nimmt die Hand vom Lenkrad, um Bev eine runterzuhauen, überlegt es sich aber anders.

»Weißt du überhaupt, wie blöd du bist?«, sagt er mit kalter Stimme. »Was, verdammt, hast du dir bloß dabei gedacht?«

»Es ist anders gelaufen als geplant.«

Im Autoradio des Cherokee kommen die Achtzehn-Uhr-Nachrichten, während Jay zu Jacks Bootshafen fährt.

»... Dr. Sam Lanier, Leichenbeschauer in Baton Rouge Ost, hat die Autopsie noch nicht beendet. Gut informierte Kreise haben aber durchdringen lassen, dass es sich bei dem Opfer um die sechsunddreißjährige

Rebecca Milton aus Zachary handelt. Die Todesursache steht offiziell noch nicht fest, doch es heißt, das Opfer soll erstochen worden sein. Laut Aussage der Polizei besteht kein Zusammenhang zu den Frauen, die im vergangenen Jahr aus Baton Rouge verschwunden sind ...«

»Idioten.« Jay schaltet das Radio ab. »Dein Glück, dass sie nicht davon ausgehen.«

Vier kleine Mischlingshunde schlafen im Sonnenlicht, das durch das rückwärtige Fenster des Geländewagens hereinscheint. Auf dem Rücksitz stapeln sich fünf Kästen Bier. Bev hat heute hart gearbeitet, nachdem sie Jay morgens am University Lake mitten auf dem Unigelände abgesetzt hatte. Er hat ihr nicht verraten, was er dort vorhatte oder womit er seinen Tag verbringen wollte, sondern ihr nur befohlen, ihn um halb sechs abends an derselben Stelle abzuholen.

Vielleicht hat er ja seinen Bruder, den entflohenen Sträfling, gesucht. Oder er ist nur spazieren gegangen und hat es genossen, ein wenig Abstand von Bev und der Fischerhütte zu haben. Bestimmt war er auf der Jagd nach hübschen Studentinnen. Als Bev sich vorstellt, dass er mit einer von ihnen Sex gehabt haben könnte, regt sich brodelnde Eifersucht in ihr.

»Du hättest mich nicht den ganzen Tag allein lassen sollen«, sagt sie zu ihm.

»Was hast du dir dabei gedacht? Wolltest du sie etwa am hellichten Tag entführen und zum Boot schleppen?«

»Anfangs schon. Aber dann wusste ich, dass du nicht zufrieden sein würdest.«

Er schweigt. Als er mit finsterer Miene weiterfährt, achtet er darauf, nicht die Höchstgeschwindigkeit zu überschreiten und auch

sonst gegen keine Verkehrsregel zu verstoßen, damit die Polizei ihn nur nicht anhält.

»Sie hat *ihr* überhaupt nicht ähnlich gesehen. Sie hatte schwarze Haare. Außerdem weiß ich nicht, ob sie auf dem College war.«

Bev hat dem Drang einfach nicht widerstehen können. Schließlich hat sie Zeit genug gehabt, um die hübsche Frau im grünen Ford Explorer wieder zu finden, die sie sich letztes Mal auf dem Parkplatz von Wal-Mart ausgeguckt hatte. Nachdem sie dem Lämmchen damals die ganze Nacht gefolgt war, wusste sie, dass sie nicht in dem Haus im Garden District wohnt, sondern in einem viel kleineren in Zachary. Das Viertel war dunkel gewesen, und Bev hatte schon Angst bekommen, ihr Lämmchen könnte Verdacht schöpfen. Also war sie in eine Seitenstraße abgelenkt, ohne sich die genaue Adresse gut genug einzuprägen.

Am heutigen Morgen ist sie auf der Suche nach dem grünen Ford Explorer in Zachary herumgekurvt. Dass der Wagen nicht in der Einfahrt parkte, bedeutete noch nichts; er konnte ja auch in der Garage stehen. Doch offensichtlich hat sie sich das falsche Haus ausgesucht. Und als sie erst einmal drinnen war, gab es kein Zurück mehr.

Allerdings hat sie nicht damit gerechnet, dass dieses Lamm kämpfen würde wie ein Wolf. Als die schwarzhaarige Frau die Tür öffnete, hat Bev sofort in ihre Leinentasche gegriffen und die Pistole herausgeholt. Aber sie bekam einen so kräftigen Stoß, dass ihr die Waffe aus der Hand fiel. Bev rollte sich am Boden ab, nahm ein Allzweckmesser aus dem Halfter an ihrem Gürtel und schaffte es, ein Gerät auszuklappen, das sie für eine Klinge hielt. Dann begann die Verfolgungsjagd, die sich scheinbar kilometerweit hinzog, während die Frau schrie und immer weiter rannte. Endlich stieß sie gegen eine

Wand, was Bev die Gelegenheit gab, sie am Haar zu packen, ihren Kopf kräftig gegen das Mauerwerk zu schlagen und sie zu treten, bis sie zu Boden glitt.

Aber das Miststück rappelte sich wieder auf und versetzte Bev einen kräftigen Schlag gegen die Schulter. Wahrscheinlich hat Bev auch geschrien, doch sie kann sich nicht erinnern. In ihrem Kopf herrschte einen Dröhnen wie von einem Güterzug, während sie immer wieder zustieß und ihr Opfer durchs Haus verfolgte. Blut spritzte ihr ins Gesicht, und es nahm einfach kein Ende, obwohl es in Wirklichkeit kaum mehr als ein oder zwei Minuten gewesen sein konnten. Bev hat die Frau auf den Fußboden gedrückt und immer wieder zugestoßen. Danach war sie nicht mehr sicher, ob das alles überhaupt wirklich passiert ist.

Bis sie die Nachrichten im Radio gehört hat. Bis sie sich an den blutigen

Flaschenöffner an ihrem Allzweckmesser erinnert. Sie hat die Frau mit einem Flaschenöffner erstochen. *Wie konnte das geschehen?*

Sie sieht Jay an, der an Pfandleihen und Autohändlern vorbeifährt, dann an einer Taco-Bell-Filiale, wo Bev am liebsten anhalten möchte.

Nachos mit Sour Cream, Käse, Chili und Jalapenos.

Pizzerien, KFZ-Werkstätten, noch mehr Autohändler. Dann wird die Straße schmaler und ist von Briefkästen gesäumt, als sie sich Jacks Bootshafen und dem Bayou nähern.

»Könnten wir nicht anhalten und uns süße Erdnüsse besorgen?«, schlägt Bev vor.

Aber Jay spricht nicht mehr mit ihr.

»Ach, mach doch, was du willst. Du und dein beschissenes Baton Rouge. Du wolltest doch nur wegen deinem räudigen Bruder hin. Du solltest besser warten, bis es dunkel ist. Dann ist es leichter.«

»Halt's Maul.«

»Was ist, wenn er nicht da ist?« Eisiges Schweigen.

»Tja, wenn doch, versteckt er sich bestimmt in diesem dreckigen Keller, wo er sicher auch das Geld bunkern will. Ein bisschen Geld könnten wir gut gebrauchen, Baby. Das viele Bier, das ich gekauft habe ...«

»Ich habe gesagt, du sollst das Maul halten.«

Je kälter er sich verhält, desto stolzer ist sie auf die rot unterlaufenen Blutergüsse und die tiefen Kratzer an Armen, Brust und

anderen Körperteilen, wo sie sich offenbar während der von ihr so genannten *Schlägerei* verletzt hat.

»Sie werden Abstriche unter ihren Fingernägeln nehmen.« Endlich redet Jay wieder mit ihr. »Und dann besorgen sie sich deine DNS.«

»Meine DNS ist in ihren tollen Datenbanken nicht gespeichert«, erwidert Bev. »Von mir hat nie jemand eine DNS-Probe genommen, bevor wir beide uns aus dem Staub gemacht haben. Ich war nichts weiter als eine nette Frau, die in der Nähe von Williamsburg einen Campingplatz betrieben hat. Schon vergessen?«

»*Nett*, dass ich nicht lache!«

Bev grinst. Ihre Verletzungen sind Zeichen ihres Mutes und ihrer Macht. Sie hat gar nicht gewusst, dass sie in der Lage ist, so

zu kämpfen. Vielleicht wird sie es eines Tages sogar mit Jay aufnehmen können. Ihre Hochstimmung verfliegt. Gegen Jay wird sie nie eine Chance haben. Er könnte sie mit einem Schlag gegen die Schläfe töten. Das hat er ihr selbst gesagt. Ein Hieb, und ihre Schädeldecke wäre gebrochen, denn Frauen haben keine sehr dicken Schädelknochen. »Da nutzt es nicht einmal was, wenn man wie du ein Brett vorm Kopf hat«, sagt Jay immer.

»Was hast du mit ihr angestellt? Du weißt, was ich meine«, fährt er fort. »Deine Klamotten sind vorn voller Blut. Hast du dich auf sie gelegt wie ein Mann?«

»Nein.« Das geht ihn nichts an.

»Wie hast du es dann geschafft, dass deine Sachen von oben bis unten blutig sind? Hast du dich auf ein verblutendes Mädchen geschmissen und es dir besorgt?«

»Ist doch egal. Jedenfalls glauben sie nicht, dass es mit den anderen Frauen was zu tun hat«, erwidert Bev.

»Welches Wort hat sie benutzt?«

»Was meinst du damit - *welches Wort?*«
Bev vermutet, dass er allmählich den Verstand verliert.

»Als sie um Gnade gefleht hat. Sie muss dich doch angefleht haben, aufzuhören. Mit welchem Wort hat sie das beschrieben?«

»*Beschrieben?*«

»Wie es sich anfühlt, eine Scheißangst vor Schmerzen und vor dem Tod zu haben! Welches Wort hat sie benutzt?«

»Ich weiß es nicht.« Bev versucht, sich zu erinnern. »Ich glaube, sie hat *Warum?* gesagt.«

Das Zimmer war kühl; keine Gerüche waren wahrzunehmen.

Nic hat diese Zeile schon mindestens fünf Mal gelesen. Vielleicht ist ihre Mutter nur wenige Minuten, bevor ihr Mann - Nics Vater - nach Hause kam, ermordet worden. Nic fragt sich, ob der Mörder wohl den Wagen ihres Vaters gehört hat und geflohen ist. Möglicherweise hat sich das Dreckschwein aber auch rein zufällig gerade noch rechtzeitig aus dem Staub gemacht.

Es ist zweiundzwanzig Uhr. Nic, Rudy, Scarpetta, Marino und Lucy sitzen in Dr. Laniers Gästehaus und trinken Community Coffee, das Lieblingsgetränk der Einheimischen.»Mehrfache Abschürfungen und

Risswunden im Gesicht«, zitiert Scarpetta den Autopsiebericht von Nics Mutter.

Sie hat gleich zu Anfang klargestellt, dass sie nicht vorhat, Einzelheiten zu beschönigen, um Nics Gefühle zu schonen. Damit würde sie ihr nämlich keinen Gefallen tun.

»Abschürfungen und Risswunden an der Stirn, Blutergüsse rund ums Auge, Nasenbeinfraktur, gelockerte Schneidezähne.«

»Also hat er sie ziemlich kräftig ins Gesicht geschlagen«, stellt Marino fest und trinkt einen Schluck Kaffee, der genau so ist, wie er ihn mag, strotzend von Kaffeeweißer und mit jeder Menge Zucker. »Besteht die Möglichkeit, dass sie den Täter kannte?«, erkundigt er sich bei Nic.

»Offenbar hat sie ihm die Tür aufgemacht. Sie wurde in der Nähe der Haustür gefunden.«

»Hat sie darauf geachtet, die Türen stets verschlossen zu halten?« Lucy sieht Nic eindringlich an und mischt sich in das Gespräch ein.

Nic erwidert ihren Blick. »Ja und nein. Nachts haben wir natürlich immer alles abgeschlossen. Aber sie wusste ja, dass Papa und ich bald nach Hause kommen würden, und hat es deshalb vielleicht nicht getan.«

»Das bedeutet nicht, dass der Täter nicht geklingelt oder geklopft haben kann«, wirft Rudy ein. »Und auch nicht, dass Ihre Mutter vor dem Täter Angst gehabt haben muss.«

»Nein, das heißt es nicht«, sagt Nic.

»Trauma durch stumpfe Gewalteinwirkung am Hinterkopf. Sternförmige neunmal zwölf Zentimeter große Verletzung an Scheitel und Hinterkopf. Fünfzig Milliliter Blut unter der Kopfhaut...«

Marino und Lucy lassen die Tatortfotos hin und her gehen. Bis jetzt hat Nic sie sich nicht angeschaut.

»Blut an der Wand, gleich links neben der Tür«, stellt Marino fest. »Wischspuren von Haaren. Wie lang trug Ihre Mutter das Haar?«

Nic schluckt. »Schulterlang. Sie war blond, ähnlich wie ich.«

»Etwas ist geschehen, sobald er das Haus betreten hatte. Ein Überraschungsangriff Ihrer Mutter«, meint Lucy. »Etwa so, wie es bei Rebecca Milton gewesen sein muss, wenn das Opfer den Täter so richtig in Rage bringt.«

»Würden derartige Verletzungen darauf hinweisen, dass sie mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen wurde?«, fragt Rudy.

Nic bleibt ruhig und versucht sich ständig daran zu erinnern, dass sie Polizistin ist.

Scarpetta fängt ihren Blick auf. »Ich weiß, wie schwer es für Sie ist, Nic. Wir wollen nur offen sein. Vielleicht beantwortet das einige Ihrer Fragen.«

»Ich werde immer Fragen haben, da wir nie erfahren werden, wer der Täter ist.«

»Sag niemals nie«, entgegnet Marino.

»Richtig.« Lucy nickt.

»Gesplitterte, nicht eingedrückte Fraktur von Scheitelbein und Hinterhauptbein, bilaterale subdurale Hämatome, dreißig Milliliter frei fließendes Blut an jeder ... okay, okay ...« Scarpetta blättert um. Der Text ist kein Computerausdruck, sondern mit der Maschine getippt. »Sie hatte Stichwunden«, fügt sie hinzu.

Nic schließt die Augen. »Hoffentlich hat sie nichts gespürt.«

Niemand sagt etwas.

»Ich meine« - sie sieht Scarpetta an -, »hat sie davon noch etwas mitbekommen?«

»Sie hatte Todesangst. Aber körperlich? Schwer festzustellen, ob sie Schmerzen hatte. Wenn einem die Verletzungen so schnell zugefügt werden ...«

Marino fällt ihr ins Wort. »Wissen Sie, wenn Sie sich die Hand in einer Schublade einklemmen oder sich mit einem Messer schneiden, spüren Sie zunächst doch auch nichts. Ich glaube, so ist es immer, wenn es nicht, wie zum Beispiel bei der Folter, extra langsam geht.«

Nics Herz scheint zu flattern, als wäre etwas damit nicht in Ordnung.

»Sie wurde nicht gefoltert«, meint Scarpetta und sieht Nic an. »Eindeutig nicht.«

»Was ist mit den Stichwunden?«, fragt Nic.

»Schnitte an Fingern und Handflächen. Abwehrverletzungen.« Wieder sieht sie Nic an. »Punktierung des rechten und linken Lungenflügels mit zweihundert Millilitern Hämothorax auf beiden Seiten ... Es tut mir Leid, ich weiß, wie schwer es ist, sich das anzuhören.«

»Wäre sie daran gestorben? An den Lungenverletzungen?«

»Wahrscheinlich. Aber in Verbindung mit den Kopfverletzungen war der Tod unvermeidlich. Außerdem hatte sie links und rechts abgebrochene Fingernägel. Nicht zu identifizierendes Material wurde dort sichergestellt.«

»Glaubst du, dass es aufbewahrt wurde?«, will Lucy wissen.

»Damals war die Gentechnik noch nicht so weit wie heute.«

»Ich frage mich, was zum Teufel mit *nicht zu identifizieren* gemeint ist«, merkt Marino an. »Welche Art Messer?«, erkundigt sich Nic. »Eines mit kurzer Klinge. Aber wie kurz genau, kann ich nicht sagen.«

»Vielleicht ein Taschenmesser«, schlägt Marino vor.

»Vielleicht«, erwidert Scarpetta.

»Meine Mutter hatte kein Taschenmesser. Sie hatte überhaupt keine ...« Nics Stimme beginnt zu zittern, aber sie reißt sich zusammen. »Ich meine, sie mochte keine Waffen.«

»Möglicherweise hat der Täter das Messer mitgebracht«, meint Lucy mitleidig. »Aber meiner Vermutung nach glaubte er, keine Waffe nötig zu haben, wenn die Tat mit einem Taschenmesser begangen wurde. Es kann sein, dass er, wie so viele Männer, eben zufällig eins dabei hatte.«

»Unterscheiden sich die Stichwunden von denen, die wir heute gesehen haben?«, wendet sich Nic an Scarpetta.

»Eindeutig«, entgegnet sie.

Nic fängt an, vom Antiquitätengeschäft ihrer Mutter zu erzählen.

Sie sagt, ihre Mutter sei zwar die Besitzerin gewesen, habe aber nur in Teilzeit dort gearbeitet, um für ihre Familie da sein zu können. Außerdem habe sie Charlotte Dard gekannt.

Nic starrt auf den inzwischen kalten Kaffee in ihrer Tasse. »Glauben Sie, ich kriege morgen Koffein-Entzugerscheinungen, wenn ich ihn kurz in die Mikrowelle schiebe?«

»Waren Ihre Mutter und Charlotte Dard befreundet?«, erkundigt sich Marino. »Mist ... Darf ich Sie fragen, warum Sie das nicht schon früher erwähnt haben?«

»Es ist mir gerade erst eingefallen«, erwidert Nic. »Wahrscheinlich, weil ich alles, was mit meiner Mutter zusammenhängt, verdrängt habe. Ich denke fast nie an sie oder habe es zumindest vor dem Verschwinden der Frauen nicht getan. Dann heute ... der Tatort. Was er Rebecca Milton angetan hat... Und unser Gespräch jetzt...«

Sie steht auf, um ihren Kaffee aufzuwärmen. Eine Minute lang läuft lautstark die Mikrowelle. Als sie zum Sofa zurückkehrt, ist das dampfende Getränk wohl kaum noch genießbar. Es riecht angebrannt.

»Nic«, sagt Scarpetta. »Ist Robillard der Name Ihres Exmannes?«

Sie nickt.

»Wie lautet Ihr Geburtsname?«

»Mayeux. Meine Mutter hieß Annie Mayeux. Deshalb ahnt fast niemand, dass ich ihre Tochter bin, oder die Leute haben es nach der langen Zeit vergessen. Kollegen, die sich noch an ihren Tod erinnern, wissen nicht, was ich mit ihr zu tun habe. Und ich spreche nie darüber.« Sie trinkt einen Schluck Kaffee und scheint sich am verbrannten Geschmack nicht zu stören. »Ihr Antiquitätengeschäft war auf Buntglasfenster, Türen, Fensterläden und andere aus alten Gebäuden gerettete Gegenstände spezialisiert. Manches davon war wirklich hübsch, wenn man etwas Bestimmtes suchte. Viele Möbel waren handgearbeitet und aus Zypressenholz. Charlotte Dard war eine ihrer Kundinnen. Sie gestaltete gerade ihr Haus um und hat häufig in Mutters Laden eingekauft. So haben sich die beiden angefreundet. Es war allerdings keine enge Freundschaft.« Nic hält inne und kramt in ihrem Gedächtnis. »Meine Mutter hat von einer

reichen Kundin mit einem Sportwagen erzählt, wenn sie von ihr sprach, und davon, wie schön ihr Haus sein würde, wenn erst mal alles fertig wäre. Bestimmt hat Mrs. Dard eine Menge Umsatz gebracht. Papa hatte ja als Lehrer nie ein hohes Gehalt.« Nic lächelt wehmütig. »Mama war sehr erfolgreich und außerdem sparsam. Der Großteil des Geldes, von dem mein Vater heute lebt, stammt von meiner Mutter, also aus den Einkünften ihres Ladens.«

»Mrs. Dard hat Drogen genommen«, meint Scarpetta. »Sie ist an einer Überdosis gestorben; entweder handelte es sich um einen Unfall oder um Mord, wobei ich Letzteres vermute. Angeblich litt sie in der Zeit vor ihrem Tod an Blackouts. Wissen Sie etwas darüber?«

»Das wissen alle hier«, entgegnet Nic. »Damals war es in Baton Rouge Stadtgespräch. Sie soll in einem Motelzimmer tot

umgefallen sein, und zwar im Paradise Acres Motel. Das klingt wie der Name eines Friedhofs. Der Laden liegt an der Chocktaw, einem ziemlich unschönen Teil der Stadt. Es hieß, sie habe eine Affäre gehabt und sich dort mit ihrem Liebhaber getroffen. Aber ich weiß auch nicht mehr als das, was in den Nachrichten kam.« »Was ist mit ihrem Mann?«, erkundigt sich Lucy.

»Gute Frage. Ich habe nie gehört, dass jemand ihm mal persönlich begegnet wäre. Finden Sie das nicht seltsam? Man sagt, er sei irgendein Adliger, der viel unterwegs ist.«

»Haben Sie mal ein Foto von ihm gesehen?«, will Rudy wissen.

Nic schüttelt den Kopf.

»Also bringen die Nachrichten nie was über ihn.«

»Er ist angeblich sehr medienscheu«, erwidert Nic.

»Und weiter? Was wissen Sie noch über Charlotte Dards Tod?«, hakt Marino nach.

»Denken Sie nach«, fordert Lucy Nic auf.

»Okay ...« Sie holt tief Luft. »Gut. Mir ist noch etwas eingefallen. Ich glaube, Charlotte Dard hatte Mom einmal zu einer Cocktailparty eingeladen. Soweit ich mich erinnere, ging meine Mutter nie zu Cocktailpartys. Sie trank keinen Alkohol, war ziemlich schüchtern und fühlte sich unter reichen Snobs fehl am Platz. Also war es eine große Sache für sie, dass sie trotzdem zusagte. Die Party fand auf der Plantage der Dards statt. Mom wollte hin, um neue Kundschaft für ihren Laden zu gewinnen und um ihrer besten Kundin Mrs. Dard eine Freude zu machen.«

»Wann war das?«, erkundigt sich Scarpetta.

Nic überlegt. »Kurz bevor meine Mutter ermordet wurde.«

»Wie lange ist kurz?«, fragt Rudy.

»Keine Ahnung.« Nic schluckt schwer. »Ein paar Tage. Ich glaube, es waren nur ein paar Tage. Sie hatte ein Kleid an, das sie sich extra für die Party gekauft hatte.« Sie schließt die Augen und unterdrückt einen Schluchzer. »Es war rosa mit weißen Paspeln. Als sie ermordet wurde, hing es noch an der Schranktür, wissen Sie? Es hing da, damit sie nicht vergaß, es in die Reinigung zu bringen.«

»Und Ihre Mutter starb knapp zwei Wochen vor Charlotte Dard«, stellt Scarpetta fest. »Irgendwie interessant«, merkt Marino an. »Es fand auch niemand seltsam, dass

eine durchgeknallte Frau wie Mrs. Dard, die unter Blackouts litt, eine Gartenparty veranstaltete.«

»Dasselbe habe ich auch gerade gedacht«, sagt Rudy.

»Wisst ihr was?« Marino gähnt herzhaft. »Ich bin fast zwanzig Stunden lang Auto gefahren. Dann hat Lucy mich durch die Luft kutschiert, bis mir übel wurde. Ich gehe jetzt ins Bett. Sonst besteht noch die Gefahr, dass ich Schlussfolgerungen ziehe, die zur Verhaftung des Nikolaus führen.«

»Dass dir schlecht geworden ist, ist nicht meine Schuld«, entgegnet Lucy. »Leg dich aufs Ohr. Du brauchst deinen Schönheitsschlaf. Ich habe schon fast gedacht, *du* wärest der Nikolaus.«

Marino steht auf und geht in Richtung Haupthaus hinaus.

»Ich glaube, ich halte auch nicht länger durch.« Scarpetta erhebt sich aus ihrem Sessel.

»Okay, Zeit zum Aufbruch«, meint Nic.

»Sie können ruhig bleiben«, bietet Scarpetta ihr an.

»Darf ich Sie noch was fragen?«, möchte Nic wissen.

»Aber natürlich.« Scarpetta ist so müde, dass sich ihr Gehirn anfühlt wie tiefgefroren. Der Schock, den die Nachricht von Jean-Baptiste Chandonnes Flucht ausgelöst hat, ist noch nicht verklungen.

»Welchen Grund hatte er, meine Mutter totzuschlagen?«

»Welchen Grund hatte jemand, Rebecca Milton totzuschlagen?«, entgegnet Scarpetta.

»Es ist anders gelaufen als geplant.«

»Glauben Sie, dass Ihre Mutter sich gewehrt hat?«, fragt Lucy.

»Sie hätte ihm bestimmt die Augen ausgekratzt«, erwidert Nic.

»Vielleicht ist das die Antwort ... Bitte verzeihen Sie, aber ich bin so müde, dass ich Ihnen im Moment nicht mehr weiterhelfen kann.«

Scarpetta verlässt das kleine Wohnzimmer und schließt die Schlafzimmertür hinter sich.

»Wie fühlen Sie sich?« Lucy setzt sich neben Nic aufs Sofa und sieht sie an. »Es muss wirklich schlimm für Sie sein; so schlimm, dass man es gar nicht beschreiben kann. Sie sind eine tapfere Frau, Nic Robillard.«

»Für meinen Vater war es viel schwerer. Er hat das Leben aufgegeben und alles hingeworfen.«

»Was zum Beispiel?«, fragt Rudy mit sanfter Stimme.

»Tja, er liebte den Lehrerberuf. Und er liebt das Wasser, zumindest war es früher so. Er und Mom. Die beiden hatten eine kleine Fischerhütte, wo niemand sie störte. Irgendwo weit draußen in den Sümpfen. Seitdem war er nicht mehr dort.«

»Wo genau ist die Hütte?«

»Im Dutch Bayou.«

Rudy und Lucy sehen einander an.

»Wer wusste davon?«, fragt Lucy.

»Wahrscheinlich alle, denen meine Mutter davon erzählt hat. Sie war sehr gesprächig, ganz anders als mein Vater.«

»Wo liegt der Dutch Bayou?«, erkundigt sich Lucy.

»In der Nähe vom Lake Maurepas; er geht vom Blind River ab.«

»Könnten Sie die Stelle wieder finden?«

Nic starrt sie an.

»Warum?«

»Beantworten Sie nur meine Frage.« Lucy berührt Nic leicht am Arm.

Sie nickt. Ihre Blicke treffen sich.

»Also gut.« Lucy sieht sie weiter an.
»Morgen. Sind Sie schon mal in einem Helikopter mitgeflogen?«

Rudy steht auf. »Ich muss ins Bett... Bin total fertig.«

Er weiß, was gerade zwischen Lucy und Nic geschieht. Und auf seine Art findet er sich damit ab. Doch er weigert sich, dabei zuzuschauen. Lucy betrachtet ihn. Ihr ist klar, dass er es zwar einerseits versteht, andererseits aber niemals begreifen wird. »Bis morgen, Rudy.«

Er geht hinaus. Seine leichten Schritte verklingen auf den Stufen.

»Übernehmen Sie sich aber nicht«, meint Lucy zu Nic. »Sie machen auf mich den Eindruck eines Menschen, der gern ein Risiko eingeht.«

»Ich habe schon auf eigene Faust den Lockvogel gespielt«, entgegnet sie, »und mich gekleidet wie ein potenzielles Opfer.

Ich sehe schließlich auch aus wie ein potenzielles Opfer.«

Lucy mustert sie eingehend und tut so, als sehe sie das erst jetzt, obwohl es ihr schon den ganzen Abend auffiel. »Ja, mit Ihrem blonden Haar und Ihrer Figur. Außerdem wirken Sie intelligent. Allerdings haben Sie nicht die Ausstrahlung eines Opfers. Sie haben zu viel Energie. Doch das könnte den Mörder auch reizen und ihn noch mehr erregen. Sie wären eine größere Herausforderung.«

»Ich hatte die falschen Motive«, geht Nic mit sich selbst ins Gericht. »Das heißt nicht, dass ich den Kerl nicht schnappen will. Ich wünsche mir mehr als alles andere, dass er endlich erwischt wird. Aber ich war draufgängerisch und starrsinnig und habe mich vielleicht selbst in Gefahr gebracht, weil die Sonderkommission keine Provinzmädchen wie mich in ihren Reihen duldet.

Und das, obwohl ich vermutlich als Einzige hier einen Lehrgang an der besten forensischen Akademie der Vereinigten Staaten absolviert habe und von den fähigsten Dozenten ausgebildet worden bin. Zum Beispiel von Ihrer Tante.«

»Haben Sie, als Sie sich umgesehen und sich selbst in Gefahr gebracht haben, vielleicht etwas beobachtet?«

»Ich war in dem Wal-Mart, wo Katherine entführt wurde, und zwar nicht lange, bevor es geschah. Etwas ist mir aufgefallen - eine Frau, die sich merkwürdig verhalten hat. Sie ist auf dem Parkplatz gestürzt und hat behauptet, sie hätte sich das Knie verletzt. Doch sie kam mir seltsam vor, weshalb ich Abstand zu ihr hielt und ihr nicht beim Aufstehen geholfen habe. Eine innere Stimme hat mir geraten, sie nicht anzufassen. Ich fand ihren Blick merkwürdig und bedrohlich. Außerdem nannte sie mich Lämmchen.

Mich hat noch nie jemand so genannt. Wahrscheinlich eine obdachlose Spinnerin.«

»Wie sah sie denn aus?« Lucy versucht, ruhig zu bleiben; sie darf die Beweise nicht dem Fall anpassen, nur umgekehrt wird ein Schuh daraus.

Nic beschreibt die Frau. »Das Merkwürdige ist, dass sie vermutlich dieselbe Frau war, die ich ein paar Minuten zuvor im Laden dabei beobachtet hatte, wie sie in der billigen Unterwäsche herumwühlte und ein paar Sachen stahl.«

Nun ist Lucy endgültig alarmiert.

»Bis jetzt ist noch niemand auf den Gedanken gekommen, dass der Mörder auch eine Frau sein oder zumindest eine Komplizin haben könnte. Bev Kiffin«, sagt sie.

Nic trinkt noch einen Schluck Kaffee. Als sie bemerkt, dass ihre Hand zittert, schiebt sie das auf das Koffein. »Wer ist Bev Kiffin?«

»Sie steht auf der FBI-Liste der zehn meistgesuchten Personen.«

»Oh mein Gott.« Nic lehnt sich wieder zurück und rutscht dabei näher an Lucy heran. Sie will bei ihr sein. Warum, weiß sie nicht, doch ihre Gegenwart wirkt auf sie belebend und erregend.

»Versprechen Sie mir, dass Sie nicht mehr allein auf die Jagd gehen«, sagt Lucy. »Betrachten Sie sich als Teil meiner Einsatzgruppe, einverstanden? Wir, also meine Tante, Rudy, Marino und ich operieren nur gemeinsam.«

»Ich verspreche es.«

»Mit Bev Kiffin sollten Sie sich besser nicht anlegen. Vermutlich ist sie es, die die entführten Frauen zu ihrem Partner

Jay Talley bringt. Der ist die Nummer eins auf der FBI-Liste der meistgesuchten Verbrecher.«

»Und die beiden verstecken sich da draußen?« Nic kann es nicht fassen. »Zwei Leute wie sie treiben sich dort herum?«

»Einen besseren Unterschlupf kann ich mir nicht vorstellen. Sie sagten doch, Ihr Vater habe eine Fischerhütte besessen und sie nach dem Mord an Ihrer Mutter aufgegeben. Ist es möglich, dass Charlotte Dard darüber informiert war oder wusste, wo die Hütte stand beziehungsweise steht?«

»Sie steht noch. Papa hat sie nie verkauft. Inzwischen ist sie sicher halb verfallen. Mrs. Dard könnte davon gehört haben. Schließlich

hat meine Mutter ihr Geld mit dem Ausschachten alter Häuser verdient und die gefundenen Gegenstände in ihrem Laden verkauft. Sie liebte altes, verwittertes Holz und empfahl ihren Kunden, es für Kaminumrandungen oder frei liegende Balken zu verwenden. Insbesondere die dicken Pfähle, auf die Fischerhütten gebaut sind. Keine Ahnung, was sie Mrs. Dard erzählt hat. Doch meine Mutter war absolut vertrauensselig und sah in jedem Menschen nur das Gute. Wie ich schon sagte, sie hat ein bisschen viel geredet.«

»Zeigen Sie mir morgen, wo die Fischerhütte ist, die Ihr Vater aufgegeben hat?«, fragt Lucy zum zweiten Mal. Sie möchte sichergehen, dass sich Nic nicht übernimmt.

»Ja, natürlich.«

»Können Sie das auch aus der Luft?«

»Ganz bestimmt«, erwidert Nic.

Benton lässt seinen Jaguar unauffällig auf dem Parkplatz einer Kirche, einen halben Kilometer entfernt vom Anwesen der Dards, stehen.

Jedes Mal, wenn er hört, dass sich aus irgendeiner Richtung ein Auto oder ein Lastwagen nähert, macht er einen Satz ins Gebüsch und versteckt sich im dichten Wald gegenüber dem Mississippi. Abgesehen davon, dass er unliebsame Begegnungen vermeiden möchte, weiß er, wie seltsam ein Mann mit schwarzem Anzug, schwarzem T-Shirt, schwarzer Kappe und schwarzer Gürteltasche wirkt, der zu Fuß am Straßenrand durch den Regen marschiert. Jemand könnte anhalten und ihn fragen, ob er eine Auto-panne hatte. Die Leute würden sich wundern.

Als er das Tor erreicht, an dem er spät am gestrigen Abend vorbeigefahren ist, verlässt er den Gehweg und schlägt sich in den Wald. Diesmal geht er immer tiefer hinein, bis er sieht, wie sich das Haus über die Baumwipfel erhebt. Dabei blickt er sich ständig nach allen Richtungen um. Er passt auf, wohin er tritt, und bemüht sich, keine abgefallenen Zweige zu zerbrechen. Zum Glück ist das Laub am Boden feucht und dämpft seinen Schritt. Als er gestern Nacht das Gelände erkundet hat, hat er sich nicht in den Wald gewagt, da es zu dunkel war, um etwas zu sehen. Eine Taschenlampe zu benutzen war ihm zu gefährlich. Allerdings ist er über das Tor geklettert und hat sich dabei Jacke und Jeans mit Rost beschmiert, einer der Gründe, warum er heute wieder seinen Anzug trägt.

Er fragt sich, wie sehr sich das Haus wohl seit seinem letzten Besuch verändert hat. In der Dunkelheit war nur schwer festzustellen,

ob es gut in Schuss gehalten wurde. Zu guter Letzt hat er einen Stein ins Gebüsch vor der Villa geworfen, um festzustellen, ob sich ein Bewegungsmelder einschaltete. Es tat sich nichts. Auch beim zweiten Versuch sprang kein einziges Licht an. Falls einige davon noch funktionieren und er sie heute Morgen auslöst, wird das trotz der grau verhangenen Sonne nicht weiter auffallen. Früher wurde das Grundstück von einem ausgeklügelten Kamerasystem überwacht. Doch Benton ist nicht so dumm, die Kameras zu testen, um zu ermitteln, ob ein rotes Lämpchen angeht, das ihm folgt, als wäre es lebendig. In der Auffahrt stehen ein neuer weißer Mercedes 500 AMC und ein älterer weißer Volvo. Der Mercedes war gestern Abend noch nicht da. Benton weiß nicht, wem der Wagen gehört, und er hat weder die Zeit noch die Möglichkeit, den Halter des in Louisiana zugelassenen Fahrzeugs feststellen zu lassen. Besitzerin des Volvo ist Eveline Guidon, zumindest war

das vor sechs Jahren so. Dankbar für seine dunkle Kleidung erstarrt Benton wie ein Hirsch im Scheinwerferlicht hinter einem dicken, tropfnassen Baum, als sich die Eingangstür der Villa öffnet. Etwa fünfzehn Meter links von der Vortreppe geht er in die Hocke, sodass er nicht mehr zu sehen ist.

Bundesstaatsanwalt Weldon Winn kommt aus dem Haus. Seine Stimme ist so dröhnend wie immer; seit ihrer letzten Begegnung hat er ordentlich zugenommen. Da Benton damit rechnet, dass Winn gleich in sein teures Auto steigen wird, muss er sich rasch etwas einfallen lassen. Weldon Winns Anwesenheit gehört zwar nicht zum Plan, ist aber eindeutig ein Vorteil und ein klarer Hinweis darauf, dass Jean-Baptiste im Stützpunkt seiner Familie in Baton Rouge Zuflucht gesucht hat oder dies zumindest beabsichtigt. Die Villa ist Mittelpunkt eines unglaublichen Korruptionsnetzwerks, das schon seit Jahrzehnten ungestört operiert,

da alle, die davon wissen, entweder absolut loyal oder tot sind.

Benton, zum Beispiel, ist tot.

Er beobachtet, wie der betrügerische Bundesstaatsanwalt von Baton Rouge einen mit Backsteinen gepflasterten Pfad zu einem alten Steingebäude mit einer dunklen Spitzbogentür entlanggeht, die zum Weinkeller führt. Die jahrhundertealte *cave* besteht aus einem von Sklaven gegrabenen Tunnel, der fast einen dreiviertel Kilometer lang ist. Winn schließt auf, tritt ein und zieht die Tür hinter sich zu. Benton, inzwischen völlig durchnässt, schleicht geduckt weiter, geht hinter einer Buchsbaumhecke in Deckung und blickt immer wieder zwischen Weinkeller und Haus hin und her. Nun kommt der riskanteste

Schritt. Den Rücken zum Haus, richtet er sich auf und schlendert lässig los.

Jemand, der aus dem Fenster schaut, könnte den Mann in Schwarz auch für einen Freund der Familie Chandonne halten. Die Tür besteht aus dickem Eichenholz. Die Stimmen dahinter sind kaum zu hören.

Scarpetta kann den kleinen Albert Dard nicht vergessen. Sie malt sich die Narben an seinem Körper aus, wohl wissend, dass es sich bei Selbstverstümmelung um eine Sucht handelt. Wenn er sich weiter selbst verletzt, wird er immer wieder in psychiatrischen Kliniken landen, bis er ebenso psychisch krank ist wie die Patienten, deren Diagnose eine Einweisung rechtfertigt.

Albert hingegen braucht keinen Klinikaufenthalt, sondern Hilfe. Jemand muss zumindest den Versuch unternehmen, herauszufinden, warum seine Angst vor einem Jahr so stark wurde, dass er sich verschlossen und seine Emotionen und Erinnerungen gewaltsam unterdrückt hat; nach einer Weile konnten ihm dann nur noch selbst zugefügte Schmerzen ein Gefühl der

Kontrolle, eine vorübergehende Erleichterung und eine Bestätigung der eigenen Existenz verschaffen. Scarpetta erinnert sich an die fast gleichgültige Haltung des Jungen, als dieser im Flugzeug mit seinen Karten mit den gewalttätigen Abbildungen gespielt hat. Als Nächstes denkt sie an seine bestürzte Reaktion bei der Vorstellung, niemand könnte ihn abholen, und sie vermutet, dass es für ihn nichts Neues ist, im Stich gelassen zu werden.

Je länger sie darüber nachgrübelt, desto mehr wachsen ihre Wut auf die Menschen, die sich eigentlich um den Jungen kümmern müssten, und ihre Angst um seine Sicherheit.

Während sie in Dr. Laniers Gästehaus Kaffee trinkt, wühlt sie in ihrer Handtasche nach der Telefonnummer, die sie aufgeschrieben hat, während Albert auf seine Tante wartete. Die Frau hatte nicht die geringste

Absicht, ihn abzuholen. Stattdessen hat sie alles so eingerichtet, dass Scarpetta gar nichts anderes übrig blieb, als ihn nach Hause zu fahren. Im Grunde genommen interessiert es Scarpetta herzlich wenig, welche Spielchen und Verschwörungsabsichten hinter Mrs. Guidons Verhalten stecken. Vielleicht wollte sie sie ja nur in ihr Haus locken, um festzustellen, was sie über Charlotte Dards Tod weiß. Und nun hat Mrs. Guidon sich zu ihrer Zufriedenheit davon überzeugen können, dass Scarpetta auch nicht besser über diesen Todesfall informiert ist als der Rest der Welt. Sie wählt die Nummer und ist erleichtert, als Albert sich meldet.

»Hier spricht die Dame, die neben dir im Flugzeug gesessen hat«, sagt sie.

»Hallo«, begrüßt er sie überrascht und scheint sich sehr zu freuen. »Wie kommt es, dass Sie anrufen? Meine Tante hat gesagt, das würden Sie niemals tun.«

»Wo ist sie?«

»Keine Ahnung. Sie ist rausgegangen.«

»Ist sie mit dem Auto weggefahren?«

»Nein.«

»Ich habe über dich nachgedacht, Albert«, meint Scarpetta. »Ich bin noch in der Stadt, aber ich muss bald abreisen. Also habe ich mich gefragt, ob ich vorbeischauen und dich besuchen soll.«

»Jetzt gleich?«, erwidert er begeistert.
»Sie wollen nur mich besuchen?«

»Würde dir das gefallen?«

Aufgeregt bejaht er.

Vorsichtig öffnet Benton die Tür des Weinkellers. Die Sig Sauer gezückt und entsichert, bleibt er seitlich des kleinen Eingangs stehen. Das Gespräch ganz in seiner Nähe verstummt, und eine Männerstimme sagt: »Du hast nicht richtig zugemacht.«

Schritte hallen auf einer Treppe, die aus schätzungsweise fünf Stufen besteht. Eine Hand, vermutlich die von Weldon Winn, will die Tür zudrücken. Aber Benton hält kräftig dagegen, sodass die Tür ganz aufschwingt und Winn die Stufen hinunterpurzelt. Erschrocken und stöhnend bleibt er auf dem Steinboden liegen. Der Mensch, mit dem er gesprochen hat, hat dadurch ein paar Sekunden gewonnen, um eine weitere Treppe hinunter zu fliehen. Benton hört rasche Schritte,

die sich entfernen. Allerdings gibt es für den Unbekannten - vielleicht Jean-Baptiste - keinen Ausweg. Der Weinkeller hat nur einen Eingang, keinen Ausgang.

»Aufstehen«, befiehlt Benton dem Bundesstaatsanwalt. »Und zwar langsam.«

»Ich bin verletzt.« Winn blickt hoch, während Benton, der auf der obersten Stufe steht, die Tür hinter sich schließt. Dabei zielt er mit der Pistole auf Winns Brust.

»Es ist mir scheißegal, ob Sie verletzt sind. Aufstehen!«

Benton nimmt die Baseballkappe ab und schleudert sie auf Winn. Es dauert lange, bis dem Staatsanwalt ein Licht aufgeht. Dann erbleicht er, und der Mund bleibt ihm offen stehen. In verrenkter Haltung und in seinem Regenmantel gefangen, liegt er auf dem Boden und starrt Benton entgeistert an.

»Sie können es gar nicht sein«, sagt er entsetzt. »Das ist unmöglich!«

Währenddessen lauscht Benton auf die Schritte des Flüchtigen. Er hört nichts.

Der kleine fensterlose Raum ist mit einer nackten, mit Spinnweben bedeckten Glühbirne und einem kleinen, sehr alten Tisch aus Zypressenholz ausgestattet. Auf der Tischplatte sind noch die dunklen Ringe der unzähligen Weinflaschen zu sehen, die hier verkostet wurden. Die Wände bestehen aus feuchtem Stein. Links von Benton sind vier Eisenringe eingelassen. Obwohl sie sehr alt sind, ist der Großteil des Rosts abgewetzt. Gleich daneben auf dem Boden liegen ein paar Rollen gelben Nylonseils; ganz in der Nähe befindet sich eine Steckdose.

»Aufstehen«, befiehlt Benton noch einmal. »Wer ist sonst noch hier unten? Mit wem haben Sie gerade gesprochen?«

Der verletzte Weldon Winn ist noch erstaunlich behände, denn er rollt sich auf dem Boden herum und zieht eine Pistole unter dem Mantel hervor.

Benton schießt zwei Mal auf ihn, einmal in die Brust und einmal in den Kopf, bevor Winn überhaupt den Finger am Abzug hat. Die Schüsse werden durch den Stein gedämpft.

Marinos Gewicht genügt, um den Helikopter um fünf Knoten zu bremsen.

Lucy stört das nicht weiter. Bei diesem Wetter würde sie die Maschine ohnehin nicht auf Höchstgeschwindigkeit hochtreiben. Es hat keinen Zweck, sich zu hetzen und vielleicht noch mit einer Antenne zu kollidieren, denn hier wimmelt es überall von Funkmasten. Diese erheben sich aus den Nebelfetzen, die es fast unmöglich machen, das haarfeine Hindernis und dessen Lichtblitze aus der Entfernung zu sehen. Lucy fliegt auf gut einhundertfünfzig Metern. Die Wetterverhältnisse haben sich seit ihrem Abflug in Baton Rouge vor zwanzig Minuten verschlechtert.

»Das gefällt mir gar nicht.« Marinos ängstliche Stimme hallt durch Lucys Kopfhörer.

»*Du* musst doch nicht fliegen. Beruhig dich und genieß den Flug. Können wir Ihnen etwas bringen, Sir?«

»Was hältst du von einem gottverdammten Fallschirm?«

Lucy grinst, während sie und Rudy aus dem Cockpit spähen und Ausschau halten.

»Hast du was dagegen, wenn ich kurz die Steuerhebel loslasse?«, meint sie zu Rudy, um Marino ein bisschen ins Schwitzen zu bringen.

»Soll das ein Witz sein?«, brüllt dieser.

»Autsch.« Lucy fährt die Lautstärke ihres Kopfhörers zurück, und Rudy übernimmt

das Steuer. »Du hast das Kommando«, sagt sie, damit ihr Copilot auch sicher weiß, dass er nun für das Fliegen verantwortlich ist.

Dann betätigt sie einen kleinen Knopf an ihrer Notfalluhr und stellt das obere Display auf Chronograph.

Nic, die noch nie in einem Helikopter mitgeflogen ist, fordert Marino auf, die Sache nicht noch zu verschlimmern.

»Wenn wir Lucy und Rudy nicht vertrauen können«, sagt sie, »dann niemandem. Außerdem ist bei diesem Wetter ein Autounfall wahrscheinlicher als ein Absturz.«

»Das ist doch alles Scheiße. Hier oben gibt es gar keine Autos. Außerdem wäre ich dankbar, wenn Sie das Wort Absturz nicht in den Mund nehmen würden.«

»Konzentriert euch«, weist Lucy ihre Fluggenossen an und kontrolliert mit ernster Miene das GPS. »Wir sind genau auf Kurs.«

Als sie und Marino das Gebiet gestern überflogen und das nordwestliche Ende des Sees gefunden haben, hat sie die Koordinaten ins GPS eingegeben.

Sie sinken auf einhundert Meter und drosseln das Tempo auf achtzig Knoten. Lucy kann zwischen den wabernden Nebelbänken den Lake Maurepas erkennen. Das Wasser ist dicht unter ihnen. Gott sei Dank braucht man über einem See und seinen Zuläufen und Bayous nicht auf Antennen zu achten. Sie fliegt noch langsamer, während Rudy sich vorbeugt und auf der Suche nach dem Ufer angestrengt hinausstartet.

»Nic?«, fragt Lucy. »Können Sie mich hören?«

»Ja«, erwidert Nics Stimme.

»Kommt Ihnen hier unten etwas bekannt vor?«

Lucy drosselt auf sechzig Knoten. Wenn sie die Geschwindigkeit noch mehr zurücknehmen muss, wäre ein Schwebeflug angebracht, was sie wegen des Polstereffekts und bei so schlechten Sichtverhältnissen lieber vermeiden möchte.

»Können Sie ein Stück zurückfliegen, damit wir den Blind River finden?«, meint Nic. »Der Dutch Bayou geht gleich am Ufer des Sees davon ab.«

»In welcher Richtung?« Lucy wendet den Helikopter und ist nicht gerade froh darüber, auf dieser Flughöhe zum Land zurückzukehren. Ein Glück, dass sie sich gestern sorgfältig jedes Hindernis eingeprägt hat.

Nic überlegt, dann ist wieder ihre Stimme zu hören. »Also, wenn Sie dem Fluss zum See folgen, liegt Dutch Bayou auf etwa drei Uhr rechts von Ihnen.«

Lucy wendet, nimmt denselben Kurs zurück und fliegt erneut über das Wasser.

»Hier ist es«, verkündet Nic. »Hier ist der Fluss. Schauen Sie, wie er eine Kurve nach links macht. Wenn wir höher fliegen würden, könnten wir mehr sehen.«

»Vergessen Sie's«, entgegnet Rudy.

»Ich glaube ... ja!« Nics Aufregung wächst. »Da ist es, an diesem ganz schmalen Flusslauf. Da drüben rechts. Dutch Bayou. Die Fischerhütte meines Vaters steht einen guten Kilometer weiter auf der linken Seite.«

Nun sind die Nerven aller zum Zerreißen gespannt. Rudy zieht eine Pistole aus dem

Schulterhalfter. Lucy holt tief Luft und lässt sich ihre Angespanntheit und Nervosität nicht anmerken, als sie über einem schmalen Bayou, wo dichte Zypressen bedrohlich aus dem Nebel ragen, auf dreißig Meter sinkt.r

»Bei dieser Flughöhe können sie uns hören«, stellt sie gelassen fest. Sie konzentriert sich und versucht, angesichts der sich zuspitzenden Situation die Ruhe zu bewahren. Plötzlich kommt eine verfallene graue Hütte in Sicht. An einem morschen Steg ist ein weißes Boot vertäut, das nicht richtig in diese Umgebung passen will.

Lucy kreist um die Hütte. »Sind Sie wirklich sicher?« Sie kann nicht verhindern, dass ihre Stimme vor Aufregung lauter wird.

»Ja, ich erkenne das Dach. Papa hat blaues Blech benutzt.

Ein bisschen von der Farbe ist noch zu sehen. Die Veranda und die Fliegentür sind auch dieselben.«

Lucy sinkt im Schwebeflug auf fünfzehn Meter und dreht dann nach links, bis Rudys Fenster auf einer Linie mit dem Boot ist.

»Abschießen!«, ruft Lucy ihm zu.

Rudy schiebt sein Fenster auf und gibt rasch siebzehn Schüsse auf den Rumpf des Bootes ab. Die Tür der Hütte springt auf, und Bev Kiffin kommt mit einer Flinte herausgestürmt. Lucy schiebt die zyklische Blattverstellung vor, um die Fluggeschwindigkeit zu erhöhen.

»Duckt euch! Aber bleibt in euren Sitzen!«

Rudy hat bereits ein neues Magazin eingelegt. Die hinteren Sitze befinden sich

zwar direkt über dem Tank, doch das bereitet Lucy kein Kopfzerbrechen. Jet-A-Treibstoff ist längst nicht so leicht entflammbar wie Benzin. Außerdem können Schrotkugeln höchstens Lecks hervorrufen, und ein Helikopter bietet von unten weniger Angriffsfläche.

Rudy bereitet die Schwimmkissen vor.

Bevs Flinte ist eine Pumpgun mit Magazinerweiterung. Sie feuert eine Salve aus sieben Schüssen ab. Die Schrotkugeln zerschmettern Fenster, treffen die Außenhaut und schlagen in den Hauptrotor und das Triebwerksgehäuse ein. Wenn die Brennkammer ein Loch abkriegt, wird es ein kleines Feuergeben. Sofort nimmt Lucy Leistung zurück und senkt die Leistungssteuerung. Alarmsirenen heulen verzweifelt, als sie das rechte Pedal drückt und sich in den Wind dreht. Bis auf eine mit hohem Schilf bewachsene Fläche entdeckt sie

keinen Platz zum Landen. Als Stickstoff freigesetzt wird, klingt das wie ein weiterer Schuss; sofort blasen sich die Schwimmkissen an den Kufen auf wie Schlauchboote. Der Helikopter ruckt aus dem Trimm, und während Lucy sich bemüht, ihn zu stabilisieren, wird ihr klar, dass mindestens eines der sechs Schwimmkissen von Schrotkugeln getroffen worden sein muss.

Die unsanfte Landung löst den so genannten ELT, den Notfall-Ortungssender, aus. Der Helikopter schaukelt auf dichtem Gras und dunklem schlammigem Wasser und neigt sich stark nach rechts. Lucy öffnet die Tür und blickt hinunter. Zwei der drei Kissen sind durchlöchert und haben sich nicht aufgeblasen. Nachdem Rudy Batterie und Generator abgeschaltet hat, bleiben alle eine Weile wie benommen sitzen und lauschen in die plötzliche Stille hinein, während der Helikopter weiter nach rechts sackt und im Schlamm versinkt. Sie sehen zu, wie das etwa

ein hundred Meter entfernte Boot mit Wasser vollläuft. Der Bug hebt sich, als es untergeht.

»Wenigstens kann sie jetzt nicht mehr abhauen«, stellt Rudy fest, als er und Lucy die Kopfhörer abgenommen haben.

Lucy entfernt eine große Kappe an ihrer Uhr, zieht die Antenne heraus und aktiviert den ELT.

»Los«, sagt sie. »Wir können hier keine Wurzeln schlagen.«

»Ich schon«, erwidert Marino.

»Nic?« Lucy dreht sich um. »Haben Sie eine Ahnung, wie tief das Wasser hier ist?«

»Nicht zu tief. Sonst würde hier nicht so viel Schilf wachsen. Der Schlamm ist das Problem. Wir könnten bis zu den Knien drin versinken.«

»Ich gehe nirgendwohin«, beharrt Marino. »Warum auch? Das Boot ist gekentert, also kann sie auch nicht verschwinden. Außerdem weigere ich mich, mich von Schlangen beißen oder von einem beschissenen Alligator auffressen zu lassen.«

»Wir können Folgendes tun«, fährt Nic fort, ohne auf Marinos Einwände einzugehen. »Das Schilf wächst bis hinter die Hütte. Ich weiß, dass das Wasser nicht sehr tief ist, denn wir sind früher in Gummistiefeln dort herumgewatet, um Muscheln zu suchen.«

»Ich gehe los«, verkündet Lucy und öffnet ihre Tür.

Aus der Hütte ertönt lautes Hundegebell.

Das Problem ist, dass Lucy sich wegen des aufgeblasenen Kissens an ihrer Kufe nicht langsam, einen Fuß nach dem anderen, hinuntergleiten lassen kann. Sie schnürt ihre

knöchelhohen Stiefel fester zu und reicht Rudy ihre Glock und die Ersatzmagazine.

Dann kauert sie sich wie eine Fallschirmspringerin in die Tür. »Also los!«

Als sie mit den Füßen zuerst im Wasser landet, stellt sie erfreut fest, dass es nur bis knapp über den Rand ihrer Stiefel reicht. Wenn sie sich rasch bewegt, sinkt sie kaum ein. Das Gesicht mit Schmutzwasser bespritzt, nähert sie sich Rudy, greift nach ihrer Waffe und steckt sie sich hinten in die Hose. Die Ersatzmagazine stopft sie fürs Erste in ihre Hosentaschen.

Alle halten füreinander abwechselnd Waffen und Munition fest, als erst Rudy und dann Nic die Maschine verlassen. Sie springen auf derselben Seite hinaus wie Lucy. Marino bleibt wie ein trotziger Koloss hinten im Helikopter sitzen.

»Willst du abwarten, bis der Vogel umkippt?«, ruft Rudy. »Komm raus, du Blödmann!«

Marino rutscht über die Sitze und wirft Rudy seine Pistole zu. Beim Springen verliert er das Gleichgewicht, fällt hin und stößt sich den Kopf an einem Schwimmkissen. Als er sich endlich fluchend wieder aufgerappelt hat, ist er von oben bis unten mit Schlamm beschmiert.

»Pssst«, zischt Lucy. »Auf dem Wasser kann man Stimmen kilometerweit hören. Alles in Ordnung?«

Marino wischt seine Hände an Rudys Hemd ab und nimmt wütend seine Waffe entgegen. Währenddessen blinken beide ELT-Signale auf Radarschirmen im Tower der Flughäfen auf und werden auch von Piloten aufgefangen, die zufällig die Notfrequenz eingeschaltet haben.

Sie waten los und halten dabei Ausschau nach den Schlangen, die sie im hohen Gras rascheln hören. Als die vier mit hoch erhobenen, gezückten Pistolen auf dreißig Meter an die Hütte herangekommen sind, öffnet sich wieder quietschend die Fliegentür. Bev kommt mit ihrer Flinte auf den Steg gestürmt. Sie brüllt wüste Beschimpfungen und scheint vor Verzweiflung und Wut bereit zu einem Selbstmordkommando.

Doch noch ehe sie anlegen kann, drückt Rudy ab.

Rattat-rattat-rattat-rattat.

Bev stürzt auf die alten Holzbohlen und fällt neben dem halb versunkenen Boot ins Wasser.

123

Als der kleine Albert Dard die massive Tür öffnet, ist die Vorderseite seines langärmeligen Hemdes mit Blut befleckt.

»Was ist denn mit dir passiert?«, ruft Scarpetta aus und tritt ein. Sie bückt sich und zieht sein Hemd hoch. Auf dem Bauch befindet sich ein aus oberflächlichen Einschnitten bestehendes Schachbrettmuster. Mit einem tiefen Seufzer lässt Scarpetta das Hemd sinken und steht auf.

»Wann hast du das gemacht?« Sie nimmt seine Hand. »Nachdem sie weg war und nicht wiedergekommen ist. Dann ist er auch gegangen. Der Mann aus dem Flugzeug. Ich mag ihn nicht.«

»Deine Tante ist nicht zurückgekommen?« Beim Eintreffen hat Scarpetta bemerkt, dass ein weißer Mercedes und Mrs. Guidons alter Volvo vor dem Haus parken.

»Wo können wir uns um deine Verletzungen kümmern?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich will mich aber nicht drum kümmern.«

»Aber ich. Ich bin Ärztin. Also los.«

»Wirklich?« Albert wirkt überrascht, als wäre er nie auf den Gedanken gekommen, dass eine Frau auch Ärztin sein kann.

Er geht mit Scarpetta nach oben in ein Badezimmer, das wie die Küche schon jahrelang nicht renoviert worden ist. Es ist mit einer altmodischen weißen Wanne, einem weißen Waschbecken und einem Medizinschränkchen ausgestattet, wo

Scarpetta zwar Jod, allerdings keine Pflaster findet.

»Jetzt ziehen wir erst mal dein Hemd aus.« Sie hilft ihm, es über den Kopf zu streifen. »Wirst du tapfer sein? Ich weiß, dass du das schaffst. Sich selbst zu schneiden tut doch weh, oder?«

Entsetzt betrachtet sie die zahlreichen Narben auf seinem Rücken und den Schultern.

»Ich spüre eigentlich nichts, während ich es mache«, antwortet er und beobachtet ängstlich, wie sie das Jodfläschchen öffnet.

»Ich fürchte, das hier wirst du jetzt spüren, Albert. Es brennt ein bisschen.« Sie lügt wie alle Ärzte, wenn die Behandlung höllisch wehtun wird.

Scarpetta arbeitet schnell; er beißt sich auf die Lippe, wedelt mit den Händen, um das Brennen zu kühlen, und unterdrückt dabei die Tränen.

»Du bist wirklich tapfer«, sagt sie, klappt den Toilettendeckel hinunter und nimmt Platz. »Möchtest du mir nicht erzählen, warum du angefangen hast, dich selbst zu schneiden? Jemand hat mir gesagt, dass das schon seit ein paar Jahren so geht.«

Er lässt den Kopf hängen.

»Du kannst mir ruhig antworten.« Sie nimmt seine Hände. »Wir sind doch Freunde.«

Zögernd nickt er. »Es sind Leute gekommen«, flüstert er. »Ich habe Autos gehört. Meine Tante ist rausgegangen, also bin ich ihr nachgelaufen. Ich habe mich versteckt. Und dann haben sie eine Frau aus einem

Auto gezerzt. Sie wollte schreien, aber sie hatten sie gefesselt.« Er zeigt auf seinen Mund und deutet einen Knebel an. »Und danach haben sie sie in den Keller geschubst.«

»Den Weinkeller?«

»Ja.«

Als Scarpetta sich daran erinnert, dass Mrs. Guidon ihr unbedingt den *Cave* zeigen wollte, stellen sich ihr vor Angst die Nackenhaare auf. Und jetzt ist sie wieder hier. Scarpetta weiß nicht, wer außer Albert sonst im Haus ist. Außerdem könnte jeden Moment jemand mit dem Auto kommen.

»Einer der Leute bei der gefesselten Frau war ein Monster.« Alberts Stimme wird schrill, und seine Augen weiten sich panisch. »So wie in den Horrorfilmen im Fernsehen. Mit scharfen Zähnen und langen Haaren. Ich

hatte solche Angst, er könnte mich hinter dem Busch entdecken.«

Jean-Baptiste Chandonne.

»Und dann mein Hund. Nestle. Sie ist nie wieder nach Hause gekommen!« Er fängt an zu weinen.

Scarpetta hört, wie unten die Tür aufgeht und wieder zufällt. Dann hallen Schritte durch die Vorhalle.

»Gibt es hier oben ein Telefon?«, flüstert sie Albert zu.

Starr vor Angst wischt er die Tränen aus seinem Gesicht.

Sie wiederholt ihre Frage in drängendem Tonfall.

Doch er sieht sie nur verständnislos an.

»Geh und schließ dich in dein Zimmer ein!«

Er berührt die Wunden an seinem Bauch und reibt darüber, sodass sie wieder zu bluten anfangen.»Los, und mach kein Geräusch!«

Leise eilt er den Flur entlang und verschwindet in einem Zimmer.

Ein paar Minuten lang wartet Scarpetta ab und lauscht auf die Schritte im Haus, bis diese verstummen. Sie klingen wie die eines Mannes, also recht schwer. Dann geht der Mann weiter, und Scarpetta klopft das Herz bis zum Hals, da er offenbar auf die Treppe zusteuert. Als sie ihn auf der ersten Stufe hört, kommt sie aus dem Bad, denn sie will verhindern, dass er - sie ist sicher, dass es sich um Jean-Baptiste Chandonne handelt - Albert findet.

Oben an der Treppe bleibt sie wie angewurzelt stehen, umklammert mit Leibeskräften das Geländer, schaut hinunter und betrachtet ihn. Sein Anblick löst in ihrem Kopf Leere aus. Sie schließt die Augen und öffnet sie wieder, weil sie glaubt, dass es nur Einbildung ist. Dann geht sie langsam, eine Stufe nach der anderen, hinunter, ohne den Blick von ihm abzuwenden. Doch auf halber Strecke muss sie sich setzen und starrt ihn nur weiter an.

Benton Wesley rührt sich nicht von der Stelle und sieht sie ebenfalls an. Als ihm Tränen in die Augen treten, blinzelt er sie rasch weg.

»Wer bist du?« Scarpettas Stimme klingt weit entfernt. »Du kannst es nicht sein.«

»Doch.«

Sie bricht in Tränen aus.

»Bitte, komm runter. Oder soll ich raufkommen und dich holen?« Er will sie erst berühren, wenn sie bereit dazu ist. Ebenso wie er selbst.

Sie erhebt sich und steigt zögernd weiter die Treppe hinunter.

Als sie ihn erreicht hat, macht sie einen großen Schritt rückwärts. »Also gehörst du auch zu ihnen, du Schwein! Du verdammtes Schwein.« Ihre Stimme zittert so sehr, dass sie kaum einen Ton herausbekommt. »Am besten erschießt du mich jetzt, denn ich weiß, was du die ganze Zeit getrieben hast, während ich dich für tot hielt. Du bist einer von diesen Leuten!« Sie wirft einen Blick auf die Treppe, als stünde dort jemand. »Du gehörst zu ihnen!«

»Ganz im Gegenteil«, erwidert er.

Er wühlt in einer Tasche seines Sakkos und fördert ein Stück weißes Papier zu Tage, das er glatt streicht. Es ist ein Umschlag der National Academy of Justice, der aussieht wie die Fotokopie, die Marino ihr gezeigt hat - die Fotokopie des Umschlags, in dem sich Chandonnes Briefe an Marino und sie befunden haben.

Benton lässt den Umschlag zu Boden flattern, damit sie ihn sehen kann.

»Nein...«, entgegnet sie.

»Bitte. Wir müssen miteinander reden.«

»Du hast Lucy gesagt, wo Rocco ist. Du musstest doch wissen, was sie tun würde!«

»Dir kann nichts geschehen.«

»Und du hast dafür gesorgt, dass ich *ihn* besucht habe. Ich habe ihm nie geschrieben.

Der Brief, der angeblich von mir war und in dem ich ihm anbot, ihn aufzusuchen und eine Abmachung zu treffen, stammte von *dir*.«

»Ja.«

»Warum? Warum hast du mir das angetan? Mich gezwungen, diesem Mann, diesem widerwärtigen Geschöpf, gegenüberzusitzen?«

»Du hast ihn gerade einen Mann genannt. Und damit hast du Recht. Jean-Baptiste Chandonne ist weder ein Ungeheuer noch ein Mythos, sondern ein Mann. Ich wollte, dass du ihn noch einmal siehst, bevor er stirbt, damit du deine Macht zurückeroberst.«

»Du hattest kein Recht, dich in mein Leben einzumischen und solche Spielchen mit mir zu treiben!«

»Bereust du, dass du dort warst?«

Im ersten Moment ist sie sprachlos. Dann erwidert sie: »Du liegst falsch. Er wurde nicht hingerichtet. Er ist geflohen.«

»Ich hatte nicht damit gerechnet, dass die Begegnung mit dir ihm einen Grund geben würde, weiterzuleben. Doch ich hätte es wissen müssen. Psychopathen wie er wollen nicht sterben. Vermutlich habe ich mich von seinem Schuldeingeständnis in Texas - auf das, wie er wusste, die Todesstrafe folgen würde - täuschen lassen. Ich habe fälschlicherweise angenommen, dass er wirklich ...«

»Du hast dich geirrt«, hält sie ihm wieder vor. »Du hattest offenbar zu viel Zeit und hast angefangen, Gott zu spielen. Und ich weiß nicht, was aus dir geworden ist. Irgendeine Art von ... von ...«

»Ja, ich habe mich geirrt. Ich bin einem Trugschluss aufgesessen. Und ich bin eine Maschine geworden, Kay.«

Er spricht ihren Namen aus. Und das erschüttert sie bis ins Mark.

»Jetzt kann dir niemand mehr etwas tun«, sagt er.

»Jetzt?«

»Rocco ist tot. Weldon Winn ist tot. Jay Talley ist tot.«

»Jay?«

Benton zuckt zusammen. »Es tut mir Leid, wenn er dir noch etwas bedeutet.«

»Jay?« Scarpetta versteht die Welt nicht mehr. Ihr ist schwindelig, und sie fühlt sich, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen. »Er

soll mir etwas bedeuten? Wie das? Weißt du alles?«

»Mehr als alles«, erwidert er.

Sie haben sich in der Küche an demselben Metzgerblock-Tisch niedergelassen, wo sich Scarpetta an einem Abend, an den sie sich kaum noch erinnern kann, mit Mrs. Guidon unterhalten hat.

»Ich war zu tief hineingeraten«, sagt Benton. Sie sitzen einander gegenüber.

»Ich war hier in ihrem Haus, wo sich viele der wichtigsten Beteiligten, die ihre schmutzigen Geschäfte am Hafen und am Mississippi abwickelten, die Klinke in die Hand gaben. Rocco. Weldon Winn. Talley. Sogar Jean-Baptiste.«

»Bist du ihm begegnet?«

»Viele Male«, antwortet Benton. »Hier in diesem Haus. Er fand mich amüsant, weil ich viel netter zu ihm war als die anderen. Ein Kommen und Gehen, alle waren sie hier. Die Guidon fungierte gewissermaßen als Gastgeberin. Und sie war keinen Deut besser als die anderen.«

»*War?*«

Benton zögert. »Ich habe vorhin beobachtet, wie Winn im Weinkeller verschwand. Dass die anderen sich auch dort aufhielten, wusste ich nicht. Allerdings vermutete ich, dass Jean- Baptiste sich dort versteckte. Aber es waren die Guidon und Talley. Ich hatte keine andere Wahl.«

»Du hast sie getötet.«

»Ich hatte keine andere Wahl«, wiederholt Benton.

Scarpetta nickt.

»Vor sechs Jahren habe ich mit einem anderen Agenten zusammengearbeitet. Er hieß Minor. Riley Minor. Angeblich stammte er aus dieser Gegend. Er hat einen Fehler gemacht, ich weiß nicht genau, welchen. Jedenfalls haben sie ihr Programm mit ihm durchgezogen.« Benton weist mit dem Kopf in Richtung Weinkeller. »Ihre Folterkammer, wo sie jeden zum Reden bringen. In die Wände sind noch die alten Eisenringe aus der Zeit der Sklaverei eingelassen. Talley hatte eine Schwäche für Heißluftpistolen und andere Methoden, mit denen man an Informationen herankommt. Und zwar schnell. Als ich sah, wie sie Minor in den Keller schleppten, wusste ich, dass unsere Operation gescheitert war, und habe mich rasch aus dem Staub gemacht.«

»Du hast nicht versucht, ihm zu helfen?«

»Das war unmöglich.«

Sie schweigt.

»Wenn ich nicht *gestorben* wäre, hätte ich wirklich dran glauben müssen, Kay. Wenn ich nicht *gestorben* wäre, hätte ich dich, Lucy und Marino nie wieder gesehen. Denn dann hätten sie euch ebenfalls umgebracht.«

»Du bist ein Feigling«, seufzt sie, zu erschöpft, um etwas zu fühlen.

»Ich kann verstehen, dass du mich für das Leid hasst, das ich dir zugefügt habe.«

»Du hättest mir die Wahrheit sagen können! Dann hätte ich nicht gelitten.«

Er betrachtet sie lange und erinnert sich an ihr Gesicht von damals. Sie hat sich kaum verändert. Eigentlich ist fast alles an ihr gleich geblieben.

»Was hättest du getan, Kay, wenn ich dir verraten hätte, dass ich meinen Tod vortäuschen muss und dass wir uns nie wieder sehen dürfen?«

Darauf hat sie, anders, als sie gedacht hat, keine Antwort. Die Wahrheit ist, dass sie ihm nie erlaubt hätte, einfach zu verschwinden, und das weiß er genau. »Ich hätte das Risiko auf mich genommen.« Die Trauer schnürt ihr wieder die Kehle zu. »Deinetwegen.«

»Dann begreifst du sicher auch mein Verhalten. Und wenn es ein Trost für dich ist: Ich habe auch gelitten. Kein Tag ist vergangen, an dem ich nicht an dich gedacht habe.«

Sie schließt die Augen und versucht, gleichmäßig zu atmen.

»Irgendwann konnte ich es nicht mehr aushalten. Am Anfang war ich so niedergeschlagen und gottverdammt

wütend. Dann habe ich begonnen, Berechnungen anzustellen. Es war wie beim Schach ...«

»Ein Spiel?«

»Kein Spiel. Ich meinte es todernst. Einen nach dem anderen habe ich die Personen beseitigt, die eine Bedrohung darstellten. Ich wusste, dass ich nie wieder würde untertauchen können, wenn ich meine Tarnung erst einmal aufgegeben hätte. Denn wenn ich versagt hätte, wäre ich erkannt worden oder schlicht und ergreifend ums Leben gekommen.«

»Ich war noch nie Anhängerin der Selbstjustiz.«

»Darüber kannst du dich mit deinem Freund und Senator Lord unterhalten. Die Chandonnes unterstützen mit gewaltigen Summen den Terrorismus, Kay.«

Sie steht auf. »Das ist alles zu viel für einen Tag. Einfach zu viel.« Als ihr plötzlich Albert einfällt, blickt sie hoch. »Ist der kleine misshandelte Junge wirklich Charlotte Dards Sohn?«

»Ja.«

»Bitte sag jetzt nicht, du seist sein Vater.«

»Jay Talley ist es. War es. Albert weiß nichts davon. Man hat ihm sein Leben lang das Märchen von einem berühmten, aber viel beschäftigten Vater aufgetischt, den er nie kennen gelernt hat. Eine Kinderphantasie. Er glaubt immer noch, dass er irgendwo einen allmächtigen Vater hat. Talley hatte eine kurze Affäre mit Charlotte. Eines Abends, als ich hier war, fand eine Gartenparty statt. Charlotte hatte eine Bekannte eingeladen, eine Antiquitätenhändlerin ...«

»Ich weiß«, sagt Scarpetta. »Wenigstens diese Frage hat sich mir beantwortet.«

»Talley sah sie, kam mit ihr ins Gespräch und tauchte kurz darauf bei ihr zu Hause auf. Sie wies ihn zurück, und das ist etwas, das er noch nie geduldet hat. Also hat er sie umgebracht. Und weil Charlotte die beiden zusammen beobachtet hatte, sorgte er dafür, dass sie ebenfalls starb, denn er hatte sie inzwischen ohnehin satt. Er verabredete sich mit ihr und brachte die Pillen mit.«

»Der arme kleine Junge.«

»Mach dir keine Sorgen um ihn«, erwidert Benton.

»Wo sind Lucy und Marino, Rudy und Nic?« Plötzlich fallen Scarpetta ihre Mitstreiter ein.

»Sie wurden vor etwa einer halben Stunde von einem Helikopter der Küstenwache abgeholt. Davor haben sie den Unterschlupf von Bev Kiffin und Jay Talley gestürmt.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe meine Quellen.«

Er steht vom Tisch auf.

Scarpetta muss wieder an Senator Lord denken. Die Küstenwache gehört inzwischen zum Heimatschutz. Senator Lord ist gewiss informiert.

Benton geht auf sie zu und blickt ihr in die Augen. »Ich würde es verstehen, wenn du mich für immer hasst. Und wenn du nicht mit mir zusammen sein willst, mache ich dir keinen ... tja, du solltest dich wohl sowieso lieber von mir fern halten. Jean-Baptiste ist

noch auf freiem Fuß und wird sich irgendwie an mir rächen wollen.«

Sie sagt nichts, sondern wartet lieber darauf, dass diese Halluzination vorbeigeht.

»Darf ich dich berühren?«, fragt Benton.

»Es ist egal, wer noch auf freiem Fuß ist und wer nicht. Völlig gleichgültig. Ich habe einfach zu viel mitgemacht.«

»Darf ich dich berühren, Kay?«

Sie nimmt seine Hände und presst sie gegen ihr Gesicht.